aard

dum

W. Frhr. v. Pechmann,
Rechtspraktikant.

Einübung im Christentum

von

Sören Kierkegaard.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

A. Bärthold.

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1878.

Vorbemerkungen.

Die Einübung im Christentum ist das erste von Sören Kierkegaards Werken, an dem ich mich mit Uebersetzen versucht habe. Schon vor sechs Jahren habe ich zwei größere Abschnitte als Manuscripte gedruckt Freunden und Bekannten mitgeteilt. Aber das Werk ohne weiteres herauszugeben, das ging nicht an. Um von Anderem mehr Persönlichem abzusehen: durch Martensens Ethik, Strodtmanns „geistiges Leben in Dänemark" auch durch „Christentum und Kirche" und eine Art mündlicher Ueberlieferung von Dänemark her war mancherlei über Kierkegaards Persönlichkeit verbreitet, was richtig gestellt oder ergänzt werden mußte, wenn das Buch nicht zu starker Voreingenommenheit begegnen sollte. Sein persönliches Leben ließ sich nun nicht mehr bei Seite lassen, wie ich sonst wol getan hätte — und es ist auch, wesentlich angesehen, die Illustration seines Werkes. Darum erschienen „S. K. eine Verfasserexistenz eigner Art" und „Noten zu S. K.'s Lebensgeschichte". Und außerdem — K. hatte diesem Werke eine ganze Literatur vorausgehen lassen; man kann sagen, daß 18 sehr verschiedenartige Schriften ausdrücklich darauf vorbereiteten, wenn auch nicht in gleichem Grade. So erschien es am richtigsten nach K.s eignem Verfahren aber in stark verkleinertem Maße Einiges zur Vorbereitung voranzuschicken, worauf dann ein Leser der „Einübung" nach Bedarf zurückgreifen könnte. Da nun die Einübung besonders auf den religiösen Reden mit ihrer steigenden Tonart und den „Philosophischen Bissen" mit der dazu gehörenden „Abschließenden

Nachschrift" fußt, so habe ich neben „Zwölf Reden" und den „Lilien auf dem Felde" auch Bruchstücke aus der abschließenden Nachschrift (diese ist nämlich ein umfangreiches und ziemlich schwieriges Buch) unter dem Titel: „Aus und über S. K." und „Lessing und die objective Wahrheit" herausgegeben. Teils bereiten sie direct vor für einzelne Begriffe und für die ganze persönliche Stellungnahme, teils auch so, daß sie eine Existenzweise vertreten, die relativ, im Entwicklungsgange, sehr berechtigt, ja notwendig ist, wie die „Innerlichkeit" in „Aus und über S. K.", aber welche dann durch die Einübung im Christentum gerichtet wird, wenn das Eingeständniß der Unvollkommenheit ausbleibt. Diese Schriften sind so weit möglich im Character der „Nachschrift" gehalten, die nichts weniger als docirend ist nnd dem Leser daher etwas mehr als üblich zumutet.* Bei diesem bisher wenig durchsichtigen Verfahren haben die Schriften doch, wie ich dankbar anerkenne, freundliche und aufmerksame Beachtung gefunden, mehr als zu erwarten war, und besonders an den Stellen, wo es mir am meisten Freude war.

So erscheint denn nun dies Buch. Es könnte im Widerstreit der Meinungen eine recht wirksame Stellung einnehmen. Denn während dort der „ideale Christus" und da der „historische Christus" auf die Fahne geschrieben wird, macht K. Front gegen Beides und ist zugleich am weitesten von aller Vermittlung entfernt. Er wendet sich nachdrücklich gegen das „historische Christentum" und verficht daß Christus außerhalb aller Geschichte steht; und ebenso verwirft er den „idealen" Christus und betont die Wirklichkeit aber als Gleichzeitig-

* Ein nicht übelwollender Recensent in der theol. L. Z. fand „Lessing u. d. obj. Wahrheit" sehr verwirrend — wol durch den Namen „Climakus" statt „Nachschrift" beirrt. Anderen scheint es ähnlich gegangen zu sein: so sei hier noch ausdrücklich gesagt, daß beide Abschnitte des Schriftchens, sowol der über Lessing als Typus des subjectiven Denkers als auch der über das objective Problem von der Wahrheit des Christentums (h. Schrift, Kirche usw.) Uebersetzungen aus der abschließenden Nachschrift sind; nur in den „Zwischenbemerkungen" sind Gedanken K.s mehr oder weniger frei verwendet.

keit, welche die einzige Wirklichkeit „für mich" ist. — Während die Einen die Anstöße des Christentums wegzuschneiden und die Andern sie wegzuleugnen suchen, ist in diesem Buche die Lehre vom „Aergerniß" das Mittelstück und im Aergerniß und Paradox statuirt es grade das Verständniß des Christentums. — Wenn K. ferner nachweist, daß ein Beweisen der Gottheit Christi ebenso Gottesleugnung ist wie das Wegdemonstriren derselben, und wenn er so in vielfacher Weise die vorhandenen Gegensätze zu bloß relativen macht: so könnte man meinen, das Buch müßte wirksam sein und die bisherigen Gegner vereinigen können mindestens — gegen sich selbst zu gemeinsamen Angriff. Aber, wie der kluge Statsmann S. 59 sagt: mit einem „Phänomen" läßt man sich nicht ein. Doch wenn auch die Mehrzahl der Leser vielleicht schon geärgert stecken bleibt, ehe sie bis zur Hauptsache, dem dritten Teil, oder auch nur bis zum „Aergerniß" gekommen sind, und wenn auch die Uebrigen mit einer Verbeugung vor Kierkegaards Geisteskraft und religiöser Energie weitergehen, so ist damit ja nicht gesagt, daß dies schlimm für das Buch wäre; es ist damit nicht einmal gesagt, daß es unwirksam wäre.

Kierkegaard hat auch die „Einübung" aus zweiter Hand verfaßt; er hat eine Persönlichkeit „Anticlimacus" gedichtet, deren Character in der Schrift sich ausprägt, wärend er selbst sich nur als Herausgeber nennt. Die äußere Form dieser Einkleidung, ist (auf dem Titel) weggelassen. Das Recht dazu liegt darin, daß K. einige Jahre später den Character des Anticlimacus in sich verwirklicht hatte, und bei der 2. Auflage (Mai 1855) in Fäderlandet erklärte, jetzt würde er dies Buch unter seinem Namen herausgegeben haben — wenn er es nicht als historisches Actenstück unverändert lassen wollte — und überdies als Angriff auf das Bestehende, d. h. mit Weglassung des dreimal wiederholten Vorworts und der „Moral" zu Nr I. — Geschrieben ist es 1848 aber erst 1850 heraus-

gegeben. Sehr bedauerlicher Weise bleiben die Tagebücher K.s aus dieser Zeit für jetzt verschlossen; K.s alte Widersacher aus den Tagen seines Lebens haben doch noch die von ihm gewollte Veröffentlichung der nachgelassenen Papiere zu hindern vermocht, die eben in sehr dankenswerter Weise bis 1848 vorgeschritten war. Wahrlich, das ist nicht einmal klug, damit gewinnen sie nichts aber verlieren. Wo es sich wie hier um Anlegung eines bestimmten sittlich-religiösen Maßstabes an Zeiterscheinungen handelt, da ist wol Rettung in der Aneignung desselben und im Eingeständniß, aber nicht in Unterdrückungsversuchen.

Dies Buch faßt im Wesentlichen zusammen, was K. der Christenheit zu sagen hat. Man kann ohne Schwierigkeit sehen, daß bereits hier der Sache nach Alles gesagt ist, was seine letzten Flugblätter aussprechen, nur daß diese viel schärfer und schneidender in der Form gehalten sind, mit gutem Recht, weil die mildere Form nicht genügend eingedrungen war.* In der Mitte zwischen Beiden steht die Schrift „Dommer selv" (Urteilet selbst!) welche 1876 durch Herrn Bischof P. Chr. Kierkegaard aus dem Nachlaß herausgegeben wurde.

So wenig ich den Text durch Zwischenreden zu stören wünschte, habe ich doch einige Anmerkungen beigefügt, wo mir zahlreichere übereinstimmende Einwendungen (auf Grund der Manuscripte) einen Fingerzeig nötig zu machen schienen. Da sie unterzeichnet sind, können sie ja, wenn's beliebt, ohne Weiterungen überschlagen werden. Aus gleichem Grunde schließe ich hier noch einige Bemerkungen allgemeinerer Art an.

---

* In „Christentum und Kirche" haben sich Viele besonders an zwei Stellen (S. 65 und 128) gestoßen; wahrscheinlich grade wegen der wenig glücklichen Anmerkungen des Uebersetzers. Im vorliegenden Buche ist dasselbe gesagt auf S. 302 und 141 — und da wird es schwerlich ein besonnener Leser übertrieben finden, ein besonnener Leser, der nicht mehr unterschiebt als gesagt ist. Aber freilich, man schiebt gern Uebertreibungen unter, um sich von der unbequemen Wahrheit frei zu machen.

Es ist ziemlich oft gesagt worden: „Man muß die Bibel nicht durch K.s Brille lesen.“ Das klingt auch recht gut — aber soll der Kurzsichtige nicht eine Brille zu Hilfe nehmen, und bewährt sich nicht eine Brille eben darin, daß sie klar und scharf hervortreten läßt, was vorher nur undeutlich und verschwommen zu sehen war? — Ueberdies, der Vergleich mit der Brille paßt im Geistigen doch nur sehr beschränkt. Ist sie passend, so braucht man sie grade nicht beständig auf der Nase zu tragen, sie macht bald das Auge selbst scharf; man würde also besser von Augensalbe reden. Den Mißbrauch verhindert K. selbst, soweit das Menschen möglich ist; und wenn sich angeblich Manche an ihn verloren haben, so war das ihre Schuld; hätten sie nachdenklicher auf seine Worte und seine Weise geachtet, so hätte er wol auch ihnen zur Selbstständigkeit helfen können.

Eins wird doch wol aus diesem Buche klar werden, daß man sich doch allzu arglos hat einreden lassen, K.s Religion sei subjectivistisch, womöglich ein Subjectivismus jener Art, wie er sich in der characteristischen Phrase von der „Befriedigung der religiösen Bedürfnisse“ ausdrückt. — Wo so Alles geknüpft wird an etwas objectiv Gegebenes, an das Leben Jesu Christi auf Erden mit dem unbedingten „Du sollst!“ und in dem Sinn, wie es hier ausgeführt ist, da wird doch wol Jedem „Objectives“ genug geboten, mehr als er sein ganzes Leben hindurch aufbrauchen wird, und darum ist es in Wahrheit unerfindlich, wie man auf die Idee kommen konnte, bei längerem Leben würde K. zu Rationalismus und Freigeisterei gekommen sein. Es ist unerfindlich, auch wenn man annimmt, daß den Herrn Erfindern entgangen ist, wie gut K. weiß, worauf seine Lebensanschauung gegründet ist und w a s Glauben ist. Wenn man es von seinem Pseudonymen Climacus behauptet hätte, da wäre noch Sinn darin, denn der steht eingestandenermaßen auf der Grenze zwischen allgemeiner Religion und Christentum und kann sich insofern gleicherweise nach rechts oder nach links wenden (Verf. Ex. S. 92).

— Man möchte die Lectüre von Reuters „Geschichte der Aufklärung im Mittelalter“ empfehlen, die könnte den Blick für solche Dinge wol klären und man möchte bitten, daß sich Niemand durch jenes scheinbar tiefe und wissenschaftliche Gerede die Dinge abstumpfen lasse, die gehört werden müssen, und die, wenn sie verwunden, doch heilsam verwunden.

Der erste Abschnitt mahnt mich — um auch das noch zu sagen — daran, wie Hiob, gereizt durch die dürftigen Ausführungen der Freunde, sich erhebt und sie weit überbietet im Schildern der Größe und Majestät Gottes. So war K. angewidert durch die landläufigen sentimentalen Darstellungen Jesu als des milden Menschenfreundes und stellt ihnen zunächst seine Erkenntniß dieser Liebe zur Seite, ehe er das Andere, das sonst Vergessene und Zurückgeschobene hervorbringt. Wie weit sich seine Art in die Situation der Zeitgenossen zu versetzen von den andern mehr oder weniger romanhaften Versuchen unterscheidet, wird sich wol leicht fühlbar machen.

Doch Alles, worauf etwa in solcher Richtung noch aufmerksam zu machen wäre, steht bei diesem Buche und bei dieser Form des Buches sehr in zweiter Reihe; es ist und will sein: Einübung im Christentum. Diese Einübung erscheint Manchen zu streng; die haben sich wol nicht deutlich gemacht, welche Stählung die Menschensele bedarf für ein ewiges Leben. Verlangt man nur eine Stärkung und Tröstung für dieses Leben, eine fromme Verklärung der irdischen Beziehungen: dann ist allerdings Einübung im Christentum unnötig, dazu genügt die allgemeine Religiosität.

Halberstadt, den 1. August 1878.

A. Bärthold.

Einübung im Christentum.

I

„Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.“

Zur Erweckung und Verinnerlichung.

procul o procul
este profani.

Vorwort.

In dieser Schrift ist die Forderung des Christentums in ihrer ganzen idealen Höhe dargestellt.

Diese Forderung muß ja gesagt und dargestellt und gehört werden; man darf christlich die Forderung nicht abschwächen, auch nicht sie verschweigen — und sich für seine Person den Einräumungen und Eingeständnissen entziehen.

Die Anforderung muß gehört werden; und ich verstehe das Gesagte wie allein zu mir gesagt — daß ich nicht bloß lerne meine Zuflucht zu der „Gnade" zu nehmen, sondern auch so zur „Gnade" hinfliehe, daß ich sie benutze.

S. K.

Anrufung!

Wol ist es achtzehn Jahrhunderte her, daß Jesus Christus hier auf Erden wanderte, aber dies ist ja nicht eine Begebenheit wie andere Begebenheiten, die zunächst als vergangen in die Geschichte kommen und dann als längst vergangen in Vergessenheit kommen. Nein, sein Dasein auf Erden wird niemals etwas Vergangenes und rückt also auch nicht weiter in Vergangenheit — wenn anders Glauben gefunden wird auf Erden; denn wenn nicht, ja, da ist es in demselben Augenblick lange her, daß er lebte. So lange dagegen ein Glaubender da ist, muß dieser auch ebenso gleichzeitig mit Jesu Gegenwart auf Erden sein, wie seine damaligen Zeitgenossen. Diese Gleichzeitigkeit ist die Bedingung des Glaubens und ist der Glaube selbst.

Herr Jesus Christus, daß wir da auch möchten so gleichzeitig mit Dir werden und Dich sähen in Deiner wahren Erscheinung und in der wirklichen Umgebung wie Du hier auf Erden gingst, nicht in der Gestalt in welche eine lere und nichtssagende, oder eine gedankenlos-schwärmerische, oder eine historisch-geschwätzige Darstellung Dich entstellt hat — welche weder die Gestalt der Erniedrigung ist, in der Dich der Gläubige sieht, noch die der Herrlichkeit ist, in der Dich noch Keiner gesehen hat. Daß wir Dich möchten sehen wie Du bist und warst und sein willst bis zu Deiner Wiederkunft in Herrlichkeit, nämlich als das Zeichen des Aergernisses und den Gegenstand des Glaubens, als den geringen Menschen und doch als den Retter und Erlöser des Menschengeschlechts,

der aus Liebe zur Erde kam um die Verlornen zu suchen, um zu leiden und zu sterben und der doch bekümmert — ach bei jedem Schritt den Du auf Erden tatest, so oft Du die Verirrten riefst, so oft Du Deine Hand ausstrecktest Zeichen und Wunder zu tun, und so oft Du ohne eine Hand zu rühren wehrlos den Widerstand der Menschen littest — wieder und immer wieder mußtest sagen: selig, wer sich nicht an mir ärgert. Daß wir Dich so sehen möchten und daß wir uns dann nicht an Dir ärgern möchten!

Die Einladung.

Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.

O verwunderlich, verwunderlich, daß der, welcher die Hilfe bringen kann, daß der sagt: kommet her! Welche Liebe! Liebreich ist es schon denen zu helfen, die um Hilfe bitten; aber selbst die Hilfe anbieten und sie Allen anbieten! Ja und grade allen denen, die nicht wieder helfen können. Sie anbieten, nein, sie ausrufen als brauchte der Helfer selbst Hilfe, als wäre er, der Allen helfen kann und will, selbst ein Bedrängter — und es drängt ihn auch zu helfen, er verlangt nach den Leidenden um ihnen zu helfen!

I.

„Kommet her!" — Ja, dabei ist nichts Verwunderliches, wenn einer der in Gefahr ist und Hilfe, vielleicht schnelle, augenblickliche Hilfe braucht, ruft: kommt her! Und dabei ist auch nichts verwunderliches, daß ein Marktschreier ausrufen läßt: kommt her, ich heile alle Krankheiten; denn bei dem Marktschreier ist das Unwahre nur allzu wahr, daß der Arzt die Kranken nötig hat. „Kommet her Ihr alle, die mit teurem Preise die Heilung bezahlen können — oder doch das Heilmittel; hier ist Medicin für jeden — der bezahlen kann; kommt her, kommt her!"

Aber sonst ist es doch so, daß man den aufsuchen muß, der helfen kann; und wenn man ihn gefunden hat, bekommt man ihn vielleicht nur schwer zu sprechen, und wenn man ihn zu sprechen bekommt, muß man ihn vielleicht noch lange bitten, und wenn man ihn lange gebeten hat, läßt er sich doch vielleicht nur langsam bewegen, das heißt, er macht sich kostbar; und zuweilen, grade wenn er keine Bezahlung nehmen will oder edelmütig darauf verzichtet, sagt dies nur wie unendlich kostbar er sich macht. Dagegen Er, der sich hingab, er giebt sich auch hier hin; er selbst sucht die auf, die Hilfe nötig haben, er selbst ist es der umhergeht und rufend, beinahe bittend spricht: kommet her. Er der Einzige, der helfen kann und mit dem Einen was not tut, der retten kann von der einzigen in Wahrheit lebensgefährlichen Krankheit, er wartet nicht darauf, daß Jemand zu ihm kommen soll, er kommt von selbst, ungerufen — denn er ruft ja, er bietet die Hilfe an — und welche Hilfe!

Ja, jener einfältige Weise der alten Zeit hatte unendlich eben so viel Recht als die Meisten Unrecht haben, wenn sie das Gegentheil tun, da er weder sich noch seine Unterweisung kostbar machte, ob er auch dadurch in anderm Sinn mit edlem Stolze ausdrückte, daß sie unbezahlbar war. Aber so war er nicht in Liebe bekümmert, daß er Jemand gebeten hätte zu ihm zu kommen und das — soll ich nun sagen obschon, oder soll ich sagen: weil er nicht wußte, was seine Hilfe zu bedeuten hatte; denn je mehr einer gewiß ist, daß seine Hilfe die einzige ist, desto mehr hat er menschlich gesprochen Grund, sie kostbar zu machen, und je weniger er gewiß ist, um so mehr Grund sie mit größter Bereitwilligkeit anzubieten, um doch etwas zu tun. Aber Er, der sich den Retter nennt und weiß, daß er es ist, er sagt besorgt: Kommet her zu mir.

* * *

„Kommet her Alle!" — Verwunderlich, denn daß Einer, der schließlich vielleicht nicht einem Einzigen helfen kann, den Mund voll lerer Worte nimmt und Alle einladet, das ist ja wie die Menschen nun einmal sind nicht so verwunderlich. Aber wenn man ganz sicher darin ist, daß man helfen kann und dabei willig ist zu helfen, wenn man darauf all seine Zeit und mit aller Aufopferung verwenden will; so pflegt man sich doch Eins vorzubehalten, nämlich daß man eine Auswahl trifft. Wie willig man auch ist zu helfen, so will man doch nicht jedem helfen, in dem Grade will man sich nicht preisgeben. Aber Er, der Einzige, der in Wahrheit helfen und Allen helfen kann, der Einzige also, der in Wahrheit Alle einladen kann, er macht auch gar keine Bedingung; dieses Wort, das von Anfang der Welt an wie auf ihn berechnet

ist, er sagt es auch: Kommet her Alle. O, menschliche Aufopferung, selbst wenn du am schönsten und edelsten bist und am meisten bewundert wirst, hier ist doch eine neue Aufopferung: so ganz jede Selbstbestimmung aufzugeben, daß in der Willigkeit zu helfen auch nicht die mindeste Vorliebe ist. O Liebe, so gar keinen Wert auf sich selbst zu legen, gänzlich sich selbst zu vergessen, daß man der ist, der hilft, ganz blind dafür, wer es ist dem man hilft, nur das sehend, daß es ein Leidender ist, was er auch sonst sein mag; so unbedingt Allen helfen wollen — ach darin verschieden von Allen!

* * *

„Kommet her zu mir." Verwunderlich! Denn menschliche Theilnahme tut ja auch willig Etwas für die, welche mühselig und beladen sind, man speist die Hungrigen, und kleidet die Nackten, man giebt milde Gaben und baut milde Stiftungen und ist die Teilnahme innerlicher, so besucht man wol auch die, welche mühselig und beladen sind. Aber sie zu sich einzuladen, das läßt sich nicht tun, da müßte ja die ganze Haushaltung und Lebensweise verändert werden. Es geht nicht an selbst im Ueberfluß oder doch in Glück und Freude zu leben und in täglichem Umgang zusammen zu sein und zusammen zu wohnen mit den Armen und Elenden, mit denen, die mühselig und beladen sind. Um sie so zu sich laden zu können, muß man selbst ganz auf dieselbe Weise leben, arm wie der Aermste, gering angesehen wie der geringste Mann im Volk, vertraut mit des Lebens Sorge und Qual, ganz in derselben Lage wie die, welche man zu sich ladet, wie die Mühseligen und Beladenen. Will man nämlich einen Leidenden zu sich einladen, so muß man entweder sich selbst

mit ihm gleichstellen oder den Leidenden mit sich selbst gleichstellen, denn sonst wird ja die Verschiedenheit nur größer durch den Gegensatz. Bei einem einzelnen Leidenden kann man ja eine Ausnahme machen und ihn in die eigene Lage versetzen — aber will man alle Unglücklichen zu sich einladen, so kann es nur in der Weise geschehen, daß man sich selbst ihnen gleichstellt, falls es nicht schon ursprünglich darauf angelegt ist, wie es bei ihm der Fall war, der sagt: kommet her zu mir Alle, Die Ihr mühselig und beladen seid. Das sagt er und die mit ihm lebten, die sahen und siehe, da ist auch nicht das Mindeste in seiner Lebenslage, das dem widerspricht. Mit der stillen und wahrhaften Beredsamkeit des Werkes drückt sein Leben es aus; selbst wenn er nie dies Wort gesagt hätte, sein Leben sagt: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid. Er steht zu seinem Wort, oder er selbst ist sein Wort, er ist was er sagt; auch in diesem Sinn ist er das Wort.

* * *

„Alle die Ihr mühselig und beladen seid.“ Verwunderlich! Das Einzige, was ihn besorgt macht ist, daß ein Mühseliger und Beladener dasein könnte, der seine Einladung nicht zu hören bekäme. Daß ihrer möchten zu Viele kommen, das fürchtet er nicht. O, wo Weitherzigkeit ist, da ist ja immer Raum, aber wo wäre denn Weitherzigkeit wenn nicht in seinem Herzen? Wie der Einzelne die Einladung verstehen will, das überläßt er dem Einzelnen; er hat sein Gewissen frei, er hat Alle eingeladen, die mühselig und beladen sind.

Aber was heißt das, mühselig und beladen sein? wa-

rum erklärt er es nicht genauer, damit man bestimmt wissen könne, wen er meint; warum ist er so wortkarg? O, Du Kleinlicher, er ist so wortkarg um nicht kleinlich zu sein; Du Engherziger, er ist so wortkarg um nicht engherzig zu sein; seine Liebe (und „die Liebe" wendet sich an Alle) will grade verhindern, daß sich auch nur ein Einziger ängstige mit Grübeln darüber, ob auch er unter den Eingeladenen sei. Wer eine nähere Bestimmung verlangen wollte, sollte das nicht ein Selbstsüchtiger sein, der darauf rechnet, es werde besonders auf ihn passen und für ihn sich eignen — ohne zu bedenken, wie solche nähere Bestimmungen unvermeidlich mit sich bringen, daß es dadurch für andere Einzelne immer unbestimmter wird, ob sie auch eingeladen sind. O Mensch, warum sieht Dein Auge bloß auf das Eigene; warum sieht es schel, weil Er so gütig ist! Die Einladung öffnet für Alle die Arme des Einladenden und so steht er da wie ein ewiges Bild, so bald eine nähere Bestimmung kommt, die vielleicht einem Einzelnen besondere Gewißheit giebt, so sieht der Eingeladene anders aus, so fliegt doch etwas wie ein Schatten von Veränderung über ihn hin.

* * *

„Ich will Euch erquicken"* — Verwunderlich! Denn nun muß ja doch jenes Wort „kommt zu mir" so verstanden werden: bleibt bei mir, ich bin die Ruhe, oder bei mir bleiben ist Ruhe. Es ist nicht wie sonst, wo der Helfer, der sagte „kommt her" dann wieder sagen muß „gehet nun," indem er jedem Einzelnen erklärt, wo die Hilfe zu finden ist,

---

* Die Dänische Bibel hat genauer als die Deutsche hier übersetzt: „Ich will Euch Ruhe geben." A. B.

die er braucht, wo das schmerzstillende Kraut wächst, das ihn heilen kann, oder wo die stille Stätte ist, wo er die Mühen lassen kann, oder wo der glückliche Weltteil ist, in dem man nicht beschwert ist. Nein, er der seine Arme öffnet und Alle einladet — o wenn Alle zu ihm kämen, alle die mühselig und beladen sind, da würde er sie Alle umschließen und sagen: bleibt nun bei mir, denn bei mir bleiben ist die Ruhe. Der Helfer ist die Hilfe. O, verwunderlich, während er Alle einladet und Allen helfen will, ist seine Weise den Beschwerten zu helfen auf jeden Einzelnen berechnet, als wäre jeder Kranke der einzige Kranke, den er habe. Sonst muß ein Arzt seine Zeit auf seine Kranken verteilen, die doch, weitaus nicht „Alle" sind, wie viele es auch sein mögen. Er verschreibt Heilmittel, er sagt was zu tun ist, wie es zu brauchen ist — und dann geht er zu einem andern Kranken, oder wenn der Kranke bei ihm war, so läßt er ihn gehen. Der Arzt kann nicht den ganzen Tag bei einem Kranken sitzen bleiben — ohne die andern zu versäumen. Deshalb ist dort auch der Helfer und die Hilfe nicht dasselbe. Die Hilfe, die der Arzt verschreibt, behält der Kranke den ganzen Tag bei sich, um sie beständig zu gebrauchen, während der Arzt nur dann und wann einmal zusieht. Aber wenn der Helfer selbst die Hilfe ist, so muß er ja den ganzen Tag bei dem Kranken bleiben oder der Kranke bei ihm — o, verwunderlich, daß nun grade dieser Helfer der ist, der Alle einladet!

II.

Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.

Welche ungeheure Verschiedenheit und fast grenzenlose Mannigfaltigkeit der Eingeladenen. Ein Mensch kann wol versuchen einige der Verschiedenheiten darzustellen — der Einladende muß Alle einladen, ob auch Jeden besonders oder als Einzelnen.

So geht denn die Einladung aus, auf die allbetretenen Wege und auf die einsamen und auf den einsamsten; ja, wo ein Weg so einsam ist, daß nur ein Einziger sonst Keiner ihn kennt, daß nur eine Spur da ist, die Spur des Unglücklichen, der auf diesem Wege mit seinem Elend flüchtete, sonst keine Spur, und keine Spur dafür, daß es auf diesem Wege eine Rückkehr giebt: auch dahin dringt die Einladung; sie selbst findet leicht und sicher den Weg zurück, am leichtesten wenn sie den Flüchtling mit sich zum Einladenden führt. Kommt her, kommt her Ihr alle, und Du, und Du, und auch Du mit, Du einsamster aller Flüchtlinge!

So geht die Einladung aus, und überall wo ein Scheideweg ist, bleibt sie stehen und ruft. Wie einst der Heroldsruf sich zu allen vier Himmelsgegenden wendete, so erklingt die Einladung, überall, wo ein Scheideweg ist, und nicht mit unbestimmtem Ton — denn wer würde dann kommen! — sondern mit der Zuverlässigkeit der Ewigkeit.

Sie steht am Scheidewege, da wo zeitliches und irdisches Leiden sein Kreuz hinsetzt, und sie ruft: kommet her. Kom-

met her alle Ihr Armen und Elenden, die Ihr in Armut Euch mühen müßt, um Euch — nicht eine sorgenfreie sondern eine mühselige Zukunft zu sichern; o bittrer Widerspruch: sich mühen müssen um sich das zu sichern, worunter man seufzt, dem man entfliehen will! — Ihr Geringgeachteten und Uebersehenen, um deren Dasein Niemand, Niemand sich kümmert, nicht so viel wie um ein Haustier, das hat mehr Wert! Ihr Sieche, Lahme, Taube, Blinde, Krüppel, kommet her! — Ihr Bettlägrigen kommt auch Ihr her; denn diese Einladung wagt auch Bettlägrigen zu sagen: kommt her! Ihr Aussätzigen! Denn die Einladung sprengt alle Unterschiede um alle zu sammeln; sie will wieder gut machen, was der Zwiespalt des Lebens verschuldet, wo dem Einen sein Platz angewiesen ist als Herrscher über Millionen im Besitz aller Güter des Glücks und einem Andern draußen in der Wüste — und warum, weil er (o grausamer menschlicher Schluß) weil er elend, unbeschreiblich elend ist, also weil er Hilfe und Mitleid braucht, und weil menschliches Mitleid eine erbärmliche Erfindung ist, da es grausam ist, wo es am meisten mitleidig sein müßte und nur dort mitleidig ist, wo es doch nicht in Wahrheit Mitleid ist! — Ihr Herzkranken, die Ihr nur durch Schmerzen zu wissen bekamt daß der Mensch in anderem Sinn als das Tier ein Herz hat, und was es sagen will, wenn man da leidet, was es sagen will, wenn der Arzt wol Recht hat, daß das Herz gesund ist und man doch herzkrank ist; Ihr, welche die Treulosigkeit betrog und welche dann menschliche Teilnahme zum Ziel für den Spott machte, denn menschliche Teilnahme läßt dabei selten auf sich warten; all Ihr Uebervorteilten und Benachteiligten und Gekränkten und Mißhandelten; alle Ihr Edlen, die Ihr, wie Jeder Euch zu sagen weiß, verdientermaßen den Lohn der

Undankbarkeit erntet, weil Ihr dumm genug seid edel zu sein, töricht genug um liebevoll und uneigennützig und treu zu sein; all Ihr Opfer der Hinterlist, des Betruges, der Verleumdung und der Mißgunst, welche die Niederträchtigkeit sich ersah und die Feigheit im Stich ließ, ob Ihr abseits und in der Einsamkeit geopfert wurdet, nachdem Ihr bei Seite gingt um zu sterben, oder ob Ihr nieder getreten wurdet im Menschengedränge, wo Keiner fragt, welches Recht Ihr habt, und welches Unrecht Ihr leidet; wo Keiner fragt, wie es schmerzt oder wieso es schmerzen kann, während Euch das Gedränge mit tierischer Gesundheit in den Staub tritt. Kommet her!

Die Einladung steht am Scheidewege, da wo der Tod scheidet zwischen Tod und Leben. Kommet her all Ihr Trauernden, Ihr Sorgenden, die Ihr Euch vergebens müht! Denn wol ist Ruhe im Grabe, aber sitzen- oder stehen bei einem Grabe und gehen zu einem Grabe, das ist ja doch nicht liegen im Grabe; und immer wieder in Gedanken die Grabschrift ablesen, die man sich selbst setzt und selbst am besten versteht: wer hier begraben liegt — das heißt doch nicht begraben liegen. Im Grabe da ist Ruhe, aber bei dem Grabe da ist keine Ruhe; da heißt es: bis hierher und nicht weiter, nun kannst Du wieder nach Hause gehen. Wie oft Du auch in Gedanken oder auf Deinen Füßen Tag um Tag zu solchem Grabe kommst, Du kommst nicht weiter, nicht von der Stelle; und das ist sehr anstrengend und bringt nicht Ruhe. Kommt deshalb her, hier ist der Weg, auf dem man weiter geht, hier ist Ruhe bei dem Grabe, Ruhe vom Schmerz des Verlustes oder Ruhe im Schmerz des Verlustes — bei Ihm, der ewig die Getrennten vereint, fester als die Natur Eltern und Kinder, Kinder und Eltern vereint — ach, die wurden

ja getrennt; inniger als der Geistliche Mann und Frau vereint — denn die Scheidung trat ja ein; unauflöslicher als das Freundschaftsband Freund und Freund vereint — denn es wurde ja gelöst. Die Trennung drang überall ein um Schmerz und Unruh zu bringen; aber hier ist Ruhe! Kommt auch Ihr her, denen zwischen den Gräbern ein Aufenthalt angewiesen wurde, von der menschlichen Gesellschaft als todt betrachtet aber nicht vermißt, nicht beweint — nicht begraben und doch todt, die Ihr also weder dem Leben noch dem Tode angehört; ach Ihr, für welche die menschliche Gesellschaft grausam sich verschloß und für welche doch noch kein Grab barmherzig sich öffnete: kommt auch Ihr her, hier ist Ruhe und hier ist Leben!

Die Einladung steht am Scheidewege, dort wo der Weg der Sünde sich abbiegt von der Umfriedigung der Unschuld — o, kommt her, Ihr seid Ihm so nahe; ein einziger Schritt auf dem andern Wege und Ihr seid so unendlich weit von ihm fort. Wol verlangt Ihr vielleicht noch nicht nach Ruhe, versteht noch nicht recht, was das heißen will; aber folgt doch der Einladung damit der Einladende Euch vor dem bewahre, woraus man nur schwer und gefahrvoll gerettet wird; damit Ihr gerettet bei ihm bleibet, der Alles rettet, auch die Unschuld. Denn wenn sich auch wirklich irgendwo die Unschuld ganz rein fände, warum sollte sie nicht auch zum Retter eilen, daß er sie vor dem Bösen rette und bewahre.

Die Einladung steht am Scheidewege, da wo der Weg der Sünde tiefer hinein in die Sünde führt. Kommt her all Ihr Verlaufenen und Verirrten, welcher Art Eure Verirrung und Sünde auch sein mag, ob entschuldbarer in Menschenaugen und doch vielleicht furchtbar groß, oder furchtbar in Menschenaugen und doch vielleicht entschuldbarer; ob sie offen-

bar wurde hier auf Erden, oder verborgen blieb aber bekannt ist im Himmel – und fandet Ihr zwar Vergebung auf Erden, doch nicht Ruhe in Eurem Innern, oder fandet Ihr keine Vergebung, weil Ihr sie nicht suchtet, oder weil Ihr sie vergebens suchtet: o, wendet um und kommt hierher, hier ist Ruhe!

Die Einladung steht am Scheidewege, da wo der Weg der Sünde das letzte Mal abbiegt und für das Auge sich verliert — in Verlorenheit. O, wendet um, wendet um, kommt her; erschreckt nicht vor der Schwierigkeit der Umkehr, wie schwer sie auch ist; fürchtet nicht die Beschwerlichkeit des Rückwegs, wie mühsam er auch zur Rettung führt, während die Sünde mit beschwingter Fahrt, wit wachsender Schnelligkeit vorwärts führt oder — abwärts, so leicht, so unbeschreiblich leicht, ja so leicht wie wenn das Roß gar nicht mehr zu ziehen braucht aber auch mit aller Kraft den Wagen nicht mehr halten kann, der in den Abgrund läuft. Verzweifelt nicht über jeden Rückfall, welchen der Gott der Langmut Langmut genug hat zu vergeben, und unter den deßhalb der Sünder sich doch wol geduldig zu demütigen hat. Nein, fürchtet nichts und verzweifelt nicht; Er der sagt „kommt her" er ist mit Euch unterwegs, er gewährt Hilfe und Vergebung auf dem Wege der Umkehr, der zu ihm führt, und bei Ihm ist Ruhe.

Kommt her Ihr Alle, Alle, bei ihm ist die Ruhe und er macht keine Schwierigkeiten, er tut nur Eins: er öffnet seine Arme. Er wird Dich nicht erst fragen, Du Leidender, wie rechtschaffene Menschen tun, selbst wenn sie helfen wollen: Du bist doch wol nicht selbst Schuld an Deinem Unglück, Du hast Dir noch wol nichts vorzuwerfen? Es ist so leicht

nach dem Aeußerlichen zu urteilen, nach dem Ausfall; wenn einer mißgestaltet ist, ein unvorteilhaftes Aeußere hat, da zu urteilen: also ist er ein böser Mensch; wenn einer unglücklich genug ist, Schlimmes in der Welt zu leiden, daß er nichts wurde oder es mit ihm rückwärts ging, da zu urteilen: also ist er ein schlechter Mensch. O, und es ist eine so ausgesucht erfundene Art grausamen Genusses gegenüber einem Unglücklichen die eigne Gerechtigkeit fühlen zu wollen, indem man sein Leiden für eine Strafe Gottes erklärt, so daß man also wol ihm nicht einmal helfen darf — oder daß man doch, auch wenn man hilft, ihm jene richtende Frage vorlegt, welche der eignen Gerechtigkeit schmeichelt. Aber Er wird Dich nicht so fragen, nicht auf grausame Weise will Er Dein Wohltäter sein. Und bist Du Dir bewußt ein Sünder zu sein, so wird er Dich nicht danach fragen, er wird nicht noch mehr das geknickte Rohr zerbrechen, sondern Dich aufrichten wenn Du Dich an ihn schließest. Er wird Deine Sünde nicht noch schrecklicher hervortreten lassen, indem er sich Dir gegenüber stellt, sondern wird Dir eine Bergung bei sich gönnen, indem er Deine Sünden bedeckt. Denn er ist der Freund der Sünder. Wenn von einem Sünder die Rede ist, da steht er nicht bloß stille und öffnet seine Arme und spricht: kommet her, nein, da steht er und wartet, wie der Vater des verlorenen Sohnes wartet, oder er steht nicht und wartet sondern geht zu suchen, wie der Hirte das verlorene Schaf, wie das Weib den verlorenen Groschen. Er geht, doch nein, er ist gegangen und unendlich viel weiter als irgend ein Hirt und irgend ein Weib, er ging ja den unendlich weiten Weg von dem Gottsein bis zu dem Menschwerden, den ging er, um die Sünder zu suchen!

III.

Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.

„Kommet her!" Denn er nimmt an, daß die Mühseligen und Beladenen schwer genug die Bürde fühlen, schwer die Mühe und nun dastehen ratlos und seufzend, Einer überall umherspähend, ob nicht doch Hilfe zu finden sei, ein Anderer, das Auge zur Erde gewendet, weil er keinen Trost sah, ein Dritter nach oben starrend, als müßte sie doch vom Himmel kommen — aber Alle suchend. Deßhalb sagt er: kommet her. Wer aufhörte zu suchen und zu sorgen, den ladet er nicht ein. — „Kommet her!" Denn Er, der einladet, weiß, daß es grade die Art des wahren Leidens ist, abseits für sich hinzugehen und sich in stille Trostlosigkeit zu versenken ohne Mut sich Einem anzuvertrauen und ohne Freimütigkeit, die auf Hilfe hofft. Ach, nicht bloß jener eine Dämonische war von einem stummen Geiste besessen; jedes Leiden, das nicht stumm macht, hat nicht viel zu bedeuten, so wenig wie die Liebe viel zu bedeuten hat, wenn sie nicht stumm macht. Die Leidenden, deren hurtige Zunge geläufig ihre Leidensgeschichte erzählt, die sind weder mühselig noch beladen. Sieh, deßhalb darf der Einladende nicht darauf warten, daß die Mühseligen und Beladenen zu ihm kommen, er ruft sebst liebevoll; alle seine Willigkeit zu helfen, würde doch vielleicht nichts helfen, wenn er nicht dies Wort sagte und damit den ersten Schritt täte, denn in dem Klang dieses Wortes kommt er ja zu ihnen. O, menschliche Teilnahme, vielleicht ist es doch manchmal ach-

tungswerte Selbstbeherrschung vielleicht auch zuweilen innerliches und wahres Mitgefühl, wenn Du Dir versagst, den zu fragen, von dem Du vermutest, daß er über einem verborgenen Leiden grübelt: aber wie oft ist's nicht auch Klugheit, die nicht wünscht zu viel zu hören! Oft ist's nur Neugierde, nicht Teilnahme, die sich in das Geheimniß des Unglücklichen hineinwagt, und dann fühlt sie es als eine Bürde, fast wie eine Strafe der Neugierde, wenn er der Einladung folgt und kommt. Aber Er, der das lösende Wort „Kommet her" spricht, er betrügt nicht sich selbst und wird auch Dich nicht betrügen, wenn Du zu ihm kommst um Ruhe zu finden, indem Du Deine Bürde auf ihn wirfst. Er folgt dem Triebe seines Herzens indem er das Wort sagt, und sein Herz folgt dem Wort, — folge Du nur dem Wort, so führt es Dich zu seinem Herzen, das Eine folgt auf das Andere — o, folge nur seiner Einladung. — „Kommet her"! Denn er nimmt an, daß die Mühseligen und Beladenen so erschöpft und ermattet sind, daß sie wie in Betäubung wieder vergessen, daß Trost da ist; oder er weiß, daß es keinen Trost und keine Hilfe gibt, wenn sie nicht bei ihm gesucht wird, deßhalb muß er ihnen zurufen: „Kommet her"!

* * *

„Kommet her!" Denn jede Gesellschaft hat ja ein Symbol oder etwas, woran die Zugehörigkeit erkannt wird. Wenn das junge Mädchen in bestimmter Weise geputzt ist, weiß man, sie geht zum Tanz. Kommt her Alle die Ihr mühselig und beladen seid. Du brauchst das Erkennungszeichen nicht äußerlich und sichtbar zu tragen, komme nur mit

gewaschenem Antlitz und gesalbtem Haupt, wenn Du nur innerlich mühselig und beladen bist.

* * *

„Kommet her!“ O, steh doch nicht stille und bedenk Dich nicht, nein bedenke, bedenke: wenn Du die Einladung gehört hast und doch stille stehst, so hörst du im nächsten Augenblick den Ruf schon schwächer und entfernst Dich von ihm, ob Du auch auf der Stelle bleibst. — Kommet her! O, wie müde und matt Du auch von der Last sein magst oder von dem langen und doch vergeblichen Laufen nach Hilfe und Rettung, wenn Dir auch ist, als könntest Du keinen Schritt mehr tun, keinen Augenblick mehr aushalten ohne umzusinken: o, bloß einen Schritt noch, hier ist die Ruhe! — „Kommet her“! Und wenn Einer so elend wäre, daß er nicht kommen könnte — o, ein Seufzer ist genug; daß Du nach ihm seufzest, das bringt Dich auch zu Ihm.

Der Rückstoß.

Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.

Steh nun stille! Und wobei ist hier stille zu stehen? Bei dem, was augenblicklich Alles verändert — so daß Du in der Wirklichkeit nicht, wie man doch erwarten muß, ein unübersehbares Gedränge der Mühseligen und Beladenen zu sehen bekommst, die der Einladung folgen, sondern grade das Gegenteil, ein unübersehbares Gedränge von Menschen, die rückwärts flüchten wie entsetzt, und dann vorwärts stürmen und niedertreten, so daß man nach dem Ausfall schließen müßte, das Wort habe gelautet: procul, o procul este profani und nicht „Kommet her."

Bleib stehen bei dem was unendlich wichtiger und unendlich entscheidender ist — bei dem **Einladenden.** Nicht als wäre er nicht der Mann dazu um zu tun, was er sagt, oder Gott um zu halten, was er gelobt, nein in einem anderem Sinn.

I.

Daß der Einladende die bestimmte historische Person ist und sein will, die er vor 1800 Jahren war, und in derselben Weise dasein will, wie er damals lebte und jenes Wort der Einladung sagte. -- Er ist nicht und will auch nicht Einer sein, von dem man so aus der Weltgeschichte und sonst nicht weiter Etwas zu wissen bekommen hat; denn aus der Geschichte kann man nichts von ihm zu wissen bekommen, weil von ihm überhaupt nichts „gewußt" werden kann. — Er will nicht menschlich nach den Folgen seines Lebens beurteilt werden, sondern er ist und will sein des Aergernisses Zeichen und des Glaubens Gegenstand. Ihn nach den Folgen seines Lebens beurteilen ist Gottesleugnung; als Gott ist sein Leben, daß er lebte und gelebt hat, unendlich mehr entscheidend als alle Folgen in der Weltgeschichte.

a.

Wer hat jenes einladende Wort gesagt?

Der Einladende. Wer ist der Einladende? Jesus Christus. Welcher Jesus Christus, der, welcher in der Herrlichkeit zu seines Vaters Rechten sitzt? Nein. Aus der Herrlichkeit hat er kein Wort zu uns geredet. Also ist es Jesus Christus in seiner Erniedrigung, im Stande der Erniedrigung, der dieses Wort gesagt hat.

Ist denn Jesus Christus nicht derselbe? Ja er ist derselbe heut und gestern und derselbe wie vor 1800 Jahren, der Jesus Christus der sich selbst erniedrigte und Knechtsge-

stalt annahm, der hat das einladende Wort gesagt. Er ist es auch der gesagt hat, daß er wird wiederkommen in Herrlichkeit. Bei seiner Wiederkunft in Herrlichkeit ist er auch derselbe Jesus Christus; aber dies ist noch nicht geschehen.

Ist er denn jetzt nicht in Herrlichkeit? Ja, das glaubt der Christ. Aber im Stande der Erniedrigung sagte er dies Wort, aus der Herrlichkeit hat er es nicht gesagt. Und von seiner Wiederkunft in Herrlichkeit kann man nichts wissen, sie kann nur geglaubt werden im strengsten Sinn des Worts. Aber gläubig kann man nur werden, wenn man zu ihm kommt als dem Erniedrigten, als des Aergernisses Zeichen und des Glaubens Gegenstand. Anders ist er für uns nicht da, denn nur so ist er dagewesen. Daß er in Herrlichkeit wiederkommt, wird erwartet, aber es kann nur von dem erwartet und geglaubt werden, der sich so zu ihm gehalten hat und hält, wie er dagewesen ist.

Jesus Christus ist also derselbe; doch lebte er vor 1800 Jahren in seiner Erniedrigung und verändert sich erst bei seiner Wiederkunft. Noch ist er nicht wiedergekommen, also ist er noch beständig der Erniedrigte, von dem geglaubt wird, daß er wiederkommt in Herrlichkeit. Was er gesagt und gelehrt hat, jedes Wort, das er sprach, wird unwahr, wenn wir den Schein erwecken, es sei Christus in Herrlichkeit, der es gesagt habe. Nein, dieser schweigt, der Erniedrigte redet. Der Zwischenraum zwischen seiner Erniedrigung und Erhöhung, der in diesem Augenblick etwa 1800 Jahr beträgt und vielleicht noch vielmal 1800 Jahr dauert, der tut gar nichts zur Sache; soll er machen, daß Christus weder das Eine noch Andere ist, so entstellt er ihn bloß und macht das einladende Wort unwahr.

Es ist unwahr, wenn ich Worte erdichte und von einem Menschen behaupte, er habe sie gesagt. Aber es ist auch unwahr und das Wort wird unwahr, wenn ich ihn, der es sagte, wesentlich anders dichte als er war, da er es sagte. Wesentlich anders, denn eine Zufälligkeit kann es nicht unwahr machen, daß „er“ es gesagt hat. — Und so wenn es Gott gefällt hier auf Erden in so strengem Incognito zu wandeln, wie es nur ein Allmächtiger sich beilegen kann, für alles Mitwissen undurchdringlich — warum er es tut, in welcher Absicht, das weiß er am besten, aber welches auch der Grund und die Absicht ist, sie bezeugen, daß dies Incognito etwas wesentliches zu bedeuten hat: und wenn es ihm so gefällt in einer geringen Knechtsgestalt, ganz wie ein anderer Mensch anzusehen, die Menschen zu lehren — wenn dann ein Anderer seine Worte ganz genau wiederholt, aber den Schein erweckt, es habe Gott diese Worte gesagt, so wird es unwahr; denn es ist unwahr, daß „er“ diese Worte gesagt hat.

b.

Kann man aus der Geschichte* etwas von Christus zu wissen bekommen?

Nein. Warum nicht? Weil man von „Christus“ überhaupt nichts „wissen“ kann. Er ist das Paradox, der Gegenstand des Glaubens, nur vorhanden für den Glauben. Aber die Geschichte überliefert nur „Wissen“, also kann man von der Geschichte nichts von Christus erfahren. Denn bekommt man wenig oder viel oder etwas von ihm zu wissen, so lernt man ihn nicht kennen wie er in Wahrheit ist. Man

* Unter Geschichte wird hier überall die profane Geschichte verstanden, die Weltgeschichte im Gegensatz zur heiligen Geschichte.

bekommt etwas Anderes von ihm zu wissen als was er ist, also etwas Unrichtiges und man wird betrogen. Die Geschichte macht Christus zu einem Anderen als er in Wahrheit ist, und deshalb bekommt man aus der Geschichte weder viel noch wenig von Christus zu wissen; von ihm kann man überhaupt nichts wissen, er kann nur geglaubt werden.

c.

Kann man aus der Geschichte beweisen, daß Christus Gott war?

Laß mich erst eine andere Frage tun: läßt sich wol ein törichterer Widerspruch denken, als der: **beweisen** zu wollen, daß ein einzelner Mensch Gott sei? Daß ein einzelner Mensch Gott ist, oder von sich sagt, er sei Gott, das ist das Aergerniß im strengsten Sinn. Und was ist das Aergerniß, das Aergerniß gebende? Das, was gegen alle (menschliche) Vernunft streitet. Und das will man beweisen! Beweisen heißt ja Etwas als Vernünftig-Wirklich erweisen. Kann man denn das, was gegen alle Vernunft streitet als Vernünftig-Wirklich erweisen? Doch wol nicht, wenn man sich nicht sebst widersprechen will. Man kann nur beweisen, daß es wider die Vernunft streitet. Die Beweise für Christi Gottheit, welche die Schrift anführt: seine Wundertaten, seine Auferstehung von den Todten, seine Himmelfahrt sind auch nur für den Glauben, das heißt, es sind nicht „Beweise;" sie wollen ja auch nicht beweisen, daß dies Alles mit der Vernunft übereinstimme, sie wollen im Gegenteil beweisen, daß es gegen die Vernunft streitet und also Gegenstand des **Glaubens ist.**

Doch zu den Beweisen der Geschichte. „Ist es nun nicht

1800 Jahr her, daß Christus lebte, ist nicht sein Name über die ganze Welt verkündigt und geglaubt; hat nicht seine Lehre (das Christentum) den Zustand der Welt verändert, siegreich alle Verhältnisse durchdrungen? und hat da nicht die Geschichte hinlänglich, ja mehr als hinlänglich erwiesen, daß er war — Gott?" Nein, das hat die Geschichte weder hinlänglich noch mehr als hinlänglich erwiesen, das kann die Geschichte in alle Ewigkeit nicht beweisen. Was dagegen das Erste angeht, so ist es gewiß genug, daß sein Name in der ganzen Welt verkündigt ist — ob er geglaubt ist, das werde ich nicht entscheiden können; und es ist gewiß genug, daß das Christentum den Zustand der Welt verändert, siegreich alle Verhältnisse durchdrungen hat, so siegreich, daß nun Alle sagen, sie seien Christen.

Aber was beweist das? Es kann höchstens beweisen, daß Jesus Christus ein großer Mann gewesen ist, vielleicht der größte von allen. Aber daß er Gott gewesen — nein, halt, der Schluß soll mit Gottes Hilfe noch mißglücken.

Beginnt man um diesen Schluß einzuleiten mit der Annahme, daß Jesus Christus Mensch war und betrachtet nun die Geschichte der 1800 Jahre als die Folgen seines Lebens, so kann man mit immer stärkerer Steigerung schließen: groß, größer, der größte, der über die Maßen und erstaunlich größte Mann, der jemals gelebt hat. — Beginnt man dagegen mit der Annahme des Glaubens, daß er Gott war, so hat man ganz von selbst einen Strich über die 1800 Jahr gemacht, sie annullirt als etwas, das weder davon noch dazu tut, nichts dafür noch dagegen beweist, weil die Gewißheit des Glaubens unendlich höher ist. — Auf eine von beiden Weisen muß man offenbar beginnen; beginnt man in der letzten Weise, so ist Alles in Ordnung.

Beginnt man auf die erste Weise, so kann man niemals auf die neue Wesenheit „Gott“ kommen,* so daß etwa die Folgen eines Menschenlebens an der einen oder andern Stelle plötzlich bewiesen, daß dieser Mensch Gott sei. Ließe sich das tun, so müßte man auch die Frage beantworten können: welche Folgen gehören dazu, wie große Wirkungen, wie viele Jahrhunderte um aus den Folgen eines Menschenlebens (so nimmt man ja an) bewiesen zu bekommen, daß er Gott war; ob vielleicht noch im Jahre 300 noch nicht ganz bewiesen war daß Christus Gott ist, ob er da zwar etwas mehr war als der weitaus größeste Mann, der je gelebt hat, aber doch noch einige Jahrhunderte fehlten? In diesem Fall folgt ja vermutlich weiter daraus, daß man um das Jahr 300 Christus nicht für Gott hielt, noch weniger die, welche im ersten Jahrhundert lebten, während dagegen nun die Gewißheit, daß er Gott war, mit jedem Jahrhundert steigt, so daß sie in unserm, dem 19ten Jahrhundert, größer ist, als sie bisher dagewesen ist, eine Gewißheit ist im Vergleich mit welcher die der ersten Jahrhunderte nur eine schwache Dämmerung war. Man antwortet auf diese Frage oder man lasse es sein, es ist im Grunde gleichgiltig.**

Was will das überhaupt sagen, daß man bei Betrach-

---

* Damit verschuldete man immer eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος.

** Zu Zeiten läßt man die Gottheit Christi dahingestellt sein, behauptet aber die Göttlichkeit des Christentums — und beweist diese gleichfalls aus seinen welthistorischen Folgen, daß es die Welt umgestaltet habe, oder preist es doch in dieser Weise an. Das sieht oft ganz ansprechend aus, aber das Göttliche kann nicht mit Fehlschlüssen und Gedankenlosigkeiten gestützt werden, es ist sich seiner auch selbst sicher genug. Die obigen Ausführungen treffen auch in dieser Richtung. A. B.

tung der mehr und mehr sich entfaltenden Folgen durch einen simplen Schluß eine ganz andere Wesenheit (Qualität) heraus bringen könnte, als man zuerst angenommen? Ist es nicht Wahnsinn, wenn man bei der ersten Beurteilung, bei der Annahme mit der man beginnt, in dem Grade fehl greifen kann, daß man eine ganze Qualität verfehlt. Und wenn man mit solchem Fehlgriff beginnt, wie soll man es auf irgend einem Punkte an den Folgen sehen, daß es eine ganz andere, eine unendlich verschiedene Qualität ist, mit der man zu tun hat? Eine Fußspur auf einem Wege ist ja die Folge davon, daß ein Wesen dort gegangen ist. Ich kann nun zuerst fehlgreifeu und annehmen, daß es z. B. ein Vogel gewesen sei, aber bei näherem Nachsehen und weiterem Verfolgen der Spur mich vergewissern, daß es ein anderes Tier gewesen sein muß. Gut, aber hier ist auch keine unendliche Veränderung der Qualität. Aber kann ich wol durch genaueres Betrachten und längeres Verfolgen einer solchen Spur an irgend einer Stelle zu dem Schluß kommen: also ist es ein Geist gewesen, der hier gegangen ist — ein Geist, der gar keine Spur hinterläßt? So ist es, wenn man aus den Folgen einer angenommenen menschlichen Existenz will zu dem Schlusse kommen: also war es Gott. Gleichen denn Gott und Mensch einander in dem Grade, sind sie so wenig von einander verschieden, daß ich ohne wahnwitzig zu sein auf die Annahme verfallen kann, es sei ein Mensch gewesen? Und glichen sich Gott und Mensch in diesem Maß, wären sie in diesem Grade desselben Wesens, so wäre der Schluß „also war es Gott" gleichwol Spiegelfechterei; denn wäre Gottes Wesen nichts Anderes, so gäbe es überhaupt keinen Gott. Aber giebt es einen Gott, der also durch die unendliche Verschiedenheit des Wesens von den Men-

schen geschieden ist — wenn ich dann oder wer sonst mit der Annahme beginne, es sei ein Mensch gewesen, so kann man in alle Ewigkeit nicht herausbringen, daß es Gott gewesen sei. Jeder nur einigermaßen dialectisch Entwickelte muß doch leicht sehen, daß die ganze Frage nach den Folgen gar nicht darüber entscheidet, ob es Gott war, daß sich vielmehr die Entscheidung in ganz anderer Weise vor den Menschen stellt, als die Frage: ob er glauben will, was Er von sich sagte, daß Er Gott sei, oder ob er es nicht glauben will.

Damit ist dialectisch verstanden jenem Schluß aus den Folgen des Lebens Jesu „also war er Gott" hinlänglich ein Pfahl vorgeschlagen, wenn man es verstehen will. Indeß erhebt der Glaube seinerseits weit nachdrücklicheren Einspruch gegen jeden Versuch mit Hilfe dessen, was man so aus der Geschichte über die Folgen des Lebens Jesu Christi erfährt, sich ihm nähern zu wollen. Der Glaube behauptet, daß dieser ganze Versuch — Gottesleugnung ist. Der Glaube behauptet, daß der einzige Beweis, welchen der Unglaube stehen ließ, als er all die andern Beweise für die Wahrheit des Christentums verzehrte, daß dieser Beweis, welchen — ja das ist sonderbar verwickelt — welchen der Unglaube erfand und zwar erfand um die Wahrheit des Christentums zu beweisen (vortrefflich, der Unglaube erfindet Beweise um das Christentum zu verteidigen), dieser Beweis aus den 1800 Jahren, mit welchem in der Christenheit so außer ordentlich Stat gemacht ist — der Glaube behauptet, daß dieser Beweis Gott spottet.

Bei einem Menschen gilt nämlich, daß die Folgen seines Lebens wichtiger sind als sein Leben. Betrachtet man also die Folgen des Lebens Christi, um daraus zu ersehen, wer er war, so macht man ihn eben damit zu einem Men-

schen, zu einem Menschen der gleich den übrigen Menschen sein Examen in der Geschichte bestehen soll, die doch übrigens in diesem Falle ein ebenso dürftiger Examinator ist, als ein Seminarist im Latein.

Aber sonderbar! Man will mit Hilfe der Geschichte durch Betrachten der Folgen seines Lebens zu jenem „also“ kommen: also ist er Gott – und der Glaube stellt grade die Behauptung auf, daß wer überhaupt mit diesem Schluß anfängt, eine Blasphemie begeht. Die Blasphemie ist noch nicht da, wenn man hypothetisch annimmt, daß Er ein Mensch gewesen sei. Nein, Blasphemie ist was dem ganzen Unternehmen zu Grunde liegt, der Gedanke ohne welchen man nicht beginnen würde und von dessen Richtigkeit man also voll und fest vergewissert ist, der Gedanke, daß auch von Christus gelte, daß die Folgen seines Lebens wichtiger seien als sein Leben, er also ein Mensch sei. Hypothetisch sagt man: laß uns annehmen, daß Christus Mensch war, aber dieser Annahme, die noch nicht Blasphemie ist, liegt die Ueberzeugung zu Grunde, daß auch bei Christus die Folgen des Lebens wichtiger seien als das Leben. Nimmt man dies nicht an, so räumt man ja selbst ein, daß das ganze Unternehmen sinnlos ist; das räumt man ein, ehe man beginnt — warum will man dann überhaupt beginnen? Aber nimmt man es an und beginnt, so ist die Blasphemie im Gange. Je mehr man sich in die Betrachtung der Folgen vertieft und zwar mit der Absicht um daraus zu schließen ob er Gott war oder nicht, um so mehr ist das Verfahren blasphemisch und ist dies in jedem Augenblick, so lange es dauert.

Verwunderliches Zusammentreffen! man erweckt den Schein als käme man schon noch zu jenem „also“ wenn man nur richtig

und gründlich die Folgen des Lebens Christi betrachte — und der Glaube beurteilt den ersten Anfang an diesem Versuch als Gottesleugnung, seine Fortsetzung also als steigende Gottesleugnung.

„Die Geschichte" sagt der Glaube „hat gar Nichts mit Jesus Christus zu schaffen; von ihm hat man nur die heilige Geschichte, welche von der Geschichte im Allgemeinen wesenhaft verschieden ist; die berichtet von seinem Leibesleben im Stande der Erniedrigung und dazu daß er selbst gesagt, er sei Gott. Er ist das Paradox, welches die Geschichte niemals verdauen noch in einen allgemeinen Schluß umsetzen kann. Er ist in seiner Erniedrigung derselbe wie in seiner Erhöhung — aber die 1800 Jahre und wenn es 18000 Jahre würden, die haben gar nichts damit zu schaffen. Die brillanten Folgen in der Weltgeschichte, welche beinahe sogar einen Professor der Geschichte davon überzeugen, daß Er Gott war, diese brillanten Folgen sind doch wol nicht seine Wiederkunft in Herrlichkeit? Dann meinte man wahrlich etwas sehr dürftiges. Da zeigt sich wieder, daß man Christus zu einem Menschen macht, dessen Wiederkunft in Herrlichkeit keine andere sein könne oder werden könne als die Folgen seines Lebens in der Geschichte — während Christi Wiederkunft in Herrlichkeit etwas hiervon völlig verschiedenes ist, etwas das geglaubt wird. Er erniedrigte sich selbst und ward in Windeln gewickelt - er wird wiederkommen in Herrlichkeit, aber die Folgen seines Leben in der Weltgeschichte sind besonders bei näherem Zusehn eine zu armselige Herrlichkeit, in jedem Falle sind sie völlig unzureichend, weßhalb der Glaube niemals von ihnen redet, wenn er von seiner Herrlichkeit redet. Er existirt noch beständig nur in seiner Niedrigkeit, bis er, was geglaubt wird, in Herrlichkeit

wiederkehren wird. Die Geschichte mag eine sehr gute Wissenschaft sein, aber sie darf nicht so eingebildet sein, das auf sich zu nehmen, was der Vater tun will, nämlich Christus zu verherrlichen, indem sie ihn in den brillanten Umhang der Folgen hüllt, als wäre dies die Wiederkunft. Daß er in seiner Erniedrigung Gott war, daß er in Herrlichkeit wiederkommen wird, das geht verschiedentlich über den Verstand der Geschichte hinaus, das kann man nur durch einen maßlosen Mangel an Dialectik aus der Geschichte herausbekommen, wie maßlos man sie auch betrachtet."

Verwunderlich, und da hat man grade die Geschichte brauchen wollen um zu beweisen, daß Christus Gott ist.

d.

Sind die Folgen des Lebens Christi wichtiger als sein Leben?

Nein, keineswegs, grade umgekehrt; wäre es der Fall, so wäre Christus nur ein Mensch.

Es ist nämlich keineswegs merkwürdig, daß irgend ein Mensch gelebt hat; es haben ja bekanntlich Millionen genug gelebt. Die Merkwürdigkeit kommt erst an anderer Stelle, sein Leben muß irgend eine Merkwürdigkeit haben, wenn es soll merkwürdig sein, daß er gelebt hat. Dies Merkwürdige kann unter Anderem sein, was er ausgerichtet hat, also die Folgen seines Lebens.

Aber daß Gott hier auf Erden als ein einzelner Mensch gelebt hat, das ist unendlich merkwürdig. Und ob es gar keine Folgen gehabt hätte, das ist gleich, es bleibt gleich merkwürdig, unendlich merkwürdiger als alle Folgen. Versuche doch das Merkwürdige hier an andere Stelle zu setzen

und Du wirst die Torheit sehen. Soll das merkwürdig sein, wenn Gottes Leben auf Erden merkwürdige Folgen hat? So reden heißt schwatzen*.

Nein, daß Gott gelebt hat, ist das unendlich Merkwürdige, das an und für sich Merkwürdige. Angenommen daß Christi Leben keine Folgen gehabt hätte — falls dann Jemand sagen wollte, daß sein Leben nicht merkwürdig sei, so ist das Gotteslästerung. Denn es ist gleich merkwürdig; höchstens könnte man noch darin eine Merkwürdigkeit finden, daß es keine Folgen gehabt hätte. Sagt dagegen Jemand Christi Leben sei merkwürdig wegen seiner Folgen, so ist das wieder Gotteslästerung; denn es ist an und für sich merkürdig.

Der Nachdruck fällt nicht darauf, daß irgend ein Mensch gelebt hat, aber er fällt unendlich darauf, daß Gott gelebt hat. Nur Gott kann so viel Gewicht auf sich selbst legen, daß sein Leben unendlich wichtiger ist als alle Folgen, welche in die Geschichte einregistrirt werden**.

---

* Der Gesichtspunkt ist hier das Auseinanderhalten der Kategorieen Gott und Mensch in ihrer wesenhaften Verschiedenheit. Dabei ist nicht geleugnet, daß innerhalb der Wesensbestimmung „Gott" Unterschiede gedacht werden können in der Weise der alten Bekenntnisse. Die entscheidende Frage ist: in welche Kategorie gehört Christus? Patripassianismus bringt man nur durch einen Mangel an Dialectik hinein. „Gott oder Mensch" um diese klare Entscheidung handelt es sich, gegenüber dem Pfuschen zwischen beiden Kategorieen. In Begriffsbestimmungen läßt sich die Kategorie Gott freilich nicht rein ausdrücken, das wird auch hier nicht versucht, aber im practischen Verhalten und das wird hier gefordert. A. B.

** Es ist natürlich nur die Rede von einer Bedeutung des Lebens „für Andere". Sonst gilt auch bei dem einzelnen Menschen wie K. z. B. Teil III. Rede 4 sehr stark betont, daß der Wert des Lebens nicht von den Folgen abhängt, sondern davon, wie man gelebt hat. A. B.

e.

Eine Vergleichung zwischen Christus und einem Menschen der in seinem Leben dieselbe Behandlung von der Mitwelt leidet, wie sie Christus litt.

Laß uns einen Menschen denken, einen von jenen Herrlichen, welche von den Zeitgenossen Unrecht litten, aber welche die Geschichte in ihr Recht einsetzte, indem sie durch die Folgen ihres Lebens offenbar machte, wer sie waren. Ich leugne übrigens nicht, daß all das Beweisen aus den Folgen eigentlich doch auf die Welt „welche betrogen werden will“ berechnet ist. Denn wer nicht als Zeitgenosse mit solchem Herrlichen selbst sah, wer er war, der bildet es sich eigentlich nur ein, wenn er es durch die Folgen zu wissen bekommt. Doch dies will ich nicht betonen und von dem Menschen gilt eben doch, daß (für Andere) die Folgen seines Lebens wichtiger sind als daß er gelebt hat.

Laß uns also einen von diesen Herrlichen denken. Er lebt also unter seinen Zeitgenossen, aber er wird nicht verstanden, nicht als das erkannt, was er ist, er wird mißverstanden, dann verspottet, verfolgt, zuletzt todtgeschlagen wie ein Verbrecher. Aber die Folgen seines Lebens machen offenbar, wer er war; die Geschichte, welche diese Folgen aufbewahrt, läßt ihm Recht widerfahren, er wird nun von Jahrhundert zu Jahrhundert als groß und edel gefeiert; seine Erniedrigung ist so gut wie vergessen. Es war eine Verblendung seiner Mitwelt, daß sie ihn nicht erkannten, eine Unfrömmigkeit, daß sie ihn verhöhnten und verspotteten und denlich todtschlugen. Aber das mag nun vergessen sein, erst

nach seinem Tode ist er eigentlich geworden, was er war, nämlich in den Folgen seines Lebens, die weit wichtiger sind als sein Leben.

Sollte dasselbe auch bei Christus gelten? War es eine Verblendung, eine Unfrömmigkeit jener Zeit — aber kann das nun vergessen sein, hat ihn nun die Geschichte in sein Recht eingesetzt, wissen wir nun aus der Geschichte, wer Jesus Christus war, lassen wir ihm sein Recht wiederfahren?

O unfromme Gedankenlosigkeit, welche die heilige Geschichte zu profaner Geschichte macht und Christus zn einem Menschen! Kann man denn aus der Geschichte etwas von ihm zu wissen bekommen? Auf keine Weise (s. b). Jesus Christus ist des Glaubens Gegenstand, man muß entweder an ihn glauben oder sich ärgern an ihm, denn ein „Wissen" giebts eben nicht von ihm. Die Geschichte kann freilich gleichwol reichlich Wissen mitteilen, aber das Wissen beseitigt Jesum Christum.

Weiter, o Gotteslästerung, wenn Jemand sich vermißt von Christi Erniedrigung zu sagen; laß nun das mit seiner Erniedrigung vergessen sein! Seine Erniedrigung war doch wohl nicht etwas, was ihm widerfuhr — ob es auch die Sünde jener Zeit war, daß sie ihn kreuzigte — nichts was ihm damals widerfuhr, aber in einer bessern Zeit vielleicht nicht wiederfahren sein würde? Christus wollte selbst der Erniedrigte und Geringe sein; die Erniedrigung (daß er obschon Gott doch der geringe Mensch war) ist also etwas, was er selbst gefügt hat, was nach seinem Willen als ein dialectischer Knoten zusammengeknüpft sein soll, den sich Keiner vermessen soll zu lösen, und den auch Keiner lösen kann, bis er ihn selbst gelöst hat indem er wiederkommt in Herrlichkeit. Es ist nicht bei Ihm

wie bei einem Menschen, dem die Ungerechtigkeit der Welt nicht Freiheit ließ zu sein was er war, oder zu gelten als das, was er war, wogegen die Geschichte es nachher offenbar machte; denn Christus wollte selbst der Erniedrigte sein, grade dafür wollte er gelten. Sieh, deßhalb soll sich die Geschichte keine Ungelegenheit machen um ihm Recht zu schaffen, und wir sollen uns nicht in unfrommer Gedankenlosigkeit einbilden, daß wir ohne weiteres wüßten, wer er war. Denn das weiß Keiner und wer es glaubt, der muß mit ihm gleichzeitig werden in seiner Erniedrigung. Wenn Gott erwählt sich in Niedrigkeit gebären zu lassen, wenn er, der alle Möglichkeiten in der Hand hält, sich in die geringe Knechtsgestalt kleidet, wenn er wehrlos einhergeht und die Menschen mit sich machen läßt, was sie wollen: so weiß er selbst doch gut genug, was er tut und warum er das will; er ist es doch gleichwol, der die Menschen in seiner Macht hat, und nicht haben die Menschen Macht über ihn — da soll doch die Geschichte nicht naseweis sein und offenbar machen wollen, wer er war.

Endlich, o Gotteslästerung, wenn Jemand sich vermißt zu sagen, daß die Verfolgung, welche Christus litt, etwas Zufälliges sei. Wenn ein Mensch von seiner Mitwelt verfolgt wird, so folgt daraus nicht, daß er das Recht hat zu sagen, dies würde ihm in jeder Zeit geschehen. Insofern kann da etwas daran sein wenn die Nachwelt sagt: laß nun das Unrecht, das er in seinem Leben litt, vergessen sein. Anders mit Jesus Christus. Er ist nicht etwa durch seine Geburt und sein Auftreten in Galiläa in das Examen der Geschichte hineingeraten, nein, Er ist der Examinator, sein Leben ist die Prüfung und nicht allein für jenes Geschlecht, sondern für

das Menschengeschlecht. Weh dem Geschlecht, welches frech zu sagen wagte: laß nun das Unrecht, welches er litt, vergessen sein, die Geschichte hat nun offenbar gemacht, wer er war, und ihn in sein Recht eingesetzt.

Nimmt man an, daß die Geschichte dies vermöchte, so macht man Christi Erniedrigung zu etwas Zufälligem, so macht man ihn zu einem Menschen, zu einem ausgezeichneten Menschen, dem dies durch die Gottlosigkeit der Menschen geschehen sei, während er es seinerseits weit weggewünscht habe, und — wie das menschlich ist — gern etwas Großes in der Welt geworden wäre. Doch Christus will freiwillig der Geringe sein und wollte, obschon seine Absicht war die Menschen zu retten, doch auch ausdrücken, was „die Wahrheit" in jedem Geschlecht leiden müßte und was die Wahrheit leiden muß. Aber ist dies sein höchster Wille und will er erst bei seiner Wiederkunft sich in Herrlichkeit zeigen, und ist er noch nicht wiedergekommen und darf kein Geschlecht ohne Reue, sondern muß jedes Geschlecht mit Schuldgefühl betrachten was jenes Geschlecht tat: so wehe dem der sich vermißt die Niedrigkeit von ihm zu nehmen, oder vergessen sein zu lassen, welches Unrecht er litt, um ihm fabelhaft die menschliche Herrlichkeit der historischen Folgen beizulegen, welche weder das Eine noch das Andere ist.

f.

Das Unglück der Christenheit.

Aber dies ist grade das Unglück und ist in vielen vielen Zeiten das Unglück in der Christenheit gewesen, daß Christus weder das Eine noch das Andere ist, weder der er war da er auf Erden lebte, noch auch der er (was gelaubt werden

muß) bei seiner Wiederkunft sein wird, sondern Einer von welchem man auf unerlaubte Weise etwas zu wissen bekommen hat, daß er so ein großes Etwas gewesen sei. Man ist auf unerlaubte und ungesetzliche Weise ein von Christus Wissender geworden — während das Erlaubte ist, gläubig zu werden. Man hat sich gegenseitig darin bestärkt, daß man durch den Ausfall seines Lebens und die 1800 Jahre, also durch die Folgen das Facit habe zu wissen bekommen. Nach und nach da dies Weisheit wurde, ist aller Saft und alle Kraft aus dem Christentum destillirt worden, das Paradox ward abgespannt, man wurde Christ ohne es zu merken, und ohne das Mindeste von der Möglichkeit des Aergernisses zu merken. Man nahm Christi Lehre hin, wendete und schabte sie; er selbst bürgte ohne weitees für die Wahrheit dieser Lehre — als ein Mann, dessen Leben solche Folgen in der Weltgeschichte gehabt hatte. Alles wurde so so einfach wie der Fuß im Strumpf, natürlich — denn das Christentum war auf die Weise Heidentum geworden. Nun ist in der Christenheit ein ewiges Sonntagsgeschwätz von des Christentums herrlichen und unschätzbaren Wahrheiten, von seinem milden Trost, aber man bemerkt freilich, daß es 1800 Jahr sind seit Christus lebte; das Zeichen des Aergernisses und der Gegenstand des Glaubens ist die abenteuerlichste von allen fabelhaften Erscheinungen geworden, ein göttlicher — guter Mann. Was „sich ärgern" ist, weiß man nicht, noch weniger was anbeten ist. Was man am meisten bei Christus preist, ist grade das, worüber man am meisten würde erbittert sein, wenn man gleichzeitig mit ihm lebte, während man nun ganz ruhig ist im Vertrauen auf den Ausfall und weil man aus der Weltgeschichte zu wissen meint daß er der Große war, schließt

man getrost, also ist es richtig. Damit meint man, richtig und edel und erhaben und wahr ist was er tut, das heißt, man kümmert sich in tieferem Sinn gar nicht darum, was er eigentlich tut, noch weniger sucht man unter Gottes Beistand nach Vermögen ihm zu gleichen im Tun des Richtigen und Edlen und Erhabenen und Wahren. Denn was dies ist bekommt man eigentlich nicht zu wissen und kann deßhalb in der Situation der Gleichzeitigkeit ganz entgegengesetzt urteilen; man begnügt sich damit zu bewundern und zu preisen und ist, wie man von einem Uebersetzer sagt, der ängstlich wörtlich deßhalb auch sinnlos übersetzt, „zu gewissenhaft" vielleicht auch zu feig und weichlich um recht verstehen zu wollen.

Die Christenheit hat das Christentum abgeschafft, ohne das selbst recht zu wissen; die Folge ist, daß wenn Etwas getan werden soll, man versuchen muß, das Christentum in der Christenheit wieder einzuführen.

II.

Der Einladende.

Der Einladende ist also der erniedrigte Jesus Christus und dieser ist es der jene Worte der Einladung gesagt hat. Nicht von der Herrlichkeit her sagt er sie. Wäre dies die Lage, so wäre das Christentum Heidentum und Christus wäre eitel genommen. Deshalb ist es auch unwahr, daß es so stehe. Wollte der, der in Herrlichkeit thront diese Worte sagen: „kommet her" — dann wäre es sehr einfach graden Wegs in die Arme der Herrlichkeit zu laufen; ja, was Wunder, wenn da eine Menge hinliefe. Aber die auf diese Weise laufen, die laufen nach einem Irrlicht. Sie bilden sich ein, sie wüßten wer Christus ist, aber das weiß Keiner, und um an ihn zu glauben muß man mit der Erniedrigung beginnen.

Der Einladende also, der so einladet, ist der erniedrigte Jesus Christus, der geringe Mensch, geboren von einer verachteten Jungfrau, sein Vater ein Zimmermann, verwandt mit einigen andern einfachen Leuten der untersten Klasse, welcher dabei (was freilich gradezu Oel ins Feuer gießen ist) von sich sagte, er sei Gott.

Es ist der erniedrigte Jesus Christus, der jene Worte gesagt hat. Und kein Wort von Christus, nicht ein einziges hast Du das Recht Dir zuzueignen, Du hast nicht den geringsten Anteil an ihm und nicht in entferntester Weise Gemeinschaft mit ihm, wenn Du nicht so gleichzeitig mit ihm in seiner Erniedrigung geworden bist, daß Du ganz wie die Zeitgenossen seine Ermahnung verstehst: selig ist, wer sich nicht

an mir ärgert! Du hast nicht das Recht Christi Worte hinzunehmen und ihn fortzulügen; Du hast nicht das Recht, Christi Worte hinzunehmen und ihn selbst phantasirend umzugestalten mit Hilfe des Geschwätzes der Geschichte, die wenn sie von ihm redet, ganz buchstäblich nicht weiß wovon sie redet, und also doch wol schwatzt.

Es ist der erniedrigte Jesus Christus, der redet; es ist historisch wahr, daß „er" diese Worte gesagt hat; sobald man seine historische Wirklichkeit verändert, wird es unwahr, daß diese Worte von „ihm" gesagt sind.

Also der geringe arme Mensch mit zwölf armen Jüngern aus der schlichtesten Volksklasse, eine Zeit lang Gegenstand der Neugierde aber bald nur noch in Gesellschaft mit Sündern, Zöllnern, Aussätzigen, Wahnsinnigen; denn es galt Ehre, Leben und Gut, in jedem Fall (die Strafe wurde ja, wie wir wissen, darauf gesetzt) Ausschluß aus der Synagoge, wenn man sich bloß von ihm helfen ließ. — Kommt nun her Alle, die Ihr mühselig und beladen seid! O, mein Freund, wenn Du taub und blind und lahm und aussätzig usw. usw. wärest, wenn Du alle menschlichen Gebrechen in Deinem Elend vereintest — und er Dir durch ein Wunder helfen wollte: es wäre doch möglich, daß Du (denn das ist menschlich) mehr als alle diese Leiden die Strafe fürchtetest, die auf das Hilfe nehmen gesetzt war, die Strafe: aus der Gemeinschaft der andern Menschen ausgestoßen, Tag für Tag verhöhnt und verspottet zu werden, vielleicht das Leben zu verlieren. Es wäre menschlich, wenn Du dann dächtest: nein, danke, da will ich doch lieber taub und blind bleiben, als mir auf die Weise helfen lassen.

„Kommet her, kommet her, Alle, Alle, die Ihr mühselig

und beladen seid, o kommt her, seht Er ladet Euch ein, er öffnet seine Arme!" O, wenn ein feiner Mann im seidnen Talar das sagt mit einer angenehmen, wohlklingenden Stimme, daß es von den herrlichen Wölbungen anmutig wiederhallt, ein Seide-Mann, den zu hören schon Ehre und Ansehn schafft; o, wenn ein König in Purpur und Sammt das sagt mit dem Weihnachtsbaum im Hintergrunde, an dem all die herrlichen Gaben hängen, die er auszuteilen gedenkt: ja, nicht wahr, da ist Sinn darin. Aber welche Meinung Du auch davon hast, so viel ist gewiß, das ist nicht Christentum, es ist grade das Entgegengesetzte, dem Christentum so direct entgegen wie nur möglich; denn gedenke an den Einladenden.

Und urteile doch selbst, denn dazu hast Du Erlaubniß, wogegen die Menschen eigentlich nicht Erlaubniß haben sich selbst zu betrügen, was sie so oft tun. Daß ein Mensch dessen Gesellschaft jeder flieht, der noch ein bischen Klugheit im Kopfe und noch irgend etwas zu verlieren hat, daß Er — ja das ist das Allerungereimteste und Unsinnigste, man weiß kaum ob man es belachen oder beklagen soll — daß Er — ja, das Wort sollte man am wenigsten von ihm erwarten, daß Er sagt: Kommet her zu mir! Das sieht freilich einladend aus! Ja, wenn er gesagt hätte, kommt her und helft mir; oder: laßt mich in Frieden; oder: schonet mich; oder stolz: ich verachte euch Alle — das ließe sich doch verstehen! Und nun weiter: Alle die Ihr mühselig und beladen seid — recht als hätten solche Menschen nicht bereits Unglück genug sich damit zu schleppen, daß sie noch mit in dem Kauf nehmen sollen, was das Einlassen mit ihm für Folgen hat. Und dann zuletzt: ich will Euch erquicken. Das fehlte bloß, er will ihnen helfen! O, ich möchte sagen: selbst der gut-

mütigste Spötter, der gleichzeitig mit ihm lebte, mußte doch sagen: „darauf sollte er sich zu allerletzt einlassen — Andern zu helfen, wenn man selbst in der Verfassung ist. Das ist ja grade wie wenn ein Bettler bei der Polizei anzeigen wollte, daß man ihn bestohlen hätte. Denn daß Einer der nichts hat und nichts gehabt hat, bestohlen sein will, das ist ein Widerspruch, und ebenso wenn Einer Andern helfen will, der selbst am meisten Hilfe braucht."* Es ist ja, menschlich gesprochen der unsinnigste Widerspruch, daß wer buchstäblich nicht hat, wohin er sein Haupt legen kann, daß der, von dem menschlich so wahr gesagt wurde „seht, welch ein Mensch" — daß er sagt, kommt her zu mir Alle, die Ihr leidet — ich will helfen!

Prüfe dich nun selbst — denn das steht dir frei, du hast das Recht dich selbst zu prüfen, dagegen hast du eigentlich nicht das Recht dir ohne Selbstprüfung von „den Andern" einbilden zu lassen oder dir selbst einzubilden, du seist ein Christ — also prüfe dich nun selbst: wenn du gleichzeitig mit ihm lebtest! Wahr genug, er — ach, Er! er sagte von sich selbst, daß er Gott sei. Das hat ja mancher verrückte Mensch getan — und die ganze Mitwelt urteilte: „er lästert Gott". Ja, deßhalb wurde ja Strafe darauf gesetzt, daß sich Jemand von ihm helfen ließ, es war die gottesfürchtige Fürsorge des Bestehenden und der öffentlichen Meinung für die Selen, daß Niemand auf Abwege gerate: es war Gottesfurcht daß man ihn so verfolgte. Bevor da Einer beschließt sich helfen zu lassen, hat er zu bedenken, daß

* So wurde ja auch wirklich spottend zu ihm gesagt: Hilf dir selber!

er nicht bloß den Widerstand der Menschen erwarten muß, sondern daß hier die Strafe der Menschen Gottes Strafe über den Gotteslästerer ist, über ihn — den Einladenden!

Kommt nun her Alle, die Ihr mühselig und beladen seid!

Nicht wahr, da ist nichts wonach man sich überstürzt; da entsteht eine kleine Stauung, welche passend benutzt wird auf eine andere Straße zu gehen. Und wolltest du dich nicht so in eine andere Straße schleichen, wenn du gleichzeitig wärest, oder jetzt in der Christenheit nur den Andern nachmachen, was sie tun: so entsteht da eine ungeheure Stauung, ein Stillstand, welcher die Bedingung dafür ist, daß der Glaube entstehen kann: Du stehst vor der Möglichkeit des Aergernisses!

Doch um es ganz klar und gegenwärtig zu machen, daß der Rückstoß von dem Einladenden kommt, daß er selbst zurückstößt und das Folgen der Einladung zu einer keineswegs sehr einfachen sondern zu einer ganz eignen Sache macht, weil man die Einladung nicht so hinnehmen kann sondern den Einladenden mitnehmen muß: will ich in Kürze sein Leben in zwei Abschnitten durchgehen, die eine Verschiedenheit aufweisen, obschon doch beide in dem Wesentlichen übereinstimmen, daß er erniedrigt ist; denn für Gott ist es doch immer eine Erniedrigung Mensch zu sein, ob er auch Kaiser über alle Kaiser wäre, und er ist wesentlich nicht mehr erniedrigt, weil er ein armer, geringer Mensch ist, verspottet und wie die Schrift hinzufügt, bespeit.

A.

Seines Lebens erster Abschnitt.

O laß uns nun ganz ungenirt von ihm reden, ganz

wie die Zeitgenossen von ihm geredet haben und wie man so von einem Zeitgenossen redet, der ein Mensch ist wie wir Andern, den man auf der Straße sieht im Vorbeigehen, von dem man weiß, wo er wohnt, auch in welchem Stock, was er ist und wovon er lebt, wer seine Eltern sind und seine Verwandten, wie er sich geberdet und wie er sich kleidet, mit wem er umgeht, und etwas Außerordentliches ist dabei nicht an ihm zu sehen, er sieht ganz aus „wie alle Andern", kurz laß uns von ihm reden, wie man von einem Zeitgenossen redet, von dem man nicht groß Aufhebens macht; denn in der Situation der Gleichzeitigkeit bei diesen tausend und aber tausend wirklichen Menschen ist nicht recht Platz um den Unterschied deutlich zu machen zwischen Einem, dessen in alle Jahrhunderte gedacht wird und einem wirklichen Commis, der denkt: „ich bin eben so gut wie er". — Also laß uns von ihm reden, wie die Zeitgenossen von einem Gleichzeitigen reden. Ich weiß wol, was ich tue; und glaube Du mir, diese angelernte, dressirte, gleichgiltige welthistorische Gewöhnung, in der man immer mit einer gewissen Ehrerbietung von Christus redet, weil man aus der Geschichte so viel von ihm zu wissen bekommen und so allerlei gehört hat, daß er so ein großes Etwas gewesen sein soll — diese Ehrerbietung ist nicht einen sauren Hering wert; sie ist Gedankenlosigkeit, Scheinheiligkeit und insofern Gotteslästerung, denn es ist Gotteslästerung, vor dem gedankenlose Ehrerbietung zu haben, an den man entweder glauben oder sich ärgern soll.

Dies ist der erniedrigte Jesus Christus, ein geringer Mensch, geboren von einer verachteten Jungfrau, sein Vater ein Zimmermann. Aber er tritt allerdings unter Verhältnissen auf, welche ganz besonders die Aufmerksamkeit auf ihn

hinlenken müssen. Das kleine Volk in dem er auftritt, Gottes auserwähltes Volk, wie es sich selbst nennt, sieht einem Erwarteten entgegen, der eine goldene Zeit für Land und Volk bringen soll. Das versteht sich, die Gestalt in der er auftritt, ist von der Erwartung der Meisten so verschieden wie nur möglich. Dagegen entspricht sie mehr den alten Weissagungen, mit denen, wie man doch annehmen muß, das Volk bekannt ist. So tritt er auf; ein Vorgänger hat die Aufmerksamkeit auf ihn hingelenkt und er selbst zieht sie nachdrücklich auf sich durch Zeichen und Wunder, von denen im ganzen Lande die Rede ist — und er ist der Held des Augenblicks, wo er geht und steht umgeben von einem zahllosen Menschen-Gewimmel. Die Erregung, die er weckt, ist ungeheuer, Aller Augen richten sich auf ihn; Alles was nur gehen kann, ja auch was nur kriechen kann, muß dieses Wunder gesehen haben — und Alle müssen ein Urteil, eine Meinung über ihn haben; die Liferanten von Meinungen und Urteilen müssen fast Bankrott machen, weil die Nachfrage so reißend ist und die Widersprüche sich so sehr kreuzen. Doch ist er, der Wundertäter, beständig der geringe Mensch, der buchstäblich nicht hat, wohin er sein Haupt legen kann. — Und laß uns nicht vergessen: Zeichen und Wunder haben in der Situation der Gleichzeitigkeit eine ganz andere Elasticität abzustoßen und anzuziehen als das zahme Gerede der Prediger von Zeichen und Wundern — vor 1800 Jahren. Zeichen und Wunder sind in der Situation der Gleichzeitigkeit etwas verzweifelt Zudringliches, Etwas das auf höchst genirende Weise einen beinahe zwingt eine Meinung zu haben; sie sind Etwas, worüber man in hohem Grade erbittert werden kann, wenn man nun einmal nicht aufgelegt ist zu

glauben, da es einem das Dasein allzu angestrengt macht, besonders wenn man verständig entwickelt und gebildet ist. Es ist eine ganz eigne Sache von einem Zeitgenossen annehmen zu sollen, daß er Zeichen und Wunder tut — hat man ihn im Abstande, hilft einem der Ausfall seines Lebens in Einbildungen hinein, so kann man sich leicht einbilden, daß man es glaube.

Also die Menge ist von ihm hingerissen, sie folgt ihm jubelnd, sieht Zeichen und Wunder sowol die er tut, als die er nicht tut, froh in der Hoffnung, daß die goldene Zeit beginnen wird, wenn er König wird. Aber die Menge giebt sich selten Rechenschaft für ihr Urteil, sie urteilt heute das Eine und morgen ein Anderes. Die Klugen und Verständigen stimmen deßhalb nicht ohne weiteres ein. Laß uns denn sehen, was die Klugen und die Verständigen urteilen müssen, sobald der erste Eindruck der Ueberraschung und Verwunderung verwunden ist.

Die Klugen und Verständigen mußten sagen: „Angenommen auch, daß dieser Mann ist, wofür er sich ausgiebt, der Außerordentliche — denn daß er sollte Gott sein, kann ich nur als eine Uebertreibung ansehen, welche ich ihm willig zu Gute halten und vergeben will, falls ich ihn wirklich für den Außerordentlichen halten kann, ans Wort hänge ich mich nicht — angenommen, wobei ich indeß meine Bedenken habe, und worüber ich jedenfalls mein Urteil suspendire, daß es Wunder sind, die er tut: ist es denn nicht ein unerklärliches Rätsel, daß dieser selbe Mensch so töricht sein kann, so beschränkt, so ganz ohne alle Menschenkenntniß, so schwach, oder so gutmütig-eitel oder wie man es nennen will, sich so zu benehmen und den Menschen seine Wohltaten fast aufzunö-

tigen! Statt stolz und herschend die Menschen in der Ferne der tiefsten Unterwerfung von sich zu halten, ihre Anbetung anzunehmen, wenn er ein seltenes Mal gesehen würde, statt dessen Allen zugänglich zu sein, oder noch vielmehr zu Allen zu gehen, mit Allen umzugehen, fast als wäre es das Außerordentliche Aller Diener zu sein und, was er ja von sich sagt, bekümmert zu sein, ob die Menschen von ihm Gewinn haben wollen oder nicht, kurz, als wäre das Außerordentliche, von Allen am meisten bekümmert zu sein. Das Ganze ist mir unerklärlich, was er will, was seine Absicht ist, worauf er zielt, was er erreichen will, was der Sinn ist. Er der mit manchem einzelnen Wort, was ich ihm nicht abstreiten kann, einen so tiefen Einblick in das menschliche Herz verrät, er muß doch wol auch wissen, was ich ihm mit weniger als der Hälfte meiner Vernunft voraus sagen kann, daß man auf die Weise zu nichts in der Welt kommt, es sei denn, daß man die Klugheit verachtend redlich danach trachtet ein Narr zu werden, oder vielleicht soweit in Redlichkeit geht, daß man vorzieht sich todtschlagen zu lassen; aber dann ist man doch wol verrückt, wenn man das will. Wie gesagt, als Menschenkenner muß er doch wol wissen, daß man die Menschen betrügen und dann seinem Betruge den Schein von Wohltaten geben muß, die man dem ganzen Geschlechte erweise. So erntet man alle Vorteile, selbst den, dessen Genuß der allerkostbarste ist, nämlich von den Zeitgenossen der Wohltäter des Menschengeschlechts genannt zu werden — und ist man erst in seinem Grabe, so fragt man nichts danach, was die Nachwelt von einem sagt. Aber sich so hingeben, wie er tut, nicht das Mindeste auf sich halten, die Menschen fast zu betteln, daß sie die Wohltaten annehmen: nein, ihm anzu-

schließen könnte mir niemals einfallen. Und das versteht sich, er ladet mich auch nicht ein, denn er ladet ja nur die ein, die mühselig und beladen sind."

Oder: „Sein Leben ist ganz einfach Phantasterei; und dies ist noch der mildeste Ausdruck, den man brauchen kann; wenn man so urteilt, ist man gutmütig genug den reinen Unsinn zu vergessen, daß er sich selbst für Gott ansieht. Es ist Phantasterei. So kann man höchstens ein Paar Jahr in der Jugend leben. Aber er ist bereis über dreißig Jahr. Und er ist buchstäblich Nichts. Und weiter, in ganz kurzer Zeit muß er alle Achtung und Geltung im Volk verloren haben — das Einzige was er bisher sich allenfalls geschafft hatte. Will man sich Volksgunst auf die Länge sichern, was allerdings die unsicherste Partei ist, die man überhaupt wählen kann, so muß man sich ganz anders benehmen. Es wird nicht viele Monate dauern, so ist die Menge dessen überdrüssig, der ihr so zu Diensten ist; er wird wie ein verlorener Mensch betrachtet, wie eine Art mauvais sujet, der froh sein kann in einem Winkel der Welt zu enden, die Welt vergessend und vergessen, wenn er nicht phantastisch genug sein sollte auf dem Platze zu bleiben und todtgeschlagen zu werden; denn das ist die unvermeidliche Folge, wenn er auf dem Platze bleibt. Was hat er für seine Zukunft getan? Nichts. Hat er eine feste Stellung? Nein. Welche Aussichten hat er? Keine. Bloß das Simple, wie will er sich die Zeit vertreiben, wenn er älter wird, die langen Winterabende, womit will er sie ausfüllen; er kann ja nicht einmal Karte spielen. Er hat ein Bischen Volksgunst — wahrhaftig, von allem beweglichen Eigentum das beweglichste; im Handumdrehen kann es eine ungeheure Volksungunst sein. — Mich ihm anschlie-

ßen, nein, ich danke, verrückt bin ich Gott sei Dank noch nicht.“

Oder: „Daß etwas Außerordentliches an dem Menschen ist (abgesehen von seiner Behauptung, daß er Gott sei), daran ist eigentlich kein Zweifel. Eher könnte man fast auf die Vorsehung erbittert werden, daß sie dies einem Solchen anvertraut hat, der das Gegenteil von dem tut, was er doch selbst sagt: daß man seine Perlen nicht vor die Säue werfen soll: Nun wird es denn auch damit enden, daß diese, ganz natürlich, sich umkehren und ihn niedertreten. Solches kann man immer von Schweinen erwarten — aber dagegen sollte man nicht erwarten, daß wer selbst darauf aufmerksam ist, doch das Gegenteil tut, von dem er weiß, man soll es nicht tun. Ja könnte man ihm auf geschickte Manier seine Weisheit ablisten — doch den höchst eigentümlichen Gedanken, daß er Gott sei, auf den er so viel Wert zu legen scheint, will ich ihm mit Vergnügen zu ausschließlichem Eigentum überlassen — könnte man ihm seine Weisheit ablisten, ohne sein Schüler zu werden! Könnte man sich Nachts zu ihm schleichen und sie aus ihm heraus bekommen — denn es zu redigiren und herauszugeben, dazu wollte ich wol der Mann sein und zwar auf eine ganz andere Weise. Es sollte zum Erstaunen der ganzen Welt etwas ganz Anderes herauskommen, dafür bürge ich, denn so viel sehe ich schon, es steckt etwas sehr Tiefes in dem, was er sagt, das Unglück ist nur, daß er ist, der er ist. Aber, vielleicht, wer weiß, vielleicht läßt es sich ihm doch ablocken, vielleicht ist er darin wieder so gutmütig dumm sich ganz offen mitzuteilen. Das wäre nicht unmöglich, denn mir scheint, als wäre die Weisheit, die er offenbar besitzt, einem Narren anvertraut worden: solch ein Widerspruch ist sein

Dasein. — Aber mich ihm anschließen und sein Jünger werden, nein, das hieße sich selbst zum Narren machen."

Oder: „Falls dieser Mensch das Gute und Wahre will, was ich jedoch unentschieden lasse, so bringt er wenigstens den Jünglingen und der unerfahrenen Jugend Nutzen, für die es zum Ernst des Lebens so dienlich ist, je eher je lieber recht gründlich dies zu verstehen: denn er macht es selbst für die Verblendetsten recht augenfällig, daß die hochtrabende Idee von dem Leben für das Gute und Wahre einen bedeutenden Zusatz von Lächerlichkeit hat. Er beweist es wie richtig die Dichter unsrer Zeit es getroffen haben, wenn sie das Gute und Wahre immer von einer halbverrückten Person repräsentiren lassen, oder von Einem, der so dumm ist, daß man Türen mit ihm einstoßen kann. Sich so anstrengen wie dieser Mensch, sich Alles versagen, nur keine Mühe und Beschwerde, zu jeder Tageszeit so zu Dienste sein, eifriger als der geschäftigste Arzt — und wofür? Hat er davon sein Brod? Nein durchaus nicht; so weit man urteilen kann, ist es ihm noch niemals eingefallen, etwas haben zu wollen. Verdient er Geld damit? Nein, nicht 20 Pfennige — er besitzt keine 20 Pfennige, und wenn er sie besäße, gäbe er sie gleich weg. Will er Ehre und Ansehn im State gewinnen? Grade umgekehrt, er verabscheut alles weltliche Ansehn. Und während er alles weltliche Ansehn verschmäht und die Kunst versteht von Nichts zu leben, also so recht dazu geschaffen ist, sein Leben in dem behaglichsten Nichtstun hinzubringen — da lebt er angestrengter als irgend ein Statsbeamter, der Ehre und Ansehn erntet, und angestrengter als irgend ein Geschäftsmann, der Geld wie Heu verdient. Sich so anzustrengen um das Glück zu haben ausgelacht und verspottet zu werden:

wahrhaftig, das ist eine eigne Art Vergnügen. Daß sich einer durch die Menge drängt, um dahin zu kommen, wo Geld und Ehre ausgeteilt wird, das läßt sich verstehen; aber sich vorzudrängen um gestäupt zu werden: wie erhaben, wie christlich, wie dumm."

Oder: „Man hört über diesen Menschen so manche übertriebenen Urteile von denen, welche nichts verstehen — und ihn vergöttern, und dann wieder so strenge Urteile von denen, die ihn doch vielleicht mißverstehen: mich soll man nicht beschuldigen können, ich urteilte übereilt. Ich bin ganz kalt und ruhig; ja, was mehr ist, ich bin mir bewußt so wohlwollend und gemäßigt wie möglich zu sein, dabei räume ich auch nur in einem gewissen Grade ein, daß dieser Mensch selbst dem Verstande imponirt. Was muß man nun über ihn urteilen? Das Urteil ist: ich kann für's Erste keine Meinung über ihn haben. Ich meine nicht in Bezug darauf, daß er von sich sagt er sei Gott; denn darüber werde ich in alle Ewigkeit keine Meinung haben können; nein ich meine wenn man ihn als Mensch betrachtet. Erst der Ausfall seines Lebens wird entscheiden können, ob er wirklich der Außerordentliche war, oder ob er von seiner Einbildungskraft betrogen nicht bloß an sich sondern überhaupt an das Menschsein einen zu großen Maßstab angelegt hat. Mehr kann ich beim besten Willen nicht für ihn tun; wenn er mein einziger Freund wäre, mein eigenes Kind, ich könnte nicht schonender über ihn urteilen und auch nicht anders. Um eine Meinung über ihn zu haben, muß ich erst den Ausfall seines Lebens sehen und bis zum Letzten, das heißt: er muß todt sein. Dann kann ich und doch nur vielleicht eine Meinung über ihn haben. Daraus folgt von selbst, daß ich mich ihm unmöglich anschließen

kann, so lange er lebt. Die Vollmacht, die er für sich in Anspruch nimmt, kann für mich keine entscheidende Bedeutung haben, denn es ist ja leicht zu sehen, daß er sich im Kreise dreht und sich auf das beruft, was er beweisen soll — und beweisen kann es nur der Ausfall — und wenn die Vollmacht darauf ruhen soll, daß er Gott ist, so lautet die Antwort: ja — wenn! So viel kann ich dagegen einräumen, daß wenn ich mich in eine spätere Zeit denke, wo der Ausfall seines Lebens und die Folgen in der Geschichte offenbar gemacht hätten, daß er der Außerordentliche war, da würde es nicht weit ab sein, da würde nur wenig fehlen, daß ich sein Jünger würde."

Der Geistliche müßte sagen: „Für einen Betrüger und Volksverführer ist er eigentlich ungemein ehrlich; weßhalb er auch nicht so absolut gefährlich werden kann, ob es auch noch so gefährlich aussieht, so lange der Guß dauert, und gefährlich sieht seine ungeheure Popularität aus bis der Guß vorüber ist und das Volk — grade das Volk — ihn wieder stürzt. Das Ehrliche liegt darin, daß er sich für den Erwarteten ausgeben will und ihm doch dabei so wenig gleicht — das ist ehrlich, grade wie wenn einer falsche Scheine ausgeben will und sie dabei so schlecht macht, daß Jeder, der einige Kenntniß hat, sie gleich erkennen kann. — Wol wahr, wir sehen Alle einem Erwarteten entgegen, doch daß Gott in eigner Person kommen sollte, erwartet kein Vernünftiger und jeder Religiöse schaudert vor der Gotteslästerung, die dieser Mensch begeht. Doch einem Erwarteten sehen wir entgegen, darin sind wir Alle einig. Aber die Weltregierung geht nicht tumultuarisch in Sprüngen, die Weltentwicklung ist evolutionaer nicht revolutionaer, das liegt ja schon darin daß sie eine Entwick-

lung ist. Der wahre Erwartete wird daher ganz anders aussehen, er wird die herrlichste Blühte und die höchste Entfaltung des Bestehenden sein. So wird der wahre Erwartete kommen und er wird sich ganz anders benehmen; er wird das Bestehende als Instanz anerkennen, die ganze Geistlichkeit zu einer Synode zusammenrufen, ihr sein Resultat und seine Beglaubigung vorlegen — und dann, wenn er bei der Abstimmung die Majorität bekommt, wird er als der Außerordentliche begrüßt und aufgenommen, als der Erwartete, der er dann ist.

„Aber in dem Auftreten dieses Menschen ist etwas Zweideutiges; er hat zu viel von einem Richter; es ist als wollte er auf einmal der Richter sein, der das Bestehende richtet und zugleich auch der Erwartete selbst. Will er das Erste nicht, wozu dann seine absolute Isolirung, sein Fernhalten von Allem, was das Bestehende heißt! Will er nicht der Richter sein, wozu dann das phantastische Flüchten aus der Wirklichkeit hinaus in die Gesellschaft des unwissenden Volkes, wozu dann sein revolutionäres hochmütiges Verschmähen der Intelligenz und der Tüchtigkeit des Bestehenden um ganz und gar von neuem zu beginnen mit Hilfe von — Fischern und Handwerkern, so daß es gleichsam das Motto für seine ganze Existenz im Verhältniß zu dem Bestehenden ist, daß er ein uneheliches Kind ist! Will er nur der Erwartete sein, wozu dann das, was er sagt, daß man nicht einen neuen Lappen auf ein altes Kleid setzen soll, ein Wort, welches grade der Feldruf der Revolution ist, denn darin liegt ja, daß man das Bestehende nicht anerkennen will, sondern daß man es fort, haben will, statt sich daran anzuschließen und es zu verbessern, wenn man ein Reformator ist, und es zu seiner höchsten Ent-

wicklung zu bringen, wenn man der Erwartete ist. Bei ihm ist eine Zweideutigkeit; und es läßt sich nicht tun, sowol der Richter als auch der Erwartete sein; und diese Zweideutigkeit wird sein Untergang, den ich bereits berechnet habe.

„Die Katastrophe eines Richters dichtet man richtig als gewaltsamen Tod; aber der Erwartete kann doch unmöglich untergehen, sonst ist er eo ipso nicht der Erwartete. Das Volk sieht diese Zweideutigkeit noch nicht, es sieht in ihm den Erwarteten, aber sobald die Zweideutigkeit offenbar wird, ist es sein Untergang. Nein, da war sein Vorgänger eine weit bestimmter ausgeprägte Erscheinung, er war nur Eins: der Richter. Aber welche Confusion und Verwirrung, daß dieser Beides sein will, und die Confusion wird um so größer, da er selbst den Vorgänger als den anerkennt, der Gericht halten sollte, also doch wol das Bestehende für die Aufnahme des Erwarteten empfänglich machen und bereiten sollte, — und doch schließt er sich nun nicht an das Bestehende an, während er der Erwartete sein will."

Und der Philosoph mußte sagen: „Eine so schreckliche oder richtiger so wahnwitzige Eitelkeit, daß ein einzelner Mensch Gott sein will, ist bisher etwas Unerhörtes; diese bis zum Aeußersten getriebene Form der reinen Subjectivität und der bloßen Negation ist bisher niemals gesehen. Er hat keine Lehre, kein System, er weiß im Grunde nichts, es sind einzelne aphoristische Aeußerungen, einige Sentenzen und ein Par Parabeln, die er immerfort repetirt und variirt, mit denen er die Massen blendet, für die er auch Zeichen und Wunder tut, so daß sie statt etwas zu wissen oder wahre Belehrung zu bekommen vielmehr an ihn glauben, der einem so fatal wie möglich fortwährend seine eigne Subjectivität

aufdrängt. In ihm und in dem, was er sagt, ist gar nichts Objectives oder Positives; insofern braucht er nicht unterzugehen, denn philosophisch ist er untergegangen, denn auf die bloße Subjectivitätsbestimmung kommen heißt untergehen. Man kann ihm einräumen, daß er eine merkwürdige Subjectivität ist. Mag es mit seinen übrigen Wundern sein wie es will, als Lehrer betrachtet wiederholt er beständig das Mirakel von den fünf kleinen Brodten; denn mit etwas Lyrik und einigen Aphorismen setzt er das ganze Land in Bewegung. Aber selbst wenn man die Torheit übersehen will, daß er meint selbst Gott zu sein, es bleibt' ein unbegreiflicher Fehlgriff, der seine geringe philosophische Bildung verrät, daß er meint, Gott könne sich überhaupt in einem einzelnen Menschen offenbaren. Das Geschlecht, das Universelle, das Totale ist Gott; aber das Geschlecht ist doch wol nicht ein einzelnes Individuum. Es ist überhaupt die eigentümliche Anmaßung der Subjectivität, daß der Einzelne etwas sein will, und das Wahnwitzige ist, wenn der Einzelne Gott sein will. Wäre dies Wahnwitzige möglich, daß ein einzelner Mensch Gott sein könnte, so müßte man ja consequenter Weise diesen einzelnen Menschen anbeten; eine größere philosophische Bestialität läßt sich nicht denken."*

Der kluge Statsmann mußte sagen: „Daß dieser Mensch im Augenblick eine Macht ist, läßt sich nicht leugnen — ab-

---

* Bei diesem philosophischen Urteil denkt man unwillkürlich an Strauß, Hartmann u. a. Solche Vergleichung hat dieser Philosoph übrigens gar nicht zu scheuen; er trifft den entscheidenden Punkt im „Christentum Christi" sicherlich besser als Hartmann in seiner „Selbstzersetzung" — obschon diese sonst trefflich zu dieser „Einübung im Christentum" paßt; in der Sache stimmen sie recht gut zusammen, in der Anwendung freilich nicht. A. B.

gesehen natürlicher Weise von seiner Einbildung, daß er Gott ist. Darüber macht man ein für alle Mal einen Strich als über eine Privat-Liebhaberei, die nicht weiter in Anschlag gebracht wird und Keinen etwas angeht, am wenigsten einen Statsmann. Ein Statsmann sieht blos darauf, welche Macht ein Mensch hat, und daß er in diesem Augenblicke eine Macht ist, läßt sich wie gesagt nicht leugnen. Aber was er will, wohin er steuert, daraus kann man nicht gut klug werden. Ist es Klugheit, so muß es eine ganz neue und eigne Art Klugheit sein, nicht ganz ungleich dem, was man sonst Torheit nennt. Er hat bedeutende Kräfte, aber er scheint sie zu vernichten statt sie zu brauchen; er giebt sie aus, aber er bekommt nichts zurück. Ich betrachte ihn als ein Phänomen, mit welchem man sich kluger Weise nicht einläßt — und das tut man niemals mit einem Phänomen — denn es ist ganz unmöglich ihn oder die Katastrophe seines Lebens zu berechnen. Es ist möglich, daß er König wird; es ist möglich — aber es ist nicht unmöglich, oder richtiger es ist genau ebenso möglich, daß er auf dem Schaffot endet. Ihm fehlt in seinem ganzen Streben der Ernst. Mit ungeheurer Flügelspannung schwebt er, aber er kommt nicht von der Stelle; er macht kein Ende fest, er legt keinen Grund — er schwebt. Will er für die Nationalität kämpfen? beabsichtigt er eine communistische Umwälzung? will er eine Republik oder ein Königreich? mit welcher Partei will er gehen und gegen welche? oder will er sich mit allen Parteien gut stellen oder will er gegen alle kämpfen? Mich mit ihm einlassen — nein, das wäre das Letzte; ich tue noch mehr, ich brauche gegen ihn alle möglichen Vorsichtsmaßregeln.* Ich verhalte mich ganz still,

* So dachte wol jener „Fuchs“, von dem Luc. 13, 32 zu lesen ist.
A. B.

ich nehme nichts vor, ich bin als wäre ich nicht da, denn man kann auch nicht berechnen, wie verstörend er eingreifen könnte, wenn man das Geringste unternähme, oder wie es in sein Unternehmen verwickelt werden könnte. Gefährlich, in gewissem Sinn ungeheuer gefährlich ist der Mensch. Aber meine Berechnung ist ihn zu fangen, grade indem man nichts tut. Denn gestürzt muß er werden und am sichersten wird er es durch sich selbst, indem er über sich selbst strauchelt. Ich habe, wenigstens für diesen Augenblick, nicht die Kräfte ihn zu stürzen, und ich weiß Keinen, der sie hat. Wollte man jetzt das Mindeste gegen ihn tun, so würde man nur selbst zermalmt. Nein, beständig nur negativen Widerstand, dann verwickelt er sich vermutlich in die ungeheuren Consequenzen, die er nach sich zieht, er tritt sich auf die Schleppe — und so fällt er."

Und der gesetzte Bürgersmann mußte sagen — und das würde in seiner Familie das Urteil bleiben: „Nein laßt uns Menschen sein, mit Maßen ist Alles gut, zu viel und zu wenig verdirbt Alles, und wie ein französisches Sprüchwort sagt, das ich von einem Reisenden gehört habe: zu scharf gespannt zerbricht der Bogen — und dieser Mensch, sein Untergang ist wahrhaftig sicher genug. Ich habe meinen Sohn auch ernstlich vorgenommen und ihn gewarnt und ihm vorgehalten, daß er nicht hingeht und auf schlechte Wege kommt, und mit diesem Menschen mitlauft und warum? weil Alle ihm nachlaufen. Ja, wer alles? Lose und ledige Leute, Pflastertreter, Landstreicher, die können leicht laufen. Aber von den Besitzenden und Wohlhabenden doch nicht sehr viele, und von den klugen und angesehenen Leuten, nach denen ich immer meine Uhr stelle gar keiner, weder Amtsrat Jeppersen noch Commer-

cienrat Markus oder der reiche Banquier Christophersen, nein, nein, die Leute wissen schon, was eine Sache ist. Und sehen wir nun auf die Geistlichkeit, die sich doch am besten auf so eine Sache verstehen muß — die bedanken sich. Der Pastor Grünwald sagte gestern Abend im Club: „sein Leben nimmt ein Ende mit Schrecken;" und der Kerl kann mehr als predigen, man muß ihn nicht Sonntags in der Kirche, aber Montags im Club hören; ich wollte bloß ich hätte die Hälfte davon, wie er sich auf die Welt versteht. Er sagte ganz richtig und das war mir wie aus dem Herzen gesprochen „es sind nur lose und ledige Leute, die ihm nachrennen." Und warum rennen sie ihm nach? weil er ein Par Wunder tun kann. Aber wer sagt, daß es wirklich Wunder sind, oder daß er seinen Schülern dieselbe Kraft giebt; und in jedem Fall ist ein Wunder etwas sehr Ungewisses, aber was gewiß ist, ist gewiß. Jeder ordentliche Vater, der erwachsene Kinder hat, muß ernstlich sorgen, daß sich seine Söhne nicht verführen und hinreißen lassen, und mit ihm und den verzweifelten Menschen, die ihm folgen, zusammengeraten; denn die haben Alle nichts mehr zu verlieren. Und selbst denen, was hilft er ihnen? Man muß ja verrückt sein, wenn man sich so helfen läßt. Selbst dem elendesten Bettler hilft er doch noch aus den Federn ins Stroh, er hilft ihm bloß in ein neues Elend, dem der Bettler entgehen konnte, wenn er blieb was er war, schlecht und recht ein Bettler."

Und der Spötter, nicht der wegen seiner Bosheit von Allen gehaßte, sondern der wegen seines Witzes von Allen bewunderte und dabei wegen seiner Gutmütigkeit beliebte Spötter mußte sagen: „Im Grunde ist es eine unbezahlbare Idee, daß ein einzelner Mensch, ganz wie wir Andern, sagt, er sei

Gott; das muß uns Allen zu Gute kommen. Wenn das nicht den Menschen wohltun heißt, so weiß ich nicht, was Wohl- und Guttätigkeit oder Gut- und Wohltätigkeit ist. Angenommen das Kennzeichen daß man Gott ist — ja, wer in aller Welt wäre darauf verfallen; wie wahr, daß Solches „in keines Menschen Herz gekommen ist" — ist auszusehen wie alle Andern, nicht mehr nicht weniger: so sind wir Alle Götter. Quod erat demonstrandum. Der Erfinder dieser für uns Menschen so außerordentlichen Entdeckung soll leben! Morgen lasse ich bekannt machen, daß ich Unterzeichneter Gott bin — und der Erfinder kann es nicht leugnen ohne sich selbst zu widersprechen. Im Dunkeln sind alle Katzen grau, und wenn Gott sein heißt aussehen wie alle Andern, so ist das dunkel und wir sind Alle . . . . . . oder was ich sagen wollte, wir sind Alle Mann für Mann Gott. Dies ist das Lächerlichste, was man sich denken kann; der Widerspruch, worin immer das Komische liegt, ist der größtmögliche, aber das Verdienst ist nicht mein, es gebührt einzig und ausschließlich dem Erfinder der großen Neuheit: daß ein Mensch ganz wie wir Andern nur nicht so gut gekleidet wie der Durchschnitt, also daß ein dürftig gekleideter Mensch, der eher unter die Armenpflege als unter die Rubrik Gott zu gehören scheint sagt — daß er Gott ist. Am schlimmsten ist eigentlich der Armenvorsteher daran, daß er nicht mehr wird bei diesem Generalavancement für das ganze Menschengeschlecht."

O mein Freund, ich weiß wol, was ich tue, ich kenne meine Verantwortung und meine Sele ist ewig vergewissert über die Richtigkeit dessen, was ich tue. Also denke dich nun gleichzeitig mit Ihm, dem Einladenden. Denke dir, daß du

ein Leidender wärest — aber bedenke auch, wem du dich aussetzest, wenn du sein Jünger wirst, wenn du ihm folgst. Du verlierst so gut wie Alles in den Augen der Klugen und Verständigen und Angesehenen. Er, der Einladende fordert von dir, du sollst Alles aufgeben, Alles loslassen, aber die Zeitgenossen lassen dich nicht los, und sie urteilen, daß es Torheit ist, sich ihm anzuschließen. Und der Spott wird grausam über dich herfallen; während sie ihn beinahe wie aus Mitleid etwas schonen, achten sie es für schlimmer als verrückt, wenn einer sein Jünger wird. „Denn" sagen sie „ein Schwärmer ist ein Schwärmer, laß ihn gehen; aber im Ernst sein Jünger werden, ist die größtmögliche Torheit."

Sage nicht, daß diese ganze Darstellung Uebertreibung sei. O, du weißt ja, aber du hast es dir vielleicht nicht recht gegenwärtig gemacht, daß von all den Angesehenen, all den Gebildeten und Unterrichteten zwar Manche neugierig sich mit ihm einließen, aber nur Einer, ein Einziger suchte ihn im Ernste auf, und der kam zu ihm — in der Nacht. Und du weißt ja doch, in der Nacht geht man verbotene Wege, die Nacht wählt man, wenn man nicht will bekannt werden lassen, daß man dahin seinen Gang nimmt. Denke dir, welches Urteil über den Einladenden hierin liegt; zu ihm gehen war eine Schande, war Etwas, das kein Angesehener, kein Mann von Ehre durfte von sich bekannt werden lassen, so wenig wie, was ja auch von der Nacht verhüllt wird — doch nein, ich mag nicht ausführen, was auf dies „so wenig wie" folgen würde.

Kommt nun her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken.

B.

Seines Lebens andrer Abschnitt.

Es ist ihm nun gegangen, wie all die Klugen und Verständigen, Statsmann und Bürger und Spötter vorhersagten. Und wie später spottend in einem Augenblick, der selbst den Härtesten zu Teilnahme und Steine zu Thränen rühren konnte, gesagt wurde „er hat Andern geholfen, nun mag er sich selbst helfen“: so ist nun wol viel tausend Mal gesagt worden „was er zu seiner Zeit sagte, daß seine Stunde noch nicht gekommen sei, sollte sie vielleicht jetzt gekommen sein“ — ach, während jener Einzelne, der Gläubige erschauert so oft er bedenkt, während er doch nicht lassen kann niederzuschauen in diese Tiefe von menschlich gesprochen sinnlosem Widersinn: daß Gott in menschlicher Gestalt, daß diese göttliche Lehre, daß diese Zeichen und Wunder, welche, wenn dort geschehen, selbst Sodom und Gomorrha zur Umkehr bringen mußten, in der Wirklichkeit grade das Umgekehrte hervorbringen, daß der Lehrer verabscheut, gehaßt, verachtet wird.

Wer er nämlich ist, das sieht man nun leichter, nachdem der Widerstand und die Maßregeln der Mächtigen und Angesehenen und überhaupt des Bestehenden den ersten Eindruck abgeschwächt haben und andrerseits das Volk die Geduld im Warten verloren hat, während sein Leben, statt an Ansehen immer höher zu steigen, mehr und mehr abwärts geht. Jeder weiß ja, daß man einen Menschen nach der Gesellschaft beurteilt, die er sucht — und seine Gesellschaft! Ja, seine Gesellschaft kann man nennen: die von der mensch-

lichen Gesellschaft Ausgestoßenen, seine Gesellschaft ist die niedrigste Volksklasse, ferner Zöllner und Sünder — welche Jeder mindestens um seines guten Namens willen meidet, und ein guter Name und Ruf ist doch wol das Mindeste, was man sich im Leben zu sichern wünscht; seine Gesellschaft sind ferner Aussätzige, die jeder flieht, Wahnsinnige, die Schrecken erregen, Sieche und Elende, Armut und Niedrigkeit. Und wer ist nun Er, der auch noch in diesem Aufzuge Gegenstand für die Nachstellungen der Mächtigen ist? Es ist einer, der als Verführer, Betrüger und Gotteslästerer verachtet ist! Es ist eine Art Mitleid, wenn wirklich irgend ein Angesehener seiner Verachtung nicht Ausdruck giebt, — daß sie ihn fürchten, ist ja etwas Anderes. — So ist nun sein Auftreten. Denn nimm Dich in Acht, daß Du nichts von dem einfließen läßt, was Du doch erst hinterher zu wissen bekommen hast, davon nämlich, daß seine Erhabenheit mit fast göttlicher Majestät sich nie so kenntlich wie grade jetzt zeigte. O, mein Freund, wenn Du gleichzeitig mit einem lebtest, der nicht bloß selbst in den Bann getan ist, sondern denke dran, es war ja Strafe darauf gesetzt, wenn Jemand sich von ihm helfen ließ, und diese Strafe war „Ausstoßung aus der Synagoge" — also wenn Du mit einem solchen Verachteten lebtest, bei dem auch alles Andre dem entsprechend ist, wärest Du der Mann Alles umgekehrt zu erklären? Denn wol kann jedes Ding auf doppelte Weise erklärt werden, aber wärst Du der Mann dazu, wärst Du, was dasselbe ist, „der Einzelne," was, wie Du ja weißt, für lächerlich und sonderbar gilt und fast für ein Verbrechen.

Und seine Apostel, die ja hauptsächlich seine Gesellschaft sind! Welcher Widersinn, freilich ganz in Uebereinstimmung

mit dem früheren. Seine Apostel sind einige Fischer, unwissende Menschen, die gestern noch Fische fingen und morgen sollen sie in alle Welt gehen und die Gestalt der Welt umschaffen! Er sagt von sich er sei Gott, und das sind seine wohlbestallten Apostel! Ist er es der den Aposteln Ansehn schaffen will oder sollen die Apostel ihm Ansehn schaffen? Ist er, der Einladende, ein wahnwitziger Schwärmer? der Aufzug paßte dazu; kein Dichter könnte es besser erfinden. Ein Lehrer, ein Weiser, oder wie man ihn sonst nennen will, eine Art verunglückten Genies, der von sich sagt er sei Gott — umgeben von einem Haufen Volk, das jubelt, er selbst begleitet von einigen Zöllnern, anrüchigen Leuten und Aussätzigen; zunächst um ihn sein auserwählter Kreis, die Apostel. Und diese sind fürwahr so befugt zu beurteilen, was Wahrheit ist, diese Fischer, Schneider und Schuhmacher, die nicht bloß diesen ihren Meister und Lehrer bewundern, denen jedes seiner Worte Wahrheit und Weisheit ist, die nicht bloß sehen, was kein Anderer sehen kann, seine Erhabenheit und Heiligkeit; nein, sie sehen in ihm Gott und beten ihn an. — Kein Dichter kann es besser erfinden, wenn er dabei das Andre nicht vergißt, daß dieser Mann von den Mächtigen gefürchtet ist, daß sie Pläne schmieden um ihn zu stürzen: Sein Tod ist das Einzige, was sie beruhigen und zufriedenstellen kann. Auf den Anschluß an ihn, ja auf das Hilfe nehmen von ihm haben sie entehrende Strafe gesetzt, und doch können sie nicht Ruhe finden und nicht wirklich gewiß werden, daß das Ganze Schwärmerei und Unsinn sei. So steht es bei den Mächtigen. Das Volk, welches ihn vergötterte, hat ihn mehr oder weniger aufgegeben, nur in einem einzelnen Augenblick lodert der Glaube an ihn wieder auf. An seinem ganzen Leben ist nichts,

was der Mißgünstigste ihm mißgönnen könnte — und die Mächtigen mißgönnen ihm freilich auch nicht dies Dasein, sie fordern seinen Tod um ihrer Sicherheit willen, damit sie wieder Ruhe haben, wenn Alles beim Alten geblieben ist und durch sein warnendes Beispiel noch befestigt ist.

Dies sind die beiden Abschnitte seines Lebens. Es begann damit, daß ihn das Volk vergötterte, während Alles, was das Bestehende heißt, Alles was Macht und Einfluß hatte, haßvoll aber feige und versteckt Schlingen für ihn aufstellte — in die er dann ging? ja, aber er sah sie gut. Endlich entdeckte das Volk, daß es fehlgegriffen hatte, daß die Erfüllung, welche er bringen wollte, ihrer Erwartung von Gold und grünen Wäldern nicht im mindesten entsprach. So wendete das Volk sich von ihm und die Mächtigen zogen die Schlingen zusammen — in welche er also ging? ja, aber er sah sie gut. Die Mächtigen zogen die Schlingen zusammen — und nun wendet sich das Volk, das sich jetzt völlig betrogen sieht, mit Haß und Erbitterung gegen ihn.

Und die Mitleidigkeit — um die doch auch mitzunehmen — mußte sagen, oder wo die Mitleidigen zusammenkamen (denn diese Mitleidigkeit ist gesellschaftlich und in ihrer Gesellschaft ist mit der schwatzenden Beschränktheit auch Schadenfreude und Mißgunst, wie ja schon ein Heide bemerkt hat, daß Niemand so geneigt zum Mitleid ist, wie der Mißgünstige) da mußte die Rede so fallen: „Es kann einem doch wirklich leid tun, um den einfältigen Menschen, daß er so enden soll; er war doch eine ehrliche Haut. Wenn es auch ein starkes Stück war, daß er Gott sein wollte, er war doch wirklich gut gegen die Armen und Notleidenden, obschon er es auf sonderbare Art machte

5*

und sich ihnen ganz gleichstellte und in Gesellschaft mit Bettlern umherzog. Aber etwas rührendes war doch darin und es kann einem leid tun um den armen Menschen, daß er so jämmerlich umkommen soll. Denn man mag sagen, was man will und ihn so streng beurteilen, wie man will: ich kann's nicht lassen ihn zu bedauern".

Wir sind in dem letzten Abschnitt, nicht der heiligen Geschichte, welche die Apostel und Jünger geschrieben haben, die an ihn glaubten, sondern der unheiligen Geschichte, die das Gegenstück ist.

Kommt nun her Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, das heißt, hast Du Lust, selbst wenn Du der Elendeste aller Leidenden wärest, hast Du Lust auf die Weise Dir helfen zu lassen, das ist zu noch größerem Elend, so komme her, er will Dir helfen.

III.

Die Einladung und der Einladende.

Laß uns nun einen Augenblick vergessen, was im strengsten Sinn das Aergerniß ist, daß nämlich der Einladende von sich selbst sagt, er wäre Gott; laß uns annehmen er hätte sich bloß für einen Menschen ausgegeben und laß uns so den Einladenden und die Einladung betrachten.

Die Einladung, sie ist doch wol einladend genug; wie läßt sich da dieses Mißverhältniß in der Wirklichkeit erklären, diese fürchterliche Verkehrung, daß vielmehr Alle, oder so gut wie Alle (und es waren ja gerade „Alle", die eingeladen waren!) sich vereinen um dem Einladenden Widerstand zu leisten, ihn todt zu schlagen, ja sogar Strafe darauf zu setzen, wenn sich einer helfen ließe! Man muß doch erwarten, daß auf solche Einladung alle Leidenden herbeiströmten und auch all die Andern, gerührt durch eine solche Barmherzigkeit und Mitleidigkeit, so daß sich die ganze Menschheit vereinte ihn zu bewundern und zu preisen. Wie läßt sich das Gegenteil erklären? Denn daß es geschah ist doch wol gewiß; und daß es in jenem Geschlecht geschah, bedeutet doch wol nicht, daß jenes Geschlecht schlimmer gewesen als andere! Wer könnte so gedankenlos sein; jeder der etwas Verständniß von der Sache hat, sieht leicht, daß es in jenem Geschlecht geschah, weil dieses mit ihm gleichzeitig war. Wie erklärt man also daß so fürchterlich das Gegenteil von dem eintrat, was man hätte erwarten sollen?

Ja hätte der Einladende 1) so ausgesehen wie die bloße menschliche Vorstellung von Mitleid sein Bild formen würde und hätte er 2) bloß die menschliche Auffassung davon gehabt, was das Elend der Menschheit ist: so wäre es auch nicht geschehen.

Zum Ersten: Er mußte ein recht wohlwollender und teilnehmender Mensch sein, dabei im Besitz aller Mittel, um zeitlich und irdisch helfen zu können und diese Hilfe durch tiefe und innerliche menschliche Teilnahme veredeln. Doch mußte er ein angesehener Mann sein, nicht ohne eine gewisse menschliche Selbstbehauptung, wovon natürlich die Folge gewesen wäre, daß er weder zu allen Leidenden auch nur mit seinem Mitleidsgefühl hinabzureichen vermochte, noch auch selbst darüber recht klar wurde, worin das Elend des Menschen besteht.

Dagegen das göttliche Mitleid, diese grenzenlose Rücksichtslosigkeit, die sich nur um die Leidenden bekümmert, nicht im mindesten um sich selbst und sich unbedingt rücksichtslos um jeden Leidenden bekümmert: die können Menschen nur als eine Ueberspanntheit ansehen, von der man nicht recht weiß, ob man sie belachen oder beklagen soll. Wäre auch kein anderer Anstoß gewesen, dies allein war genug, daß es ihm übel in der Welt gehen mußte.

Laß einen Menschen sich bloß ein klein wenig in göttlichem Mitleid versuchen, laß ihn also etwas rücksichtslos in seinem Mittleid sein, und Du wirst gleich sehen, was die Menschen urteilen. Wenn ein Mensch nicht bloß viel den Armen giebt und die Armen und Kranken und Elenden besucht, sondern wenn er seine höhere Lebensstellung ganz aufgiebt und im Ernst seine Gesellschaft bei den Armen und

Geringen im Volk sucht, mit den Arbeitern zusammen lebt! O, in einem stillen Augenblick, wenn man ihn nicht sieht, werden die Meisten durch den Gedanken daran vielleicht sogar gerührt; aber sobald sie ihn in dieser Gesellschaft, in solchem Aufzuge sehen, ihn der etwas Großes in der Welt sein könnte, ankommen sehen in guter Gesellschaft einen Maurergesellen zur rechten einen Bürstenbinderlehrling zur linken Seite, was dann? Sie haben erst tausend Erklärungen, sie erklären, er lebe so aus Launen und Eigensinn oder aus Stolz und Eitelkeit. Und selbst wenn sie es aufgeben ihm diese schlechten Beweggründe unterzulegen, sie können sich doch nicht damit aussöhnen ihn in dieser Gesellschaft zu sehen. Selbst der beste Mensch, allgemein gesprochen, wird, wenn er das sieht, sich versucht fühlen zu lachen.

Und wenn alle Prediger, gleichviel ob sie in Sammt und Seide oder in Tuch und Rips gehen, Anderes sagen, so will ich sagen: Ihr lügt, Ihr betrügt die Menschen mit Euren Sonntagsreden. In der Situation der Gleichzeitigkeit wird man nämlich immer von solchem Mitleidigen, wenn er also Zeitgenosse ist, sagen können: „ich glaube es ist Eitelkeit, deßhalb lache und spotte ich über ihn; ja, wäre er der wahre Mitleidige, oder hätte ich gleichzeitig mit jenen Edlen gelebt!“ Und was nun jene Herrlichen betrifft, die, um die Predigtmanier zu citiren „so verkannt wurden“ — ja, die sind todt. Auf die Weise kann es glücken Verstecken zu spielen; von jedem Zeitgenossen, der sich mit hinauswagt, nimmt man an daß es Eitelkeit ist — und was die Verstorbenen angeht, so nimmt man an daß sie todt sind und deßhalb, daß sie herrliche Leute waren.

Dabei muß man sich erinnern, daß Jeder auf seine Stel-

lung im Leben hält; dieser fixe Punkt, diese Rücksicht macht, daß menschliches Mitleid immer nur „bis zu einem gewissen Grade" geht. Die Victualienhändler meinen, sie gingen zu weit in ihrer Mitleidigkeit, wenn sie zu den Armenhäuslern gingen und sich ihnen gleichstellten. Die Mitleidigkeit der Victualienhändler ist in einer Rücksicht gefesselt, in der Rücksicht auf die andern Victualienhändler und daneben auf die Schenkwirte. Ihr Mitleid ist also nicht ganz rücksichtslos. Und so in jeder Weise. Die Journalisten, welche von den Groschen der armen Klassen leben unter dem Vorgeben, daß sie ihre Rechte zur Sprache bringen und verfechten, die wären die Ersten diese rücksichtslose Mitleidigkeit lächerlich zu finden, wenn sie sich auch nur einigermaßen zeigte.

Sich ganz buchstäblich mit den Elendesten gleichstellen (und dies ist göttliches Mitleid) ist den Menschen das „zu viel," worüber man in stiller Sonntagsstunde gerührt weint, und worüber man unwillkürlich in Lachen ausbricht, wenn man es in der Wirklichkeit sieht. Die Sache ist die: es ist zu erhaben, als daß man den Anblick zum täglichen Gebrauch ertragen möchte; man muß es im Abstand haben um es vertragen zu können. Die Menschen sind nicht so vertraut mit dem Erhabenen, daß sie recht daran zu glauben wagten; es ist ihnen daher ein Widerspruch, daß solche Erhabenheit sich in der Wirklichkeit, in dem wirklichen täglichen Leben zeigen soll. Wenn der Dichter oder der Redner sie darstellt, wenn sie also in der Dichtung auftritt, dann rührt sie die Menschen — aber in der Wirklichkeit des täglichen Lebens hier in Kopenhagen diese Erhabenheit zu sehen auf dem Amagertorv mitten in der alltäglichen Geschäftigkeit des Werktaglebens! Und wenn der Dichter oder der

Redner sie darstellt, so dauert es auch nur eine Stunde; so lange können die Menschen gleichsam an diese Erhabenheit glauben. Aber sie jeden Tag in der Wirklichkeit sehen! Es ist ja auch ein ungeheurer Widerspruch, daß das Erhabenste zum Alltäglichen geworden ist!

Insofern war es da bereits vorher entschieden, welches das Schicksal des Einladenden werden mußte, auch wenn nichts Anderes zu seinem Untergang beitrug. Das Unbedingte, Alles was den Maßstab der Unbedingtheit anlegt, ist eo ipso ein Opfer. Denn die Menschen wollen wol Mitleid und Selbstverleugnung üben, nach Weisheit trachten usw., aber sie wollen selbst den Maßstab bestimmen, daß es nur bis zu einem gewissen Grade geschehe; sie wollen all diese herrlichen Tugenden nicht abschaffen, im Gegenteil, sie wollen — leichten Kaufs in aller Behaglichkeit den Schein und Namen haben, daß sie sie übten. Die wahre göttliche Mitleidigkeit ist deßhalb unbedingt das Opfer, sobald sie sich in der Welt zeigt. Sie kommt aus Mitleid zu den Menschen, und die Menschen treten sie nieder. Und während sie unter den Menschen umherwandert, wagt kaum der Leidende zu ihr seine Zuflucht zu nehmen — aus Furcht vor den Menschen. Die Sache ist die, daß der Welt viel daran liegt den Schein der Mitleidigkeit zu bewahren; die göttliche Mitleidigkeit deckt diese Unwahrheit auf — also muß diese göttliche Mitleidigkeit fort!

Aber der Einladende war grade die göttliche Mittleidigkeit — und deßhalb ward er geopfert, und deßhalb flohen selbst die Ungücklichen vor ihm; sie verstanden (und, menschlich gesprochen, sehr richtig) daß man bei den meisten mensch-

lichen Elendigkeiten besser tat zu bleiben wie man war, als sich von ihm helfen zu lassen.

Zum Andern. Der Einladende hat eine ganz andere als die bloß menschliche Vorstellung davon, was eigentlich das Elend der Menschen ist. Und in dieser Hinsicht zu helfen, darauf war er bedacht — dagegen hatte er weder Geld noch Tropfen noch anderes der Art mitgebracht.

Der Einladende hat daher so wenig die Weise, die der menschlichen Mitleidigkeit gefällt, daß er eigentlich zum Aergerniß ist. Es ist menschlich gesprochen gradezu etwas grausames, etwas empörendes, etwas das einen so erbittern kann, daß man Lust bekommen könnte den Menschen todtzuschlagen: er ladet Arme und Sieche und Elende zu sich und dann kann er nichts für sie tun, als ihnen Vergebung der Sünden zusagen! „Laß uns Menschen sein. Ein Mensch ist kein Geist. Und wenn ein Mensch nahe daran ist Hungers zu sterben, dann zu ihm sagen: ich verkündige Dir die gnadenvolle Vergebung Deiner Sünden — das ist empörend. Eigentlich ist es auch lächerlich, aber es ist zu ernsthaft, als daß man darüber lachen könnte."

Also (denn durch diese citirten Worte lassen wir bloß die Geärgerten den Widerspruch aufdecken und übertreiben — wir wollen nicht übertreiben) die Meinung des Einladenden war eigentlich, daß die Sünde des Menschen Verderben ist. Sieh nun, das schafft Platz — und die Einladung schaffte ja auch Platz, fast als hätte er gesagt „procul, o procul este profani," oder als wäre doch ein Stimme laut geworden, die so sein „Kommet her" umdeutete. Es sind nicht viele Leidende, die seiner Einladung folgen. Selbst wenn Einer gerührt von seiner Mitleidigkeit sich zu ihm gewandt hätte, unge-

achtet er wußte, daß eigentlich keine irdische Hilfe bei ihm zu finden war: nun flüchtet auch er zurück. Es ist ja fast wie hinterlistig, in Gestalt der Mitleidigkeit kommen und dann von Sünde reden.

Ja gewiß ist das hinterlistig, wenn Du nicht ganz im Reinen darüber bist, daß Du ein Sünder bist. Falls Du bloß Zahnschmerzen hast, oder Dein Haus abgebrannt ist, aber Dir entgangen ist, daß Du ein Sünder bist, ja dann ist es hinterlistig. Es ist hinterlistig von dem Einladenden zu sagen: ich heile alle Krankheiten, und wenn man nun kommt, dann zu sagen: ich kenne nämlich nur eine Krankheit, die Sünde — von der heile ich alle „die mühselig und beladen" sind, alle welche sich mühen, sich aus der Macht der Sünde herauszuarbeiten, die sich mühen dem Bösen zu widerstehen, ihre Schwachheit zu überwinden, aber nur dahin kommen sich beladen zu fühlen. Von dieser Krankheit heilt er „Alle"; selbst wenn sich nur ein Einziger dieser Krankheit wegen an ihn wendete: er heilt Alle. Dagegen wegen einer andern Krankheit und einzig und allein um ihretwillen sich an ihn wenden, ist wie wenn Einer, der das Bein gebrochen, sich an einen Arzt wenden wollte, der sich nur mit Augenkrankheiten befaßt.

IV.

Das Christentum als das Absolute; die Gleichzeitigkeit mit Christus.

Mit der Einladung Aller „welche mühselig und beladen sind“ ist das Christentum jedoch nicht, wie die Prediger es weinerlich und unwahr darstellen, als ein Prachtexemplar von milden Trostgründen in die Welt gekommen — sondern als das Absolute. Aus Liebe will es Gott, aber es ist Gott, der es will, und er will, was er will. Er will von den Menschen nicht umgeschaffen werden zu einem sehr menschlichen Gott, sondern er will die Menschen umschaffen und das will er aus Liebe. Er will auch nicht daß menschliche Naseweisheit davon zu reden wisse warum und wozu das Christentum in die Welt gekommen sei; es ist das Absolute und soll es sein. Daher sind all die besonderen Zwecke und Ziele, die man ersonnen hat, eine Unwahrheit. Vielleicht hat man sie aus einem gewissen menschlichen Mitleid ersonnen, daß man meint nachgeben zu müssen — denn Gott kennt vermutlich die Menschen nicht, seine Forderungen sind zu überspannt, darum muß der Priester etwas herunterlassen! Vielleicht hat man sie ersonnen um sich gut mit den Menschen zu stehen und von der Verkündigung des Christentums Vorteil zu haben; denn wenn es zu dem bloß Menschlichem (Cultur, Bildung, Tröstung usw.) herabgestimmt wird, zu dem was in den Herzen der Menschen aufkommt, so gefällt es natürlicherweise den Menschen und der liebenswürdige Redner gefällt ihnen auch, der das Christentum so mild ma-

chen kann — hätten die Apostel das gekonnt, so hätten damals die Apostel auch der Welt gefallen. Aber das Alles ist Unwahrheit, ist Entstellung des Christentums, welches das Absolute ist. Aber was soll es dann; dann ist es ja eine Plage? O ja, das kann man wol sagen; irdisch verstanden ist das Absolute die größte Plage. In allen matten, schlaffen, stumpfen Zeiten, wo das Sinnliche den Menschen beherrscht, ist das Christentum ihm ein Unsinn, da es keinen endlichen Zweck hat. Aber was soll es dann? Antwort: schweige, denn es ist das Absolute. Und so soll es dargestellt werden, so daß es sich dem sinnlichen Menschen als Unsinn zeigen muß. Und deßhalb ist es wahr und in anderm Sinn auch so wahr wenn der Verständige in der Situation der Gleichzeitigkeit (cf. II A.) über Christus urteilt: „er ist buchstäblich Nichts" — ganz gewiß, denn er ist das Absolute. Als das Absolute ist das Christentum in die Welt gekommen, nicht zum Trost in menschlichem Sinn, im Gegenteil es redet ja immer und immer wieder davon wie die Christen leiden müssen und wie ein Mensch leiden muß um ein Christ zu werden und zu bleiben; es redet also von Leiden, welchen man entgehen kann, wenn man nur unterläßt Christ zu werden.

Es ist nämlich ein unendlicher Unterschied zwischen Gott und Mensch und deßhalb zeigte sich zu Christi Zeit, daß das Christ werden, d. h. in Aehnlichkeit mit Gott umgebildet werden ein größeres Weh und Leid und Elend ist, als irgend ein menschliches und dazu noch ein Verbrechen in den Augen der Zeitgenossen. Und so wird es sich immer zeigen, wenn ein Christ in Wahrheit dahin kommt gleichzeitig mit Christus zu werden. Und kommt er nicht dazu, so ist all dies Ge-

schwätz von Christentum nur Tand und Einbildung und Eitelkeit, zum Teil auch Gotteslästerung und Sünde wider das zweite Gebot im Gesetz und Sünde wider den heiligen Geist.

Denn gegenüber dem Absoluten giebt es nur eine Zeit: die Gegenwart; wer nicht gleichzeitig mit dem Absoluten ist, für den ist es gar nicht da. Und da Christus das Absolute ist, so sieht man leicht daß es ihm gegenüber nur ein Verhältniß giebt, das der Gleichzeitigkeit; die 3, 7, 15, 17 oder 18hundert Jahre sind Etwas, was weder davon noch dazu tut, sie verändern ihn nicht, aber machen auch nicht offenbar wer er war; denn wer er ist, das ist nur offenbar für den Glauben.

Christus ist, um recht ernstlich es zu sagen, kein Comödiant, auch nicht bloß eine historische Person, da er als das Paradox eine höchst unhistorische Person ist. Die Gleichzeitigkeit aber ist der Unterschied zwischen Poesie und Wirklichkeit. Zwischen Poesie und Geschichte ist ja der Unterschied, daß die Geschichte das wirklich Geschehene ist, die Poesie das Mögliche, das Gedachte, das Gedichtete. Aber was wirklich geschehen ist, das Vergangene, ist doch nur in gewissem Sinn das Wirkliche, nämlich nur im Gegensatz zum Erdichteten. Es fehlt dabei die Bestimmung **„für Dich“** welche der Ausdruck der innerlichen Wahrheit und aller Religiosität ist. Das Vergangene ist nicht Wirklichkeit „für mich“; nur das Gleichzeitige ist Wirklichkeit für mich. Womit Du gleichzeitig bist, das ist Wirklichkeit „für Dich“. Und so kann für jeden Menschen nur die Zeit Wirklichkeit haben, in welcher er lebt — und dann noch Eins, Christi Leben auf Erden, denn Christi Leben auf Erden, die heilige Geschichte, steht allein für sich außerhalb der Geschichte.

In der Geschichte kannst Du das Vergangene hören und lesen: hier kannst Du, wenn es Dir behagt, nach dem Ausfall urteilen. Aber Christi Leben auf Erden ist nichts Vergangenes; es wartete auch nicht damals vor 1800 Jahren auf den Beistand des Ausfalls und wartet auch jetzt nicht darauf. Ein historisches Christentum ist Galimathias und unchristliche Verwirrtheit; denn was von wahren Christen in jeder Generation lebt, ist gleichzeitig mit Christus und hat nichts zu schaffen mit den Christen der vorigen Generation, aber alles mit dem gleichzeitigen Christus. Sein Leben auf Erden begleitet das Menschengeschlecht und begleitet jedes Geschlecht besonders als die ewige Geschichte; sein Leben auf Erden hat die ewige Gleichzeitigkeit. Und dies macht alles Dociren vom Christentum zur unchristlichsten aller Ketzereien, was jeder einsehen und daher das Dociren aufgeben würde, wenn er sich die mit Christus gleichzeitige Generation „docirend" zu denken versuchte; aber jede Generation (von Gläubigen) ist ja gleichzeitig — das Dociren dagegen hat seinen Schalksdeckel und Rückhalt wesentlich darin, daß das Christentum etwas Vergangenes sei.

Kannst Du Dich nicht überwinden in der Situation der Gleichzeitigkeit mit Ihm Christ zu werden, oder kann er in seiner damaligen Lebenslage Dich nicht bewegen und zu sich ziehen, so wirst Du niemals Christ. Du magst dann ehren, preisen, danken und mit allen irdischen Gütern den belohnen, der Dir einbildet Du wärest gleichwol ein Christ — er betrügt Dich. Du kannst Dich glücklich preisen, daß Du nicht mit Jemand zusammen lebtest, der dies zu sagen wagte; Du kannst aufgebracht werden bis zur Raserei über die Plage, die wie der Stich der „Bremse" ist, wenn Du mit einem

zusammen lebst, der es Dir sagt: im ersten Fall bist Du betrogen, im andern Fall hast Du wenigstens die Wahrheit zu wissen bekommen.

Kannst Du die Gleichzeitigkeit nicht ertragen', dies nicht in der Wirklichkeit sehen, könntest Du nicht hinausgehen auf die Straße — und Gott sehen in diesem ängstigenden Aufzug und da vor ihm niederfallen und ihn anbeten: so bist Du nicht wesentlich Christ. Was Du zu tun hast ist, dies Dir ganz unbedingt selbst einzugestehen, damit Du Dir vor Allem Demut und Furcht und Zittern vor dem bewahrest, was in Wahrheit Christ sein bedeutet. Denn auf den Weg mußt Du um zu lernen und einzuüben derart zur Gnade hinzufliehen, daß Du sie nicht eitel nimmst; geh um Gotteswillen nicht zu einem um „beruhigt" zu werden. Denn wol heißt es „selig sind die Augen, die sehen was Ihr sehet" mit welchen Worteu sich die Prediger besonders beschäftigen — recht als wären sie nicht einzig und allein von den Zeitgenossen gesagt, welche gläubig wurden. Wäre die Herrlichkeit offenbar zu sehen gewesen, so daß sie Jeder ohne weiteres hätte sehen können, so wäre es ja nicht wahr, daß Christus sich selbst erniedrigte und Knechtsgestalt annahm; dann wäre auch die Warnung vor Aergerniß sehr überflüssig, denn wie in aller Welt sollte man wol sich ärgern an einer Herrlichkeit die in Herrlichkeit auftritt! Und wie in aller Welt erklärt man dann, daß es Christus in der bekannten Weise ging; daß nicht Alle bewundernd herbeiströmten um zu sehen, was offenbar zu sehen war? Nein „er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte" (Jes. 53, 2); für die leiblichen Augen war nichts zu sehen als ein geringer Mensch, der durch Zei-

chen und Wunder und dadurch daß er sagte er sei Gott fortwährend die Möglichkeit des Aergernisses darbot. Ein geringer Mensch der ausdrückte 1) was Gott unter Mitleid versteht — worin eingeschlossen ist, daß man selbst der geringe und arme Mensch sein muß, wenn man der Mitleidende sein will — und 2) was Gott als das Elend der Menschen ansieht; welches Beides äußerst verschieden ist von dem, was die Menschen darunter verstehen, und was in jedem Geschlecht bis zum Ende der Tage Jeder für seine Person von Anfang an lernen muß und es ganz in derselben Weise wie die Zeitgenossen Christi in der Situation der Gleichzeitigkeit einüben muß. Menschliches Widerstreiten und Trotzen hilft natürlicher Weise nichts. Wie weit es einem glücken wird wesentlich Christ zu werden, kann kein Mensch einem sagen. Aber Angst und Furcht und Verzweiflung hilft auch nicht zu Etwas. Aufrichtigkeit vor Gott ist das erste und das letzte; aufrichtig sich selbst gestehen, wer man ist, aufrichtig vor Gott beständig den Blick auf der Aufgabe halten — wie langsam es dabei auch geht, ob man auch nur vorwärts kriecht: Eins hat man doch, man ist richtig gestellt, nicht irre geleitet und betrogen durch jenes Umdichten Christi, das ihn, der Gott ist, zu einer schmachtenden Mitleidigkeit macht, welche die Menschen selbst erfunden haben, wodurch das Christentum statt die Menschen zu dem Himmlischen zu ziehen, unterwegs aufgehalten wird und das schlecht und recht Menschliche wird.

Die Moral.

„Und was will nun all dies sagen?“ Das will sagen, daß Jeder für sich in stiller Innerlichkeit vor Gott sich darunter demütigen soll, was es doch heißen will im strengsten Sinn Christ zu sein; daß er aufrichtig vor Gott eingestehen soll, wie er ist, damit er würdig die Gnade entgegennehme, die jedem Unvollkommenen dargeboten wird, also Jedem. Und dann nicht weiter; so treibe er seine Arbeit froh an ihr, liebe sein Weib, froh über sie, erziehe seine Kinder sich zur Freude, liebe seine Mitmenschen, freue sich des Lebens. Ob weiteres von ihm gefordert wird, wird Gott ihn schon verstehen lassen und wird ihm in solchem Fall auch weiter helfen; denn in der drohenden Sprache des Gesetzes klingt es ja deshalb so schreckend, weil es ist als sollte der Mensch sich aus eigner Kraft zu Christus halten, während es in der Sprache der Liebe Christus ist, der ihn hält. Also ob weiteres von ihm gefordert wird, wird ihn Gott schon verstehen lassen; aber dies wird von Jedem gefordert, daß er sich vor Gott aufrichtig demütige unter die Forderungen der Idealität. Und deßhalb sollen diese gehört werden und wieder und immer wieder gehört werden in ihrer ganzen Unendlichkeit. Das Christsein ist ein Nichts, ein Narrenstreich geworden, Etwas was Jeder ohne weiteres ist, Etwas das man leichter erlangt als die allerunbedeutendste Fertigkeit. Wahrlich, es ist hohe Zeit, daß die Forderungen der Idealität gehört werden.

„Aber wenn das Christentum etwas so Furchtbares und

Schreckliches ist, wie in aller Welt kann da ein Mensch darauf verfallen das Christentum anzunehmen?" Ganz einfach, und wenn Du das dazu wünschest, ganz luthersch: nur das Bewußtsein von der Sünde kann einen Menschen in dies Schreckniß hinein treiben — von der andern Seite ist die Gnade die treibende Macht. Und in demselben Augenblick verwandelt sich das Christentum und ist lauter Milde, Gnade, Liebe und Barmherzigkeit. Für jede andere Betrachtung ist und soll das Christentum etwas unsinniges, oder das größte Schreckniß sein. Nur im Sündenbewußtsein ist der Zugang; auf irgend einem andern Wege hineingehen wollen ist ein Majestätsverbrechen gegen das Christentum.

Aber die Sünde, daß Du und ich Sünder sind, hat man abgeschafft oder man hat sie abgeschwächt sowol im Leben, im häuslichen, im bürgerlichen und kirchlichen Leben als auch in der Wissenschaft, welche erfunden hat: Die Lehre von der Sünde in Allgemeinheit. Zum Ersatz dafür hat man den Menschen ins Christentum hineinhelfen und sie darin bewahren wollen durch das Gerede von seiner welthistorischen Bedeutung, durch all das Gerede von seiner milden Lehre, von dem Hohen und Tiefen darin, von einem Freunde usw, was Luther Alles Geschwätz nennen würde, und was Blasphemie ist, da es frech mit Gott und Christus fraternisiren will.

Nur das Sündenbewußtsein schafft den absoluten Respect; und grade weil das Christentum absoluten Respect haben will, soll und will sich das Christentum für jede andere Betrachtung als Widersinn oder Schreckniß zeigen, grade damit der unendliche Nachdruck darauf fallen kann, daß nur das Sündenbewußtsein der Zugang ist und der Sinn ist,

der mit absolutem Respect des Christentums Milde und Liebe und Barmherzigkeit sehen kann.

Der Aufrichtige, der demütig sich als Sünder bekennt, sich persönlich als Einzelner, braucht gar nicht all die Schwierigkeiten kennen zu lernen, welche aufkommen, wenn man weder aufrichtig noch demütig ist. Aber wenn dies demütige Bewußtsein fehlt, daß er persönlich (als Einzelner) ein Sünder ist – ja, ob er auch sonst alle menschliche Weisheit und Klugheit besäße und alle menschlichen Gaben: das wird ihm gar wenig nützen. Das Christentum wird sich nur grade um so mehr schrecklich gegen ihn erheben und sich zu Widersinn und Schrecknis verwandeln, bis er lernt entweder das Christentum aufzugeben oder mit Hilfe der Qualen eines zerknirschten Gewissens (was freilich etwas ganz Anderes ist als wissenschaftliche Propädeutik und Apologetik usw.) ganz in dem Grade wie er es braucht, auf dem schmalen Wege durch das Bewußtsein der Sünde in das Christentum einzugehen.

Einübung im Christentum.

II

„Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.“

Eine biblische Darstellung und christliche Begriffs-
bestimmung.

Vorwort.

In dieser Schrift ist die Forderung des Christentums in ihrer ganzen idealen Höhe dargestellt.

Diese Forderung muß ja gesagt und dargestellt und gehört werden, man darf christlich die Forderung nicht abschwächen auch nicht sie verschweigen — und sich für seine Person den schuldigen Einräumungen und Eingeständnissen entziehen.

Die Anforderung muß gehört werden; und ich verstehe das Gesagte wie allein zu mir gesagt — daß ich nicht bloß lerne meine Zuflucht zu der „Gnade“ zu nehmen, sondern auch so zur „Gnade“ hinfliehe, daß ich sie benutze.

S. K.

Stimmung.

Ja, selig ist, wer sich nicht an Jhm ärgert, selig wer glaubt, daß Jesus Christus hier auf Erden gelebt hat, und daß er war, was er von sich sagte, der geringe Mensch und doch Gott, des Vaters Eingeborner: selig, wer keinen Andern weiß, zu dem er gehe, aber in Allem weiß zu Jhm zu gehen. Und welches auch die Lage eines Menschen im Leben sein mag, ob er auch in Armut und Elend lebt; selig ist, wer sich nicht ärgert sondern glaubt, daß er fünftausend Menschen mit fünf Brodten und zwei kleinen Fischen sättigte; selig ist, wer sich nicht ärgert sondern glaubt, daß es geschah, sich nicht ärgert, daß es nun nicht geschieht, sondern glaubt, daß es geschah. Und welches auch das Schicksal eines Menschen in der Welt sein mag, wie sich auch die Stürme des Lebens gegen ihn erheben mögen: selig ist, wer sich nicht ärgert sondern glaubt, daß er dem Mer gebot und es ganz stille ward, wer voll und fest glaubt, daß Petrus ganz allein deßhalb sank, weil er nicht voll und fest glaubte. Und welches auch eines Menschen Vergehen sein mag, wäre seine Schuld auch so fürchterlich, daß nicht bloß er selbst sondern die Menschheit daran verzweifelte, daß sie könnte vergeben werden: doch ist selig, wer sich nicht ärgert sondern glaubt, daß er zu dem Gichtbrüchigen sagte: „Deine Sünden sind Dir vergeben" und daß dies ihm ebenso leicht war wie zu dem Gichtbrüchigen zu sagen — „stehe auf nimm Dein Bett und gehe heim" — selig, wer sich nicht ärgert sondern die Vergebung der Sünden glaubt, obschon ihm nicht wie dem

Gichtbrüchigen durch die Gewißheit der Heilung geholfen wird zu glauben. Und welches auch die Todesart eines Menschen sein mag — wenn nun seine letzte Stunde gekommen ist: selig, wer sich nicht gleich jenen Zeitgenossen ärgert, daß Er sagte — „das Mägdlein ist nicht todt sondern es schläft,“ selig ist, wer sich nicht ärgert sondern glaubt und — wie man ja ein Kind lehrt gewisse Worte herzusagen um in Schlaf zu fallen — so bei sich sagt „ich glaube an Ihn“ und so — entschläft; ja, selig ist er, er ist nicht todt sondern er schläft. Und was auch ein Christ hier in der Welt um des Glaubens willen leiden mag, mag er auch um des Glaubens willen ausgelacht, verfolgt und todtgeschlagen werden: selig ist, wer sich nicht ärgert sondern glaubt, daß Er, der Erniedrigte, der nur in trauriger Weise als ein geringer verachteter Mensch erfuhr, was es heißt ein Mensch sein, da von ihm gesagt wurde „seht, welch ein Mensch“ — selig ist, wer sich nicht ärgert sondern glaubt, daß er Gott war, des Vaters Eingeborner und daß dies Christus zukam und denen zukommt, die zu ihm kommen wollen. Ja, selig ist, wer sich nicht ärgert, sondern glaubt; seliger Sieg! denn der Glaube überwindet die Welt indem er jeden Augenblick den Feind im eignen Innern, nämlich die Möglichkeit des Aergernisses überwindet. Fürchte nicht die Welt, nicht Armut und Elend, nicht Krankheit und Not, nicht Unglück und die Ungerechtigkeit der Menschen, ihre Kränkungen oder Mißhandlungen, fürchte nichts von dem, was nur den äußeren Menschen verderben kann, fürchte nicht die nur den Leib tödten können, aber fürchte Dich selbst, fürchte was den Glauben tödten kann und damit Christus Jesus für Dich tödten kann — fürchte das Aergerniß, welches zwar ein Anderer geben kann,

aber welches doch eine Unmöglichkeit ist, wenn Du selbst es nicht nimmst. Fürchte und zittere, denn der Glaube wird in gebrechlichen Gefäßen getragen, in der Möglichkeit des Aergernisses. Selig ist, wer sich nicht ärgert an Ihm sondern glaubt.

* * *

„Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert!“ O, wenn Du doch könntest ihn selbst das sagen hören und an der Innigkeit hören, daß er auch hier für Dich leidet, nämlich durch den Widerspruch, daß er trotz seiner Liebe aus Liebe es nicht unmöglich machen kann, daß Du Dich an ihm ärgern kannst! Er, der weit, weit herkam, von des Himmels Herrlichkeit und so weit herabstieg, bis er der geringe Mensch wurde, und nun dasteht um auch Dich zu retten, Er, der allmächtig Alles vermag und in Liebe Alles opfert: er muß doch ohnmächtig Dir selbst anheimstellen, ob Du Dich ärgern willst oder nicht, ob Du durch ihn gerettet die Seligkeit erben oder Dich selbst unselig machen willst und ihn so betrübt wie nur die Liebe es werden kann — und unter dieser Ohnmacht leidet er, weil er um Dein Wohl mehr bekümmert ist als Du selbst! O, wenn Du ahnen könntest, was in ihm vorgeht, so oft er wehmütig dies bekümmerte Wort wiederholen muß „selig ist, wer sich nicht an mir ärgert“ da er, der in die Welt kommt um Alle zu retten — ach, dies doch nicht so schnell vollbringen kann, sondern zu Jedem besonders und immer wieder sagen muß: selig, wer sich nicht an mir ärgert! O wenn Du ihn das könntest sagen hören und ahnen, was da in ihm vorgeht, wenn er es sagt: mir scheint, es müßte dir unmöglich werden Dich an ihm zu ärgern; wüßtest Du sonst

nicht, wie wichtig Deine Rettung ist, wäre es Dir bisher entgangen, Du müßtest es ja an seiner Bekümmerung merken. So menschlich in seiner Göttlichkeit! Mit dem Vater weiß er von Ewigkeit, daß nur so das Menschengeschlecht gerettet werden kann; er weiß daß auch der Mücke, die ins Licht fliegt, der Untergang nicht gewisser ist als dem Menschen, der ihn begreifen will oder was in ihm vereint ist: Gott und Mensch. Und doch ist er der Retter: für keinen Menschen giebt es Rettung außer durch ihn.

Wenn ich einen Augenblick so reden dürfte, und ich darf es wol wagen, so wollte ich sagen: ja, wäre es auch nicht um Deiner selbst willen, wäre es auch nicht Dein eigner Untergang, wenn du dich an ihm ärgerst — wer könnte gegen ihn so grausam sein sich an ihm zu ärgern. Denn man kann ja auf verschiedene Weise grausam sein. Der Mächtige kann einen Menschen grausam martern lassen — aber der Schwache kann es grausam der Liebe unmöglich machen ihm zu helfen, ach, grade das Einzige, was die Liebe ersehnt und so innerlich. Könntest Du so grausam gegen ihn sein, der in seinem Innern eine unendliche Tiefe von Wehmut trägt! Denn je mehr Ueberlegenheit, um so mehr Wehmut. So ist es immer, so ist es schon unter Menschen, was freilich die Menschen nur selten bedenken, weil sie zumeist sich Ueberlegenheit ersehnen und sie mißgönnen, aber sich nicht in ihre Lage versetzen. Wer den Andern überlegen ist, versteht, und je mehr er es ist um so besser versteht er mit dem Ernst der Verantwortlichkeit, was für den Andern wahrer Gewinn ist und will Alles tun um ihm zu nützen — und sieht nun mit Wehmut, daß der Andere weder sich noch ihn versteht. Und nun Er, der Gottmensch, o was muß er doch gelitten

haben nicht bloß oder vielmehr nicht grade von dem Augenblick an, da die Bosheit Macht über ihn bekam ihn zu verspotten, zu geißeln, zu mißhandeln, nein, in all der Zeit da er umherging und lehrte. Unendliche Wehmut, wenn er, der Alle zu retten kam und gar nicht darum sorgte sich Ehre und Ansehen zu schaffen (o Wahnwitz und Gotteslästerung!) sondern jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick seines Lebens nur an die Andern dachte — unendliche Wehmut, wenn er da über die Menge der Menschen hinsah und alles Andere sah nur nicht Glauben und Glaubensverständniß, dagegen Neugierde, welche mißverstand, und Leichtsinn, welcher mißverstand, und Unbeständigkeit, Selbstzufriedenheit, Eingebildetheit und Voreingenommenheit, kurz lauter Mißverständniß sah, während er sie doch wahrlich nicht brauchte (o, Wahnwitz und Gotteslästerung!) aber den sie alle unbedingt brauchten: ihn, die Wahrheit und das Leben! Unendliche Wehmut, daß die Verirrten am Tage der Heimsuchung nicht wissen, was zu ihrem Frieden dient — unendliche Wehmut für den, der selbst die Heimsuchung ist und den Frieden bringen will! Welches Leiden in Wehmut, wenn er seinen Blick auf den Einzelnen heftet, auf jeden Einzelnen um zu sehen, um wessen willen er zur Welt gekommen war, und er da diesen einzelnen, verblendeten, beschränkten, sündigen Menschen sah, der sich nun nicht einmal wollte helfen lassen. O, menschlich gesprochen ist es doch ein unsinniges Mißverhältniß zwischen dem Menschen, der sich nun nicht einmal will helfen lassen und Ihm! Kein Mensch könnte dies Mißverhältniß ertragen, das kann nur der Gottmensch; ja, kein Mensch kann diese Wehmut ganz verstehen.

* * *

„Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert!“ O, könntest Du Dir eine Vorstellung von seiner Freude über jeden Gläubigen machen: da würdest Du gerettet am Aergerniß vorüber gehen Seine Freude über den Gläubigen ist wie die eines Menschen, der sich verstanden, ganz von einem Andern verstanden sieht. Er ist nämlich nicht wie ein Mensch, er kann nicht verstanden oder begriffen werden, er muß geglaubt werden; aber im Glauben gehörst Du ihm ganz an und seine Freude ist groß wie dessen, der Einen fand, welcher ihn versteht. Wie groß war nicht seine Freude, da er Petrus selig pries: „selig bist Du Simon Petrus“, denn Petrus glaubte — wie groß war nicht seine Freude; das kannst Du ja daraus sehen, daß er dreimal den Petrus fragte: hast Du mich lib!

Der Inhalt dieser Darstellung in einem kurzen Inbegriff.

Wie der Begriff „Glaube" eine ganz eigentümliche christliche Bestimmung ist, so ist wieder „Aergerniß" eine ganz eigentümliche christliche Bestimmung, die zum Glauben in Verhältniß steht. Die Möglichkeit des Aergernisses ist der Scheideweg oder ist wie das Stehen am Scheidewege. Man biegt von der Möglichkeit des Aergernisses entweder zum Aergerniß ab, oder zum Glauben; aber man kommt niemals zum Glauben außer von der Möglichkeit des Aergernisses*.

Das Aergerniß verhält sich wesentlich zur Zusammen-

* In einigen pseudonymen Schriften ist gezeigt, daß man in der neuern Philosophie verwirrend von Zweifel geredet hat, wo man von Verzweiflung reden solle. Deßhalb hat man auch weder in der Wissenschaft noch im Leben den Zweifel nicht beherrschen noch bewältigen können. „Verzweiflung" zeigt dagegen sofort das Rechte, indem sie das Verhältniß unter Persönlichkeits-Bestimmungen bringt (der Einzelne) und unter das Ethische. Aber wie man so hat verwirrend von Zweifel gesprochen, anstatt von Verzweiflung, so hat man sich auch angewöhnt, die Kategorie „Zweifel" zu brauchen, wo man von „Aergerniß" reden sollte. Das Verhältniß, das Persönlichkeitsverhältniß zum Christentum ist nicht zweifeln oder glauben, sondern: sich ärgern oder glauben. Die ganze moderne Wissenschaft ist sowol ethisch als christlich auf eine Leichtfertigkeit basirt. Statt abzuschrecken und zur Ordnung zu rufen, dadurch daß sie von verzweifeln und sich ärgern redet, hat sie den Menschen gewinkt und sie eingeladen eingebildet zu werden durch das zweifeln und gezweifelt haben. Die moderne Wissenschaft schwebt, als abstract, in der Unbestimmtheit des Metaphysischen. Statt nun dieses an sich selbst zu erklären und so den Menschen, (die einzelnen Menschen) zu dem Ethischen, dem Religiösen, dem Existentiellen hinzuweisen, hat die Philosophie den Schein erweckt, als könnten die Menschen, wie man ganz prosaisch sagt, sich aus ihrer guten Haut herausspeculiren und hinein in den reinen Schein.

setzung von Gott und Mensch, oder zu dem Gottmenschen. Die Speculation hat natürlich gemeint den Gottmenschen begreifen zu können — das kann man gut begreifen; denn die Speculation nimmt die Bestimmung der Zeitlichkeit, der Gleichzeitigkeit und Wirklichkeit vom Gottmenschen weg. Ueberhaupt ist es traurig und fürchterlich, daß Etwas, wofür man keinen zu starken Ausdruck braucht, wenn man sagt, es sei nichts Anderes als Narrenspossen treiben und die Leute zum Narren haben, daß das ist als Tiefsinn fetirt worden. Nein, die Situation gehört mit zum Gottmenschen, die Situation, daß ein einzelner Mensch, der zu Deiner Seite steht, der Gottmensch ist. Der Gottmensch ist nicht die Einheit von Gott und Mensch; solche Terminologie ist tiefsinnige Augenverblendung. Der Gottmensch ist die Einheit von Gott und einem einzelnen Menschen. Daß das Menschengeschlecht in Verwandtschaft mit Gott ist oder sein soll, ist altes Heidentum; aber daß ein einzelner Mensch Gott ist, ist Christentum und dieser einzelne Mensch ist der Gottmensch. Da ist weder im Himmel noch auf Erden noch im Abgrund noch in der phantastischsten Gedankenverwirrung die Möglichkeit von einer, menschlich gesprochen, unsinnigeren Zusammensetzung. So zeigt es sich in der Situation der Gleichzeitigkeit; und zu dem Gottmenschen ist kein Verhältniß möglich, wenn man nicht mit der Situation der Gleichzeitigkeit beginnt*.

Das Aergerniß im strengsten Verstande, das Aergerniß *κατ᾽ ἐξοχην* bezieht sich also auf den Gottmenschen, und hat zwei Formen. Es ist entweder in Richtung auf die Hoheit, daß man sich ärgert darüber, daß ein einzelner Mensch sagt,

---

* Hierüber muß ich hinweisen auf: „Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid", der Rückstoß.

er sei Gott, und handelt oder auf eine Weise redet, die Gott verrät (dies wird unter B. behandelt), oder das Aergerniß ist in Richtung auf die Niedrigkeit, daß der, welcher Gott ist, dieser geringe Mensch ist, als ein geringer Mensch leidend (dies wird unter C. behandelt). In erster Form kommt das Aergerniß so, daß ich keineswegs mich über den geringen Menschen ärgere, sondern darüber, daß er will, ich soll glauben, daß er Gott ist. Und habe ich das geglaubt, so kommt das Aergerniß von der andern Seite, daß er sollte Gott sein, er dieser geringe, ohnmächtige Mensch, welcher, da es darauf ankommt, gar Nichts vermag. In dem einen Falle geht man aus von der Bestimmung Mensch und das Aergerniß ist über die Bestimmung Gott; in dem andern geht man aus von der Bestimmung Gott, und das Aergerniß ist über die Bestimmung Mensch.

Der Gottmensch ist das Paradox, das absolute Paradox; deßhalb ist es ganz sicher, daß der Verstand dazu kommen wird daran stille zu stehen. Merkt ein Mensch nicht das Aergerniß in Richtung auf die Hoheit, so wird er es in Richtung auf die Niedrigkeit entdecken. Es wäre nicht undenkbar, daß ein Mensch mit überwiegender Phantasie und Gefühl, ein Repräsentant von dem kindlichen oder kindischen Christentum (denn für ein Kind ist das Aergerniß κατ᾽ ἐξοχην nicht da, und gerade deßhalb ist das Christentum eigentlich auch nicht da für Kinder) hingehen könnte und meinen, er glaube, daß dieser einzelne Mensch Gott war, ohne das Aergerniß zu entdecken. Das wird seinen Grund darin haben, daß ein solcher nicht eine entwickelte Vorstellung von Gott hat, sondern eine kindliche oder kindische Phantasie von etwas Außerordentlichem, etwas unendlich hoch Erhabenem, Heiligem und Reinem, eine Vorstellung von Einem

der größer ist, als alle Könige usw., ohne daß darin grade die Qualität Gott liegt. Das will sagen, ein Solcher hätte keine Kategorie, deßhalb ließ sich das tun zu meinen, daß er glaube, ein einzelner Mensch sei Gott, ohne auf das Aergerniß zu stoßen.

So mit dem Aergerniß, und so ist es auch in der heiligen Schrift dargestellt an den Stellen, wo Christus selbst vor dem Aergerniß warnt.

Aber da ist in der Schrift noch die Rede von einem Aergerniß an Christus, dessen Möglichkeit ein historisch Vergangenes ist. Dieses Aergerniß bezieht sich nämlich nicht auf Christus als Christus, als Gottmensch (dies ist das wesentliche Aergerniß, und diese beiden Formen bleiben, so lange die Zeitlichkeit bleibt, so lange bis der Glaube abgeschafft wird), sondern auf ihn als einen schlecht und recht einzelnen Menschen, der mit einem Bestehenden collidirt (dies wird unter A. behandelt).

Die Darstellung.

A.

Die Möglichkeit des Aergernisses, das sich nicht auf Christus als Christus (Gottmensch), sondern auf ihn als einen schlecht und recht einzelnen Menschen bezieht, der mit einem Bestehenden collidirt.

Das Aergerniß, von dem hier die Rede ist, ist eins, für welches der Sache nach Jeder kann Gegenstand werden, wenn er, der Einzelne, sich unter das Bestehende nicht unterwerfen oder einordnen zu wollen scheint. Aber weil ein Einzelner das nicht will, daraus folgt nicht, daß dieser Einzelne sagt, er sei Gott. Inzwischen sieht man leicht, daß hier gradweis steigend in Anspruch genommen wird mehr als Mensch zu sein; und das ist es, worauf das Bestehende aufmerksam ist. Ist der Einzelne höher als das Bestehende? Mit dieser Frage, oder richtiger mit diesem Protest will das Bestehende ihn zwingen, entweder wieder zurückzugehen, oder von sich selbst auszusagen, daß er mehr ist als Mensch — und so ist das Aergerniß da.

1) Matth. 15, 1—12. — Da kamen Schriftgelehrte und Pharisäer von Jerusalem zu Jesus und sagten: (2) warum übertreten Deine Jünger die Satzungen der Alten? denn sie waschen ihre Hände nicht, wenn sie Brod essen. (3.) Aber er antwortete und sagte zu ihnen: Warum übertretet auch Ihr Gottes Gebote um Eurer Satzungen willen? (4.) Denn Gott

hat geboten und gesagt: ehre Vater und Mutter; und wer Vater und Mutter flucht, der soll des Todes sterben. (5.) Aber Ihr sagt: wer zu Vater oder Mutter sagt: das, womit ich Dir könnte helfen, ist eine Opfer-Gabe; der braucht seinen Vater oder seine Mutter nicht zu ehren. (6.) So habt Ihr Gottes Gebot um Eurer Satzungen willen zunichte gemacht. (7.) Ihr Heuchler! Jesaias weissagte richtig von Euch, da er sagte: (8.) Dies Volk hält sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen; aber ihr Herz ist ferne von mir. (9.) Aber vergebens verehren sie mich, da sie lehren solche Lehren, die Menschengebote sind. (10.) Und er rief das Volk zu sich und sagte zu ihm: höret zu und versteht! (11.) Nicht das was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menschen sondern was von dem Munde ausgeht, das macht den Menschen unrein. (12.) Da traten seine Jünger vor und sagten zu ihm: weißt Du, daß sich die Pharisäer ärgerten, da sie das Wort hörten.

Das folgt natürlicherweise von selbst, daß Christus allzeit der Gottmensch ist. Aber hier ist ja eine historische Situation und das Aergerniß, von dem hier die Rede ist, ist nicht in Richtung auf den Gottmenschen, weder darüber, daß er als einzelner Mensch sich für Gott ausgiebt, noch darüber, daß er, der Gott ist, der geringe Mensch ist. Christus ist hier in allgemeinerem Sinn ein Lehrer, ein Lehrer der Gottesfurcht, der Innerlichkeit, der mit Aufrichtigkeit zur Innerlichkeit treibt im Gegensatz zu all der leren Aeußerlichkeit, ein Lehrer der die Aeußerlichkeit zur Innerlichkeit verwandelt. Dies ist die Collision, eine Collision die immer wieder in der Christenheit vorkommt, sie ist um sie kurz zu bezeichnen die Collision des Pietismus mit dem Bestehenden. Die Pharisäer und die Schriftgelehrten treten

nämlich als Repräsentanten für das Bestehende auf, welches grade durch ihre Spitzfindigkeit und Gelehrsamkeit eine lere ja eine ungöttliche Aeußerlichkeit geworden war.

Indessen trotzte diesmal und trotzt allezeit das Bestehende darauf, das Objective zu sein, höher als jeder Einzelne, die Subjectivität. In dem Augenblick nun, wo ein Einzelner sich nicht unter das Bestehende einordnen will, oder wol gar dagegen als das Wahre protestirt, ja es als Unwahrheit bezeichnet, während er dagegen von sich aussagt, er sei in der Wahrheit, und von der Wahrheit aussagt, daß sie eben in der Innerlichkeit liege: so ist die Collision da. Das Bestehende wirft ganz richtig die Frage auf: was bildet sich denn dieser Einzelne ein, bildet er sich vielleicht ein, daß er Gott ist, oder daß er ein unmittelbares Verhältniß zu Gott hat, oder doch daß er mehr ist als ein Mensch?

Hier ist dann das Aergerniß, und man sieht leicht, daß es ganz richtig ein mehr als Mensch sein wollen, ins Auge faßt. Inzwischen ist hier noch ein großer Raum für Grade und Stufen, daß man nämlich etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches usw. ist, ohne grade die Forderung zu machen, Gott zu sein. Aber das geht freilich manchen Menschen so, daß ihre Vorstellung von Christus damit endet, daß er etwas so ganz beispiellos Außerordentliches, nahezu Göttliches gewesen sei. Die würden sich nun freilich gleichwohl an ihm geärgert haben, wenn sie gleichzeitig mit ihm gewesen wären; aber das entgeht ihnen doch, daß das Aergerniß sensu strictissimo sich auf den Gottmenschen bezieht, der nicht in einem unbestimmten Quantitiren gleichsam versucht, wie hoch er sich selbst anschlagen kann, sondern qualitativ es bestimmt, daß er Gott ist — und A n b e t u n g fordert.

Dies ist das wesentliche Aergerniß, von welchem übrigens hier nicht die Rede ist; aber dies ist ganz gewiß, daß man auch an Jedem sich ärgert, der auf irgend eine Weise sich die Miene giebt oder sich zu geben scheint, mehr als Mensch sein zu wollen. Man ärgert sich an ihm. Doch muß das nicht mißverstanden werden, als wäre er es immer, der sich die Miene giebt mehr als Mensch zu sein; es liegt oft darin, daß der Gegner sich im Bestehenden verrannt hat. So oft ein Wahrheitszeuge die Wahrheit zur Innerlichkeit macht (und dies ist die wesentliche Verrichtung des Wahrheitszeugen), jedes Mal wenn ein Genie primitiv das Wahre verinnerlicht, so wird sich auch das Bestehende an ihm ärgern.

Man braucht nur wenig das Menschengeschlecht zu kennen, um zu wissen, daß es so ist, und nur wenig die neuste Philosophie, um zu wissen, daß dieß auch in unserer Zeit geschehen wird. Warum hat Hegel das Gewissen und das Gewissensverhältniß im Einzelnen zu einer „Form von dem Bösen" gemacht (cf. Rechtsphilosophie), warum, weil er das Bestehende vergötterte. Aber je mehr man das Bestehende vergöttert, desto natürlicher wird der Schluß: also ist der, welcher dieses Göttliche, das Bestehende, verwirft, oder sich ihm entgegensetzt, also muß er ja mehr oder weniger sich einbilden, daß er Gott ist. Das ist vielleicht keineswegs er, (und ist es in Wahrheit ein Wahrheitszeuge, so ist es gewiß genug, daß er es nicht ist) der etwas blasphemisches von sich aussagt. Nein, die Blasphemie ist eigentlich eine Projection von der Ungöttlichkeit, mit welcher man das Bestehende als das Göttliche verehrt, ein akustischer Betrug, dadurch veranlaßt, daß das Bestehende bei sich selbst von sich selbst sagt, daß es das Göttliche sei, und nun durch den Wahrheitszeugen

dies zu hören bekommt, aber dies hört, als wäre er es, der von sich sagte, er sei mehr als ein Mensch.

Aber daß das Bestehende etwas Göttliches geworden ist, für das Göttliche angesehen wird, ist ein Falsum, zuwege gebracht mit Hilfe davon, daß es seine eigne Herkunft ignorirt. Wenn ein Bürgerlicher adlig geworden ist, so macht er gerne alle Anstrengungen um sein früheres Leben in Vergessenheit zu bringen. So mit dem Bestehenden. Jedes Bestehende begann auch einmal mit jener Collision zwischen dem Einzelnen und einem Bestehenden, es begann mit dem Gottesverhältniß in einem Einzelnen; aber nun soll das vergessen sein, die Brücke wird abgebrochen, das Bestehende vergöttlicht.

Und besonderlich genug, diese Vergöttlichung des Bestehenden ist grade der beständige Aufstand, der fortwährende Aufruhr gegen Gott. Er will nämlich (und das kann man Ihm doch nicht verdenken) dabei sein, ein klein Wenig die Hand am Henkel haben bei der Weltentwickelung, oder er will das Geschlecht in Entwicklung halten. Die Vergöttlichung dagegen ist die selbstbehagliche Erfindung des schlaffen menschlich weltlichen Sinnes, der sich zur Ruhe begeben und sich einbilden will, daß nun eitel Friede und Sicherheit da sei „nun haben wir das Höchste erreicht.“ Und da, da kommt ein einzelner Einer, ein Peter Naseweis, und bildet sich ein, daß er sollte höher sein als das Bestehende. Doch nein, das ist nicht gesagt, daß er sich das einbildet, sondern das könnte ja noch möglich sein, daß er die „Bremse“ wäre, welche das Bestehende braucht, um nicht in Schlaf zu fallen, oder um nicht, was noch schlimmer ist, in Selbstvergötterung zu verfallen. Jeder Mensch soll in Furcht und Zittern leben und

so soll auch kein Bestehendes davon ausgenommen sein. Furcht und Zittern bedeutet, daß man im Werden ist, und jeder einzelne Mensch, das Geschlecht ebenso, ist und soll sich bewußt sein, im Werden zu sein. Und Furcht und Zittern bedeutet, daß eben ein Gott da ist, was kein Mensch und kein Bestehendes irgend einen Augenblick vergessen darf.

So war nun das Judentum zu Christi Zeit grade bei den Pharisäern und Schriftgelehrten ein selbstbehagliches, sich selbst vergötterndes Bestehendes geworden. Da war eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen dem Auswendigen und dem Inwendigen eingetreten, so vollkommen, daß das Inwendige ausgegangen war. Grade daran erkennt man, daß ein Bestehendes im Begriff ist, sich selbst zu vergöttern, eben an dieser Uebereinstimmung und Congruenz. Alles was nur an die streitende Wahrheit erinnern könnte, das ist abgeschafft, Etwas, wobei nicht viel fehlt, daß man es lächerlich findet — nun hat die Wahrheit gesiegt, die Wahrheit, welche einmal die streitende war, nun ist sie das Bestehende. In der Wahrheit zu sein, und je mehr man in der Wahrheit ist, kann nun nicht mehr bedeuten, leiden zu müssen, und in steigendem Grade: nein hier ist Congruenz, je mehr man in der Wahrheit ist, um so mehr wird man geehrt und angesehen. Ah! nun ist es richtig, nun ist das Bestehende vergöttlicht — falls jetzt Christus zur Welt käme, so würde er erst Professor, und avancirte so mehr und mehr, ganz je nachdem es deutlicher würde, daß er in der Wahrheit wäre.

Der Meinung waren offenbar auch die Pharisäer und die Schriftgelehrten. Daß Frömmigkeit und Gottesfurcht in der Welt sollte leiden können, das war etwas Veraltetes, es war ja nun Congruenz: je mehr fromm und gottesfürchtig, je

mehr angesehen. Und daß Keiner betrügen sollte, und es vielleicht heißen sollte, daß er in seinem Innersten im Geheimen fromm sei, so waren da (und dies ist freilich ein Beweis für den Ernst des Bestehenden) da waren gleichsam Examina, denen die Frömmigkeit unterworfen wurde, Alles war meßbar. Man hatte ein Mißtrauen gegen Alles, was sich verborgen in der Innerlichkeit halten wollte, daß es nur Lüge sein möchte — und darin kann man vielleicht viel Recht haben; aber man hatte auch gänzlich das Kennzeichen der wahren Frömmigkeit abgeschafft, daß, wenn sie sich nicht verborgen hält, sie Böses in der Welt leidet. Ja, wie gesagt, mit derselben Bravour, wie ein neugebackener Edelmann vergessen kann, daß er gestern bürgerlich war, mit derselben Bravour kann das Bestehende seine Herkunft vergessen. Und wie der einzelne Mensch erstreben kann Etwas zu werden, so ist dies Etwas, das die Generation erstrebt, sie will das Bestehende bilden, Gott abschaffen, den Einzelnen in Menschenfurcht cujoniren in ein Mauseloch hinein — aber das will Gott nicht, und er braucht grade die entgegengesetzte Taktik, er braucht den Einzelnen um das Bestehende aus der Selbstbehaglichkeit herauszustören.

Wenn die Uebereinstimmung und Congruenz eingetreten ist, und das Bestehende vergöttlicht, so ist Furcht und Beben ganz abgeschafft. Zu leben, besonders in einem solchen Bestehenden Etwas zu sein, ist eine Fortsetzung von, oder noch sicherer als unter seiner Mutter Schürze leben, in dem Grade kann man die Wahrscheinlichkeiten berechnen und weichlich sich entziehen jeder auch der geringsten jener Entscheidungen, in welchen der Einzelne Schmerzen erfährt; denn man ist kein Einzelner, o, weit ab, man ist in die Zuverlässigkeit des Bestehenden verzaubert, mit der hinreißenden Aussicht des sichern

Avancements hinein in die Ewigkeit — die Ewigkeit muß ja urteilen, wie das Bestehende urteilte; das ist ja das Göttliche! „Was willst Du", sagt das Bestehende zu dem Einzelnen, „Dich selbst mit dem ungeheuren Maßstab der Idealität plagen und martern, wende Dich zu dem Bestehenden hin, schließe Dich an das Bestehende an, hier ist der Maßstab. Bist Du Student, so kannst Du sicher sein, der Professor ist der Maßstab und die Wahrheit; bist Du Geistlicher, so ist der Bischof der Weg und das Leben; bist Du Schreiber, so ist der Justizrath das Maß. Ne quid nimis! Das Bestehende ist das Vernünftige, und Du bist glücklich, wenn Du die Dir angewiesene Relativität einnimmst, — und übrigens laß die Collegien, Consistorien oder wer es nun ist, sorgen für" — „meine Seligkeit?" „J ja gewiß; und ist da durchaus Etwas im Wege für Dich in der Hinsicht, kannst Du Dir nicht genügen lassen, wie alle die Andern, wenn einmal Deine Zeit gekommen ist, wohl eingepackt und emballirt mit in einer von den großen Versendungen zu gehen, welche das Bestehende unter seinem Siegel und unter der Adresse „die ewige Seligkeit" hinein in die Ewigkeit expedirt, sicher vollkommen eben so gut angenommen und eben so selig zu werden, wie „alle Andern", kurz kannst Du Dir mit einer so verbürgten Sicherheit und Caution, wie die, daß das Bestehende Dir für Deine Seligkeit droben einsteht, nicht genügen lassen: nun wol, so behalte das bei Dir selbst, dagegen hat das Bestehende Nichts; wenn Du davon mäuschenstille schweigst, sollst Du es gleichwol eben so gut, wie die Andern haben."

Die Vergöttlichung des Bestehenden ist die Verweltlichung von Allem. Das Bestehende kann völlig Recht darin

haben, daß was das Weltliche angeht, man sich an das Bestehende anschließen soll, begnügt mit der Relativität usw. Aber zuletzt verweltlicht man auch das Gottesverhältniß, man will, daß es mit den menschlichen Verhältnissen zusammenfallen soll, nicht etwas wesentlich Verschiedenes sein soll von dem irdischen Lebensberuf usw. — während jeder einzelne Mensch das Absolute sein soll, und das Gottesverhältniß des Einzelnen grade das sein soll, wodurch jedes Bestehende schwebeud gemacht wird, damit Gott, welchen Augenblick Er will, nur auf einen Einzelnen zu drücken braucht, und in seinem Gottesverhältniß einen Zeugen, einen Angeber, einen Spion oder wie man das nennen will, hat, Einen, der in unbedingtem Gehorsam und mit unbedingtem Gehorsam, bei dem verfolgt werden, leiden, sterben, das Bestehende schwebend macht.

Indem nun ein Einzelner sich auf sein Gottesverhältniß gegenüber dem Bestehenden, das sich selbst vergöttlicht hat, beruft, sieht das ja aus, als wollte er sich zu mehr als einem Menschen machen. Er tut das inzwischen keineswegs; denn er räumt ja ein, daß jeder Mensch, was ihn betrifft, unbedingt jeder Mensch dasselbe Verhältniß zu Gott hat und haben soll. So wenig wie der, der sich verliebt nennt, damit einem Andern das abstreitet: noch weniger streitet ein solcher Einzelner den Andern, aber als Einzelnen, ab, das Gottesverhältniß zu haben. Doch davon will das Bestehende nichts wissen, daß es aus etwas so Losem wie eine Sammlung von Millionen Einzelner bestehen sollte, da Jeder besonders sein Gottesverhältniß hat. Das Bestehende will ein Ganzes sein, das Nichts über sich kennt, aber jeden Einzelnen unter sich hat und jeden Einzelnen beurteilt, der sich in das Bestehende einordnet. Und jenen Einzelnen, der doch grade

die demütigste, aber auch humanste Lehre über das Menschsein vorträgt, will dann das Bestehende erschrecken, indem es ihm auf den Kopf zusagt, daß er eine Blasphemie verschulde.

So mit den Pharisäern, die sich an Christus ärgerten, weil er die Frömmigkeit zu der absoluten Innerlichkeit machte, nicht schlechthin commensurabel für das Aeußere (eher umgekehrt, kenntlich an Leiden) und in jedem Fall nicht in weltlichen Verhältnissen sich vollendend. Gegen den ganzen Bau von Bestimmungen und Festsetzungen über solche äußerliche Kenntlichkeit der Frömmigkeit an Ehre und Ansehn, Macht und Einfluß, gegen diese Objectivität, wie die Pharisäer und Schriftgelehrten es wol genannt hätten, stieß Christus an, indem er Gottesfurcht und Frömmigkeit zur Innerlichkeit machte. Ganz sicher darin, Recht zu haben, und vermutlich im voraus sicher, daß Christus sich sollte verloren geben müssen, legen sie ihm die Frage vor, warum seine Jünger die Satzungen der Alten überträten. So geht es immer, wenn ein Bestehendes es bis dahin getrieben hat, sich selbst zu vergotten, dann wird zuletzt Schick und Brauch zu Glaubensartikeln, Alles wird dann gleich wichtig, oder die Satzungen, Schick und Brauch, wird das Wichtige. Der Einzelne fühlt und erkennt nicht, daß er und so jeder Einzelne ein Gottesverhältniß hat, welches für ihn absolute Bedeutung haben soll. Nein, das Gottesverhältniß ist abgeschafft, Schick und Brauch, Satzungen und dergleichen sind vergöttert. Aber die Art Gottesfurcht ist grade Verachtung Gottes, die fürchtet ja nicht Gott, die fürchtet Menschen. Deßhalb antwortet Christus den Pharisäern: warum übertretet Ihr Gottes Gebot um Eurer Satzungen willen. So heilig sind nämlich die Pharisäer geworden und so heilig werden die Menschen allezeit,

wenn man das Bestehende vergöttert, daß ihre Gottesverehrung ist, Gott zum Narren zu halten. Unter dem Schein der Anbetung und Verehrung Gottes verehren und beten sie ihre eigne Erfindung an, entweder in selbstbehaglicher Freude als die, die selbst die Erfinder sind, oder in Menschenfurcht.

Aber, wie gesagt, der, welcher ein solches Bestehendes verwirft, er wird von ihm betrachtet als einer, der sich zu mehr als einem Menschen macht, und man ärgert sich an ihm, obschon er eigentlich nur Gott zu Gott und sich zu einem Menschen macht.

2) Matth. 17, 24—27. — „Da sie nun gen Capernaum kamen, gingen zu Petrus, die den Zinsgroschen einnahmen und sprachen: Pflegt Euer Meister nicht den Zinsgroschen zu geben? (25) Er sagte: Ja. Und als er heimkam, kam ihm Jesus zuvor und sprach: Was dünkt Dich Simon, von wem nehmen die Könige auf Erden Zoll oder Steuer? von ihren eignen Kindern oder von Fremden? (26) Da sprach zu ihm Petrus: Von den Fremden. Jesus sprach zu ihm: So sind die Kinder frei. (27) Auf daß wir sie aber nicht ärgern, so gehe hin an das Meer und wirf die Angel aus und nimm den ersten Fisch, der heraufkommt, und wenn Du seinen Mund auftust, wirst Du einen Stater finden, denselben nimm und gieb ihn für mich und für Dich!"

Die Collision ist hier wieder dieselbe, der Einzelne mit dem Bestehenden. Das worüber sie sich ärgern würden, würde sein, daß der Einzelne sich seinem Verhältnisse zum Bestehenden entziehen wollte. Man muß beständig eingedenk bleiben, daß in keiner der Stellen weder im 17. noch im 15. Capitel die Möglichkeit des Aergernisses im Verhältniß zu Christus als Gottmensch liegt. Die Frage ist ja hier nicht

so, ob er der Gottmensch ist, die Situation ist nicht, ob Er sich ansieht oder sich ausgiebt für den Gottmenschen, denn so wird er hier nicht dargestellt. Die Frage ist, ob er, dieser einzelne Mensch, das Bestehende anerkennen will, indem er die Steuer zahlt.

Da das Steuerbezahlen eine gleichgiltige Aeußerlichkeit ist, so ordnet sich Christus unter und beugt dem Aergerniß vor. Etwas Anderes wäre das im Verhältniß zu einer Aeußerlichkeit, die frech wollte Frömmigkeit sein. Hätte Christus nicht nachgegeben, so würde er auch ihr Aergerniß geweckt haben, und der Grund würde ganz richtig gewesen sein, daß ein Einzelner, indem er sich dem Bestehenden entzieht, sich scheint zu mehr als einem Menschen zu machen, ohne daß doch, um abermals zu wiederholen, daraus grade folgt, daß er sich qualitativ als Gott bestimmt.

Uebrigens ist bei dieser Erzählung merkwürdig, daß Christus, der hier bloß der einzelne Mensch ist in Collision mit dem Bestehenden, um diesem Aergerniß zu entgehen, das eigentliche Aergerniß setzt. Er bezahlt freilich die Steuer, aber durch ein Mirakel schafft er sich die Pfennige, das heißt: er erweist sich als der Gottmensch. Das Unterlassen die Steuer zu bezahlen, heißt das Aergerniß im Verhältniß zu ihm, dem einzelnen Menschen möglich machen, aber die Weise, wie er die Pfennige schafft, setzt die Möglichkeit des wesentlichen Aergernisses in Richtung auf ihn als Gottmensch.

Wir gehen nun über zu dem eigentlichen Aergerniß, welches bei dem Gottmenschen aufkommt. Die Möglichkeit des Aergernisses an Christus, von welchem wir gesprochen haben,

ist ein historisch Verschwindendes, verschwunden mit seinem Tode, nur für die Gleichzeitigen da, im Verhältniß zu ihm, dem einzelnen Menschen. Die Möglichkeit des Aergernisses dagegen an Christus als Gottmensch wird bleiben bis ans Ende der Tage. Wird die Möglichkeit dieses Aergernisses weggenommen, so bedeutet das, daß Christus auch weggenommen ist, daß Er zu etwas Anderem gemacht ist, als er ist, des Aergernisses Zeichen und des Glaubens Gegenstand.

B.

Die Möglichkeit des wesentlichen Aergernisses in Richtung auf die Hoheit, daß ein einzelner Mensch redet oder handelt als wäre er Gott, sagt von sich selbst, daß er Gott sei, also in Richtung auf die Bestimmung Gott in der Zusammensetzung Gottmensch.

1) Matth. 11, 6 (Luc. 7, 23). Johannes der Täufer hat vom Gefängniß Boten zu Christus geschickt, um ihn zu fragen, ob er der ist, der kommen soll, oder sie auf einen Andern warten sollen. Und Jesus antwortete und sagte zu ihnen: Gehet hin und verkündet Johannes, was Ihr hört und seht. Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Todte stehen auf und das Evangelium wird für die Armen gepredigt, und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.

Christus antwortet also nicht gradezu, er sagt nicht: sagt Johannes, ich bin der Erwartete. Er fordert nämlich Glau-

ben und kann deßhalb einem Abwesenden die Mitteilung nicht direct geben. Einem Gegenwärtigen konnte er es wol direct sagen, weil der Gegenwärtige, indem er den Sprechenden, diesen einzelnen Menschen, sah, bei diesem Widerspruch doch keine directe Mitteilung empfing, da ein Widerspruch ist zwischen dem was gesagt und was gesehen wird, insofern der Sprechende nach dem Aussehen zu beurteilen ist. Doch das soll ausführlich an seiner Stelle erklärt werden.

Ferner: Falls in Wahrheit der Fall gewesen wäre, was die Christenheit zu manchen Zeiten für passend gehalten hat sich einzubilden, daß doch direct zu sehen gewesen, daß Christus war, was er von sich sagte: warum da eine so besonderliche Antwort? so wäre es doch weit simpler und einfacher gewesen, daß Christus getan hätte, wie man im Predigtvortrag verfährt, und zu den Boten gesagt hätte: betrachtet mich, so seht Ihr ja, daß ich Gott bin. Aber versuche das! Nein, das simpelste Mittel all diesem sentimentalen Heidentum, das in der Christenheit Christentum genannt wird, ein Ende zu machen, ist ganz einfach, es in der Situation der Gleichzeitigkeit anbringen.

Weiter. Christi Antwort enthält in contento das, was sonst unter dem Namen von „Beweise für des Christentums Wahrheit" pflegt angeführt zu werden, doch ausgenommen den Beweis von den Weissagungen. Aber in dieser Hinsicht war ja Johannes selbst der Repräsentant, der doch wol, wenn sonst Jemand, mit Hilfe des Beweises aus den Weissagungen zur Gewißheit müßte gebracht worden sein, daß Christus der Erwartete war, oder doch darin so weit wie möglich; aber seltsam genug, der letzte Prophet, und als Solcher doch wol in dem größtmöglichen Rapport zur Prophetie, der Vorläufer,

ist durch diesen Beweis nicht weiter gebracht, als aufmerksam zu werden — und zu fragen. Also, ausgenommen den Beweis von den Weissagungen sind die übrigen Beweise für des Christentums Wahrheit in Christi Antwort enthalten. Er deutet auf die Wunderwerke (Lahme gehen, Blinde sehen usw.) und auf die Lehre selbst hin (das Evangelium wird für die Armen gepredigt); und darauf fügt er hinzu, seltsam genug, er fügt hinzu: „selig ist, wer sich nicht an mir ärgert." — Sieh, in der Christenheit hat man es anders für passend gehalten. Da hat man diese ungeheuren Folianten geschrieben, welche die Beweise für des Christenthums Wahrheit entwickeln. Hinter diesen, den Beweisen und Folianten ist man selbst vollkommen überzeugt und sicher gegen jeden Angriff, denn der Beweis und der Foliant enden beständig mit: ergo war Christus, was er von sich sagte; das ist mit Hilfe der Beweise so gewiß wie: 2 mal 2 ist 4, und so leicht wie der Fuß im Strumpf; auf dieses unwiderstehliche ergo, welches die Sache d i r e c t klar macht, trotzt der Docent und der Prediger, und die Missionare gehen vertrauensvoll aus um mit Hilfe von diesem ergo die Heiden zu bekehren. Und dagegen Christus! Er sagt nicht: ergo bin ich der Erwartete; er sagt, nachdem er sich auf die Beweise berufen hat, selig der, welcher sich nicht an mir ärgert, das ist, er macht es selbst offenbar, daß im Verhältniß zu ihm von irgend einem Beweise nicht kann die Rede sein, daß man nicht mit Hilfe von Beweisen zu ihm kommen kann, daß da kein directer Uebergang zum Christwerden ist, daß die Beweise im Maximum dazu dienen können einen Menschen aufmerksam zu machen, daß er so aufmerksam gemacht nun kann auf den Punkt kommen: ob er glauben will, oder sich ärgern. Denn die Beweise sind noch das Zweideu-

tige, das pro und contra des räsonnirenden Verstandes, das deßhalb wieder contra et pro gebraucht werden kann; erst in der Wahl wird das Herz offenbar (und deßhalb war es ja, daß Christus in die Welt gekommen war, um der Herzen Gedanken offenbar zu machen), ob ein Mensch glauben oder sich ärgern will. Sieh, ein theologischer Professor, der mit Benutzung von Allem, was früher darüber geschrieben ist, ein neues Werk mit den Beweisen für des Christentums Wahrheit geschrieben hätte, er würde sich beleidigt fühlen, wenn einer nicht einräumen wollte, daß es nun bewiesen wäre: und Christus selbst dagegen, Er sagt nicht mehr als daß die Beweise einen führen können — nicht zum Glauben, o weit entfernt (so wäre es ja überflüssig, hinzuzufügen, selig ist, wer sich nicht ärgert), aber zu dem Punkt, wo der Glaube werden kann; daß sie einem helfen, aufmerksam zu werden, und insoweit dazu helfen, daß man in die dialektische Spannung hinein kommt, aus welcher der Glaube hervorbricht: willst Du glauben oder Dich ärgern.

Wo liegt nun die Möglichkeit des Aergernisses. Es ist das Mirakel; und das Mirakel ist der Beweis; und aus dem Mirakel hat man die Wahrheit des Christentums direct beweisen wollen! Das versteht sich, der directe Beweis muß dann darauf gefaßt sein bedeutend hinterher zu kommen, was er ja auch tut, dabei freilich wieder verratend was er taugt, gleich Anderem das zu spät kommt; denn in der Situation der Gleichzeitigkeit, ist es eine Unmöglichkeit, direct zu beweisen. Laß uns nicht ins Blaue hinein reden; laß uns nicht, darum wissend, wer Christus ist (wenn man anders darum wissend sein kann) oder doch uns einbildend, das zu sein, 1800 Jahre hintennach kommen, das Mirakel betrachten und dann — überzeugt werden. Welche Tiefe von Nonsens! Wenn wir wissen,

wer Christus ist, wie kann man dann sagen, der Beweis beweise uns das! Und außerdem ist es hier ja, wie bei gewissen Dingen, von denen es gilt, daß der, der hinterher kommt, ebenso gut nach Hause gehen und sich hinlegen kann, was besonders von dem Außerordentlichen gilt. Soll Sinn darin sein, daß das Mirakel beweist, wer Christus ist, so müssen wir ja damit beginnen, daß wir nicht wissen, wer er ist, also in der Situation der Gleichzeitigkeit mit einem einzelnen Menschen, der wie andre Menschen ist; an welchem direct nicht Etwas zu sehen ist, ein einzelner Mensch, der da Wunder tut, und von sich sagt, daß er Wunder tut. Was will das sagen? Das will sagen, daß dieser einzelne Mensch sich zu mehr als Mensch macht, sich etwas nahe an Gott macht; ist das nicht anstößig? Du siehst etwas Unerklärliches, Wunderbares (mehr auch nicht), er selbst sagt, daß das ein Wunder ist — und Du siehest vor Deinen Augen einen einzelnen Menschen. Das Wunder kann Nichts beweisen, denn glaubst Du nicht, daß er ist, was er von sich sagt, so leugnest Du das Wunder. Das Wunder kann aufmerksam machen — nun bist Du in der Spannung, und es kommt darauf an, was Du wählst, das Aergerniß oder den Glauben, es ist Dein Herz, welches offenbar werden soll.

Der Widerspruch, in welchem die Möglichkeit des Aergernisses liegt, ist der, ein einzelner Mensch sein, ein geringer Mensch — und so handeln, als wäre es Gott. Achte bloß auf die Situation der Gleichzeitigkeit; und achtest Du nicht auf sie, so lügst Du Dich in einen Betrug hinein. Aber die Sache ist die, man hat in der Christenheit nur ein phantastisches Bild von Christus, eine phantastische Gotteserscheinung, direct dem Mirakeltun entsprechend. Aber dies ist Unwahrheit, so hat

Christus niemals ausgesehen. Christenheits Christentum ist Phantasterei in beiden Richtungen, sowol in Richtung auf das Wunder als in Richtung auf Christus. In der Situation der Gleichzeitigkeit bist Du zwischen dies Beides gestellt, da ist etwas Unerklärliches (ohne daß doch daraus direct folgt, daß es ein Wunder ist) und dann ein einzelner Mensch, wie Andre anzusehen — und er ist es, der das Unerklärliche tut.

Der Möglichkeit des Aergernisses ist nicht zu entgehen, du sollst durch sie hindurch, du kannst nur auf eine Weise von ihm gerettet werden, durch das Glauben. Deßhalb sagt Christus, selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. Das war damals nicht so leicht, wie es bis zum Ekel in der Lügenhaftigkeit der Christenheit später geworden ist, so wie man nur hört, daß Blinde das Gesicht wieder bekamen, Todte das Leben, sofort überzeugt davon zu sein, wer Christus war. Nein damals war es die fürchterlichste Entscheidung für einen Menschen, gläubig zu werden. O, schrecklicher Gegensatz, o, Abscheulichkeit: dieses geschäftige Christentum, welches die Wahrheit des Christentums beweisen und abermals beweisen konnte; die Tausende und abermals Tausende, welche geglaubt haben — in Kraft von Beweisen: und dann Jesus Christus, des Glaubens Anfänger und Vollender, welcher, hinweisend auf die Beweise, die doch wol damals, als sie geschahen, am stärksten gewirkt haben müßten, doch hinzufügt, „selig ist, wer sich nicht an mir ärgert," das ist, Er beruft sich so auf die Beweise daß er leugnet, daß sie der Weg zu ihm sind. Es ist als wollte er zu des Johannes Jünger sagen, sie sollten ihrem Meister sagen, was dann auch zu uns Allen gesagt wird: auf dem Wege der Beweise kommt keiner zu mir; achte auf sie, daß Du mögest aufmerksam werden — und dann, ja selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.

O, schrecklicher Gegensatz, o, Abscheulichkeit, diese Eingebildetheit und Dummheit, mit welcher man auf die Beweise getrotzt und das Christentum verraten hat — und dann der Herr Jesus Christus, der, auch hier leidend, wol auf die Beweise hindeutet, aber dann, beinahe für den Einzelnen bittend, hinzufügt: selig ist, wer sich nicht ärgert. O, Geheimniß der Leiden, des Aergernisses Zeichen sein zu müssen, um des Glaubens Gegenstand sein zu können! So bekümmert ging er auf Erden, er der aus Liebe zur Erde kam; ach er verstand, wie kein Mensch verstand oder es verstehen kann, wie unendlich schwierig es ist, Christ zu werden. Ob Er wol dadurch erfreut wird, daß man auf die leichtsinnigste Weise Tausenden und aber Tausenden einbildet, daß sie Christen seien.

2) Joh. 6, 61. Christus sagt von sich selbst, daß er das lebendige Brod ist, „wenn Jemand von diesem Brod ißt, der soll leben.“ Da murrten die Juden unter einander und sagten: wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben? Deßhalb sagte Jesus zu ihnen: wahrlich, wahrlich ich sage Euch: wenn ihr nicht eßt das Fleisch des Menschensohnes und sein Blut trinket, habt Ihr nicht das Leben in Euch. Selbst manche von seinen Jüngern, da sie das hörten, sagten: dies ist eine harte Rede, wer kann sie hören. Da sagte Jesus, da er bei sich selbst wußte, daß seine Jünger über dieses murreten, zu ihnen: ärgert Euch dieses? Und aus v. 66 sieht man, daß von der Zeit an manche von seinen Jüngern zurücktraten, und nicht mehr mit ihm wanderten.

Also in dem Maße ärgerten damals diese Worte, daß selbst Jünger, manche Jünger abfielen. Jetzt in der Christenheit ärgern sie nicht mehr. Ja, das versteht sich, den wahren Christen ärgern sie nicht, denn er glaubt. Aber um

gläubig geworden zu sein, muß er die Möglichkeit des Aergernisses passirt haben, und die ist es, die in der Christenheit abgeschafft ist. Man setzt nun diese Worte in Verbindung mit dem Abendmahl, man hat nun eine Lehre von der Ubiquität des Leibes Christi entwickelt, und indem man in der Christenheit eine phantastische Christusgestalt hat, so ist all dieses weder unbegreiflich, noch enthält es auf irgend eine Weise die Möglichkeit des Aergernisses.

Aber über die Phantastereien der Christenheit müssen wir nun einmal einen Strich ziehen; wir gehen zur Situation der Gleichzeitigkeit.

Also ein einzelner Mensch, wie alle andern anzusehen, redet so von sich selbst! Was Wunder wol, daß man sich ärgerte, daß sie sich zerstreuten und Jeder zu dem Seinen ging, geärgert: manche der Jünger mit. Und wie jenes wehmütige Wort: „selig ist, wer sich nicht an mir ärgert," so folgt auch hier ein ähnliches, indem Christus zu den Zwölfen sagt: wollt Ihr auch weggehen? Ach, Christus verstand das selbst, wie kein Mensch es verstehen kann, wie schwierig es ist, ein Gläubiger zu werden. Leidend ist er auch hier; er will Alle retten, aber um gerettet zu werden, müssen sie durch die Möglichkeit des Aergernisses, o, und deßhalb kam er dazu, fast allein zu stehen, weil Alle sich an ihm ärgerten, an Ihm, dem Retter, der Alle retten will! Geheimniß der Leiden, welches oder welche kein Mensch kann fassen: selbst des Aergernisses Zeichen zu sein, um des Glaubens Gegenstand zu sein! Und deßhalb ist es so bewegt, dieses Wort: wollt Ihr auch fort gehen; es ist so leidend, fast als wollte er sagen: soll ich denn, ich, der kam um Alle zu retten, ich dessen Liebe kein, kein Mensch faßt, soll ich dahin gebracht werden,

daß es gar Keinen giebt, für den ich zur Rettung werde. O, zu stehen mit offnen Armen und sagen „kommet her!" — und Alle fliehen, ja nicht bloß fliehen, sondern geärgert fliehen! Und der Retter der Welt sein! Und deßhalb klingt dieses Leiden in dem Wort der Freude wieder: selig bist Du, Simon, Jona's Sohn.

Aber nun zur Stelle selbst um zu zeigen, daß das Aergerniß in Richtung auf die Hoheit ist; daran sei bloß wieder erinnert, daß der historische Bericht davon, welches Aergerniß die Worte weckten, der sichere Bürge dafür sein muß, daß dieselben Worte in derselben Situation wesentlich dasselbe Aergerniß wecken würden. Es ist in der Situation der Gleichzeitigkeit ein einzelner Mensch, ein Mensch wie andere — und er redet von sich selbst auf solche Weise! Er bestimmt sich selbst so übermenschlich geistig, daß er redet vom Essen seines Leibes und Trinken seines Blutes, so phantastisch wie möglich in Richtung auf eine göttliche Eigenschaft: Allgegenwart, und doch andrerseits so paradox wie möglich, daß es sein Fleisch und Blut ist; er sagt, daß er nur den, der seinen Leib ißt und sein Blut trinkt, auferwecken will am jüngsten Tage — doch wol um in dem am meisten entscheidenden Ausdruck sich als Gott zu bezeichnen. Er sagt, er sei das Brod welches herabkommt — wieder ein entscheidender Ausdruck in Richtung auf das Göttliche. Und da er wußte, daß seine Jünger darüber murrten, und es eine harte Rede fanden, sagt er: „ärgert Euch dieses", und fügt dann das noch stärkere hinzu: „wie, wenn Ihr dann sehen werdet, daß des Menschen Sohn auffährt dahin wo er vordem war." Also er, weitab nachzugeben oder herunterzulassen, macht sich gradezu zu etwas von dem Mensch 'sein gänzlich

Verschiedenem, macht sich zu dem Göttlichen — er, ein einzelner Mensch.

Ja wenn man in Einbildungen berauscht hinlebt, wenn man die Phantasie ein phantastisches Bild von Christus bilden läßt, zu welchem man sich im Abstand der Phantasie-Anschauung hält: ja, so merkt man vielleicht nicht das Aergerniß. Aber in der Wirklichkeit, in der Wahrheit, d. i. in der Situation der Gleichzeitigkeit mit jenem einzelnen Menschen, um dessen Herkunft man Bescheid weiß, den man von der Straße kennt usw. — sollte wirklich Jemand darauf verfallen zu leugen, daß hier die Möglichkeit des Aergernisses nur auf eine einzige Weise zu vermeiden ist, nämlich indem man glaubt. Aber der, welcher glaubt, er hat um zum Glauben zu kommen, die Möglichkeit des Aergernisses passiren müssen.

Beilage.

Diese beiden Stellen sind die einzigen, wo die Möglichkeit des Aergernisses in Richtung auf die Hoheit ausdrücklich genannt wird. Aber wie das, was in der Sache selbst liegt, eden Augenblick zur Stelle war, wo er, (der Gottmensch), er dieser einzelne Mensch in Gottes Weise redete oder handelte: so ist es auch sonst in der heiligen Schrift oft genug angedeutet. Die Darstellung macht übrigens durchaus keinen Anspruch darauf alle Stellen aufzuzählen, ein exegetisches Verdienst, das hier gänzlich überflüssig und vielleicht sogar verwirrend sein würde, insofern es den Anschein gäbe, daß die Möglichkeit des Aergernisses bloß die und die Male vorhanden gewesen wäre; während sie in jedem Augenblick da ist. — So Matth. 9, 4 (Erzählung von den Gichtbrüchigen),

wenn da Christus zu den Pharisäern sagt „warum denket Ihr so Arges in Euren Herzen“, da sind diese argen Gedanken das Aergerniß. Sünden vergeben ist im entscheidendsten Sinn ein Handeln als Gott. Aber, um abermals zu wiederholen, wenn man nur ein phantastisches Bild von Christus hat, so findet man das vielleicht in seiner Ordnung, daß er Sünden vergiebt, ohne die Möglichkeit des Aergernisses zu merken. In der Wirklichkeit dagegen, in der Wahrheit, in der Situation der Gleichzeitigkeit: ein einzelner Mensch, wie andere, und er will Sünden vergeben! Da ist nur eine Weise dem Aergerniß daran zu entgehen, nämlich indem man glaubt; aber der, welcher glaubt, der geht vorbei an der Möglichkeit des Aergernisses. — Matth. 12, 24 wo die Pharisäer, da Christus einen Besessenen, der blind und stumm war, geheilt hatte, sagen: „er treibt die Teufel aus durch Beelzebub den obersten der Teufel“, wenn es da heißt „Jesus, welcher ihre Gedanken wußte“: da sind diese Gedanken wieder das Aergerniß. — Matth. 26, 64. 65. Da Christus sagt: „Von nun an werdet Ihr sehen des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels,“ — und der Hohepriester ruft aus: „er hat Gott gelästert, seht, nun habt Ihr seine Lästerung gehört“: so ist es ja das Aergerniß, was wir hören. — Joh. 8, 48. 52. 53. Die ganze Erzählung von dem Blindgeborenen. Joh. 10, 20. 30—33.

Bei jedem Wort in der Richtung auf göttliches Wesen, bei jedem Werk in der Richtung, ist die Möglichkeit des Aergernisses; in der Situation der Gleichzeitigkeit wird Jeder darauf aufmerksam werden. Aber in der Christenheit sind wir alle Christen geworden ohne Etwas von irgend einer

Möglichkeit des Aergernisses daran zu merken, daß ein einzelner Mensch spricht und handelt als wäre er Gott. Wir sind alle Christen geworden, das versteht sich, aber Christ wird man nur in der Situation der Gleichzeitigkeit mit Christus: und in der Situation der Gleichzeitigkeit wird auch jeder aufmerksam werden. Aber in der Christenheit sind wir alle Christen geworden ohne etwas von der Möglichkeit des Aergernisses zu merken, ja, wie es scheint, auch ohne zu bemerken, daß es Jesus Christus selbst ist, der darauf aufmerksam macht, daß die Möglichkeit des Aergernisses zur Stelle ist — und Er ist doch wol, die Sache betreffend, ebensowol unterrichtet als die sämmtlichen HH. speculativen theologischen Professoren, ohne deren Hilfe und Beistand das Christentum ja auch, wie bekannt, in die Welt gekommen ist, wogegen es wol möglich wäre, wenn da sonst kein Hinderniß wäre, daß daß es durch deren Hilfe und Beistand aus der Welt könnte hinauspraktisirt werden.

C.

Die Möglichkeit des wesentlichen Aergernisses in Richtung auf die Niedrigkeit, daß der, der sich dafür ausgiebt Gott zu sein, sich als der geringe, arme, leidende, zuletzt ohnmächtige Mensch erweist.

Man ärgert sich also nicht darüber, daß er Gott ist, sondern darüber, daß Gott dieser Mensch ist, (seht, welch' ein Mensch!) sei es daß man nun wirklich im Begriff war zu glauben, daß er Gott war, oder bloß erwägend diesen unendlichen Widerspruch bedachte: daß Gott ein solcher Mensch sein sollte. Im Vorhergehenden sagt der, welcher im Begriff war sich zu ärgern, der vor der Möglichkeit des Aergernisses still gehalten war: ein einzelner Mensch wie wir will Gott sein! Hier sagt der, welcher vor der Möglichkeit des Aergernisses still steht: Angenommen einen Augenblick, daß Du Gott bist, welche Torheit, welcher Wahnsinn, daß Du da dieser geringe, arme, ohnmächtige Mensch bist!

1) Matth. 13, 55. Mc. 6, 3. — „Ist dies nicht des Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? und seine Brüder Jacob und Joses und Simon und Judas? Und sind nicht alle seine Schwestern bei uns? Woher hat er denn all dieses? Und sie ärgerten sich an ihm."

Die Richtung des Aergernisses ist hier übrigens zweiseitig. Insoweit man urgirt: „woher hat er all dieses," so löst sich das Aergerniß in die vorige Form auf, sie ärgern sich darüber, daß er, der geringe Mensch, sollte der Außer-

ordentliche sein, Gott sein. Aber es kann auch umgekehrt sein: sie ärgeren sich darüber, daß Gott sollte der Sohn eines Zimmermanns sein und dies seine Familie. Die Richtung des Aergernisses ist hier doppelsinnig und so auch in solchen Aeußerungen wie Joh. 7, 27 und 48.

Doch wenn man nur eine phantastische Vorstellung von Christus hat, wenn er weder der einzelne Mensch ist, der grade vor einem steht, noch auch sein Vater, der Zimmermann, ein wirklicher einzelner Mensch, den man gut kennt, und ebenso die übrigen Verwandten, so ist es schon möglich sich nicht zu ärgern. Aber wenn man nicht so gleichzeitig mit Christus ist, so ist es auch unmöglich Christ zu werden.

2) Matth. 26, 31. 33. Mc. 14, 27. 29. — Hier ist die Möglichkeit des Aergernisses ganz unzweideutig in Richtung auf Niedrigkeit. Es ist ja von den Jüngern die Rede, die also geglaubt hatten, daß er war, was er von sich sagte, es ist die Rede davon, daß diese sich an ihm ärgern werden. Aber ihr Aergerniß ist ja doch wol unmöglich in Richtung auf die Hoheit, daß er, ihr Lehrer und Meister nicht das sei, was er von sich sagte, nein, das glauben sie ja. Es ist in Richtung auf die Niedrigkeit, daß er, der hoch Erhabene, des Vaters Eingeborener, das er so leiden sollte, ohnmächtig in die Gewalt seiner Feinde gegeben. — Wenn man von des Petrus Verleugnung redet, pflegt man gern in der Darstellung eine Climax von der Art zu verschulden, die genau das Dialectische grade gegen sich hat, daß es eine Anticlimax ist, ohne daß der Redner das merkt, weil er keine Ahnung von den Geheimnissen des Dialectischen hat, sondern declamirend Alles, auch das Paradox in einem einfachen Superlativ auslegt, so daß Gott sein ein einfacher Super-

lativ zu Mensch sein wird. Der Redner sagt, daß es bereits strafwürdig von Petrus gewesen wäre Christus zu verleugnen, wenn Christus bloß ein Mensch gewesen wäre, — und nun da Christus der war, welcher er war! Man vergißt rein, daß wäre Christus nur ein Mensch gewesen, und von Petrus nur für einen Menschen angesehen, ihn Petrus grade nicht verleugnet hätte. Was nämlich Petrus ganz außer sich selbst bringt, was wie ein apoplektischer Schlag auf ihn wirkt, ist grade, daß er geglaubt hat, daß Christus des Vaters Eingeborner war. Daß ein Mensch in die Gewalt seiner Feinde fällt, und dann nichts tut, das ist menschlich. Aber daß der, dessen allmächtige Hand Zeichen und Wunder getan hatte, daß er nun wie ohnmächtig und gelähmt dasteht, grade das ist es, was Petrus zum Verleugnen bringt.

Also zu jenen zwei Stellen. „In dieser Nacht werdet Ihr Euch alle an mir ärgern. Aber Petrus antwortete ihm und sagte: wenn sich auch Alle an Dir ärgerten, so will ich mich doch niemals an Dir ärgern.“ Es ist das letzte Mal, daß Christus vor seinem Leiden mit seinen Jüngern versammelt ist; und von denen redet er, ihnen weissagt er. O, aber welcher unendlicher Schmerz, ein Schmerz, welchen kein Mensch begreifen kann, und welcher auch nur indirect in der heiligen Geschichte enthalten ist. Denn Christus redet wortkarg von dem, was er nun soll leiden, nicht weiter ausführlich davon, wie er soll mißhandelt werden – und doch sagt er sein Leiden voraus, ach sein Leiden, sein schwerstes Leiden, denn das ist grade dieses, daß sie Alle sich an ihm ärgern werden, selbst Petrus. Er sagt sein Leiden voraus; es sieht aus, als wäre es nur ein Zug mit in der Beschreibung von dessen Furchtbarkeit, daß es wird so furchtbar sein, daß selbst

alle Apostel sich an ihm ärgern werden: ach und grade das ist das Schwerste des Leidens. O, der Mensch, der nur Sinn und Verstand für das Aeußere hat, merkt wol gar nicht, wie Christus sein Leiden voraussagt; daß dies grade das schwerste Leiden war in der Nacht, da er verraten ward, in der Nacht, da er gehöhnt, gelästert, bespeit, gegeißelt wurde: dies, daß Alle an ihm sich ärgerten. Wenn man ihn ans Kreuz genagelt sieht, wie einen Verbrecher, da sagt man wol, daß niemals ein Mensch, menschlich gesprochen, so wenig ausgerichtet hat, und niemals, menschlich gesprochen, eine Sache so verloren ist, wie er und seine Sache in diesem Augenblick. Man vergißt das Schreckliche, über dem Schrecklichen vergißt man „das Schreckliche"; denn daß seine Feinde und das Böse über ihn Macht bekamen: deßhalb kann man doch nicht, menschlich gesprochen, sagen, daß es wie vergebens war, daß er zur Welt gekommen war. Aber in dem Augenblick, da Alles sich an ihm ärgerte, selbst Petrus: menschlich gesprochen, wie war da nicht sein ganzes Leben wie vergebens! Er wollte Alle retten, ganz buchstäblich Alle! — und Alle ärgerten sich au ihm, ganz buchstäblich Alle. Und Er hat es in seiner Macht, indem er sich etwas verändert, indem er im Verhalten zu seinen geliebten Jüngern das Leiden fernhält, die Möglichkeit des Aergernisses entfernt — aber dann ist er ja nicht des Glaubens Gegenstand; dann ist er selbst betrogen von menschlichem Mitleid, und er selbst betrügt sie. O, für menschlichen Verstand unergründliche Tiefe von Leiden: des Aergernisses Zeichen sein zu müssen, um des Glaubens Gegenstand zu sein!

Aber sollte das sonst eines Beweises bedürfen, daß die Möglichkeit des Aegernisses mit zum Glauben gehört, so zeigte

es sich ja hier; sie ärgerten sich Alle an ihm. Die Jünger, welche an seine Göttlichkeit geglaubt hatten, und an der einen Möglichkeit des Aergernisses vorbei gegangen waren, indem sie gläubig wurden, die stocken bei der Niedrigkeit, bei der Möglichkeit des Aergernisses, das darin liegt, daß der Gottmensch leidet, als wäre er nur Mensch. Das ist, was im ersten Abschnitt gesagt wurde: Die Möglichkeit des Aergernisses, die des Glaubens Wehr und Verteidigungswaffe ist, ist so doppeldeutig, daß aller menschliche Verstand entweder auf die eine oder auf die andere Weise dazu kommen muß still zu stehen, anstoßen muß — um so entweder sich zu ärgern oder zu glauben.

1. Beilage.

Außer den angeführten Stellen, worin die Möglichkeit des Aergernisses in Richtung auf die Niedrigkeit des Gottmenschen erwähnt wird, giebt es natürlicherweise eine Mannichfaltigkeit von Stellen, wo darauf hingedeutet wird, wo das Aergerniß angedeutet wird, ohne daß grade das Wort genannt wird. So, um bloß dies zu nennen, die ganze Leidensgeschichte.

2. Beilage.

Die Möglichkeit des Aergernisses, von welcher wir hier gesprochen haben, ist bei dem Gottmenschen in Richtung auf die Niedrigkeit.

Dem entspricht dann eine Möglichkeit des Aergernisses, welche Christus auch erwähnt, eine Möglichkeit des Aerger-

nisses, die gleichfalls in Richtung auf die Niedrigkeit ist, wenn es sich zeigt, daß die Jünger nicht über den Meister sind, sondern gleich wie er. Er ist der Gottmensch, und man ärgert sich darüber, daß er so erniedrigt wurde. Aber nun das Christ sein, das in Wahrheit Christus zugehören, — wenn er in Wahrheit ist, was er von sich sagt: so muß ja das Christ sein, das, menschlich gesprochen, Erhabenste für einen Menschen sein. Und daß nun das in Wahrheit ein Christ sein bedeuten soll, in der Welt, in Menschen Augen der Erniedrigte sein, daß es bedeuten soll, alles mögliche Böse zu leiden, allen Spott und Verhöhnung, zuletzt wie ein Verbrecher gestraft werden! Hier ist wieder die Möglichkeit des Aergernisses. O, und auch von diesem Aergerniß gilt es, es läßt sich vermeiden, wenn Du, entweder heuchlerisch oder in jämmerlichem menschlichen Mitleid mit Dir selbst und mit Andern nur so bis zu einem gewissen Grade willst Christ sein; so auf heidnisch ne quid nimis; denn so wirst Du geehrt und angesehen, Du entgehst der Möglichkeit des Aergernisses. Du richtest dann viel in der Welt aus, Du findest eine große Menge die auch so Christen bis zu einem gewissen Grade sein wollen. Willst Du das nicht, so mußt Du durch die Möglichkeit des Aergernisses; denn das in Wahrheit Christ sein ist zwar nicht Christus sein (o, Gotteslästerung!) aber es ist sein Nachfolger sein, doch nicht ein solcher angeschminkter Nachfolger, der von der Firma profitirt und Christus vor manchen manchen Jahrhunderten gelitten haben läßt; nein, sein Nachfolger sein heißt, daß Dein Leben so viel Aehnlichkeit mit seinem hat, wie das möglich ist, wie ein Menschenleben haben kann.

Das Christentum ist keine Lehre; alles Reden vom Aergerniß an der Lehre ist Mißverständniß, heißt den Stoß in

des Aergernisses Anstoß abschwächen, wie wenn man von einem Aergerniß redet, an der Lehre vom Gottmenschen, an der Lehre von der Versöhnung. Nein, Aergerniß ist entweder Aergerniß an Christus, oder an dem Christ sein.

Aber wie man denn in der Christenheit Alles verwirrt hat, so auch dieses, und damit hat man ganz richtig erreicht, daß die Christenheit ist Heidenschaft geworden. Da ist in der Christenheit ein ewiges Predigen davon, was nun dann nach Christi Tode geschah, wie er siegte und seine Lehre siegreich die ganze Welt eroberte, kurz man hört lauter Predigten, die passender könnten mit Hurrah enden, als mit Amen. Nein Christi Leben hier auf Erden das ist das Paradigma; in Aehnlichkeit damit soll ich und jeder Christ streben mein Leben zu bilden, und dies ist der wesentliche Gegenstand der Predigten, dazu sollen sie dienen, mich in Athem zu halten, wenn ich stumpf werde, und zu stärken, wenn man mutlos wird. So ist er ja das Paradigma in der Situation der Gleichzeitigkeit; in der war kein Geschwätz von dem, was hinterher dann geschah. Aber die Christenheit hat Christus abgeschafft, dagegen will sie — ihn beerben, von seinem großen Namen, den ungeheuren Folgen seines Lebens profitiren, ja es ist nicht weit davon, daß sie sich den als ihr eignes Verdienst zulegen will, und uns einbilden, daß die Christenheit Christus ist. Anstatt daß jede Generation von vorn mit Christus zu beginnen hat, und so sein Leben als Paradigma darstellen soll, hat die Christenheit sich die Freiheit genommen das ganze Verhältniß rein historisch auszulegen, damit zu beginnen, ihn todt sein zu lassen — und so wird triumphirt! Die Christenheit nimmt seit der Zeit Jahr für Jahr in Menge zu — was Wunder auch, da pflegen ja die Meisten mehr als gern

mit dabei sein zu wollen, wo es nicht mehr noch weniger gilt als zu triumphiren und in die Reichstage einzureiten. Und deßhalb ist das Christ sein in der Christenheit etwas von dem Christ sein in der Situation der Gleichzeitigkeit so Verschiedenes wie Heidentum und Christentum.

In der Situation der Gleichzeitigkeit, wo man jeden Augenblick sich darüber vergewissern konnte, wieweit nun der Jünger dem Meister glich: da war keine welthistorische Prellerei möglich, da war der Jünger nach dem Paradigma geformt, — nicht wie in der bestehenden Christenheit, wo man, (angenommen, was ja doch wol Wahrheit ist, daß Christus das Paradigma ist), wenn man die einzelnen Christen betrachtet, ebenso erstaunen muß bei dem Gedanken daran, daß sie nach dem Paradigma gebildet sind, ebenso erstaunen, als wenn einer behauptete, daß domus nach dem Paradigma mensa declinirt werde.

Wenn man darauf achtet, wie in der Christenheit gelebt wird, sollte man wirklich glauben, daß im Heidentum die Menschen gänzlich ohne irdische Leiden und Widerwärtigkeiten und was dazu gehört, gelebt haben müßten — in dem Grade ist man in der Christenheit von dem abgekommen, was specifisch christliches Leiden ist, das Leiden, welches Christus und das Christentum selbst in die Welt hineingebracht hat; in dem Grad gefiel und gefällt sich die Christenheit, die ganze Reihe irdischer Widerwärtigkeiten in die Kategorie der specifisch christlichen Leiden hinein zu predigen. Man hat das eigentlich christliche Leiden „um des Wortes willen, um der Gerechtigkeit willen usw.“ abgeschafft, und dagegen putzt man die gewöhnlichen menschlichen Leiden heraus, daß sie dafür gelten sollen, und bringt sie dazu — o Meisterstück der Verkehrung! —

daß sie nach dem Paradigma gehen. Bereits bei den geringeren religiösen Paradigmen ist es Schick und Brauch sie mißzuverstehen. Eines Mannes Weib stirbt. So predigt der Prediger von Abraham der Isaak opfert, und der Wittwer wird durch die Kunst Sr. Hochehrwürden portraitirt als eine Art Abraham, ein Pendant zu Abraham. Es ist natürlicherweise keine Spur von Sinn in der Rede, oder: die Darstellung des Predigers ist weder der Wittwer noch Abraham, aber dem Mann scheint das gut, er giebt mit Vergnügen 20 M., und die Gemeinde hat nichts dagegen, denn Jeder wartet darauf, daß die Tour an ihn kommt — sollte man nicht auch gern 20 M. geben, um auf so leichte Weise Abraham zu gleichen. Ein solcher Fall wie dieser: eines Mannes Weib stirbt, kann nicht nach dem Paradigma Abraham gehen. Der Mann hat ja doch wol nicht sein Weib geopfert, oder wie der Prediger unbedacht andeutet: „sein Weib umbringen wollen"; sie ist ja mit dem Tode abgegangen. Aber die Pointe bei Abraham, das Furchtbare, die unendlich gesteigerte Anstrengung seines Leidens ist die Verantwortlichkeit, daß er der Handelnde ist, der hingehen will und Isaak opfern*. — Und so nun auch im Verhältniß zum Paradigma Christus. Man hat es ganz in Vergessenheit gebracht, was denn unter dem eigentlichen christlichen Leiden zu verstehen ist und unter den abgeleiteten christlichen Paradigmen. Man hat es ganz in Vergessenheit gebracht, was unter dem eigentlich christlichen Leiden zu verstehen ist; man nimmt die allgemein menschlichen Leiden, und die — ja wie das zugeht, geht über meinen Verstand — bringt man dazu, daß sie nach den christlichen Pa-

* Ich erinnere an die ausführlichere Darlegung des „Paradigma Abraham" in: Zur Selbstprüfung, und: Aus und über S. K. A. B.

radigmen gehen. Falls man im Gegensatz zum reinen Christentum dieses das angewendete Christentum nennen wollte, so kann man in Wahrheit sagen, daß es sehr schlecht angewendet ist.

Das Entscheidende in dem christlichen Leiden ist die Freiwilligkeit und die Möglichkeit des Aergernisses für den Leidenden. Es wird von den Aposteln gelesen, daß sie Alles verließen um Christus nachzufolgen. Das war also freiwillig. Nun ist da in der Christenheit ein Mann, der ist so unglücklich Alles zu verlieren, was er hat und besitzt; er hat nicht das Mindeste aufgegeben, er hat Alles verloren. Da studirt denn der Prediger brav an einer Trostrede, aber ob das nun an dem vielen „Studiren" oder woran das sonst liegt, das läuft für Sr. Hochehrwürden wirr durcheinander, Alles verlieren und Alles aufgeben, wird dasselbe; er bringt es dazu, daß „Alles verlieren" nach dem Paradigma „Alles aufgeben" geht, obschon die Verschiedenheit unendlich ist. Wenn ich nämlich freiwillig Alles aufgebe, Gefahr und Beschwerden wähle, so ist es unmöglich der Anfechtung zu entgehen (welche wieder besonders die Kategorie des Christlichen ist, aber natürlich in der Christenheit abgeschafft), die kommt mit der Verantwortlichkeit (welche wieder dem Freiwilligen entspricht), wenn es heißt: ja warum willst Du Dich dem aussetzen und Solches beginnen, Du könntest das ja sein lassen. Dies ist specifisch christliches Leiden, das ist eine ganze Tonart tiefer, als die allgemein menschlichen. Wenn ich nämlich Alles verliere, so habe ich keine Verantwortlichkeit, und da ist Nichts dessen sich die Anfechtung bemächtigen könnte. Aber in der Christenheit hat man das Freiwillige ganz abgeschafft und so auch auf die Art die Möglichkeit des Aergernisses ab-

geschafft, insoweit nämlich das Freiwillige auch eine Form von der Möglichkeit des Aergernisses ist; man lebt gänzlich heidnisch, findet es in seiner Ordnung das Freiwillige witzig zu verspotten, als eine lächerliche Uebertreibung oder ein quid nimis. In die unvermeidlichen menschlichen Leiden muß man nun einmal sich finden, gleich wie im Heidentum, aber so predigt man sie empor, christliche Leiden zu sein, predigt sie zusammen mit Christus und den Aposteln. Ich verpflichte mich das Experiment zu machen, heidnische Schriften zu nehmen, worin ich wesentlich Nichts verändern werde sondern bloß an einzelnen Stellen Christi Namen anbringen will; so will ich die Leute glauben machen, daß es eine Predigt oder ein Vortrag von einem Prediger sei, eine Predigt, vielleicht auch eine Predigt auf Aufforderung Vieler herausgegeben, also vieler Christen, denn wir sind ja alle Christen, der Prediger mit.

Was Wunder da, daß man bei dem Christ sein gar nichts von der Möglichkeit des Aergernisses merkt. Aber in der Situation der Gleichzeitigkeit mit Christus, das heißt damals und immer wo es Wahrheit ist mit dem Christ sein, da war das Christ sein mit der Möglichkeit des Aergernisses verbunden, der Christ mußte in Bezug auf sein eigen Leben die Möglichkeit des Aergernisses entdecken, und die Frage war, ob er nun sich ärgern oder gläubig dabei bleiben wollte, Christ zu sein. In dem allgemein menschlichen Leiden ist kein Selbstwiderspruch, darin ist kein Selbstwiderspruch, daß mein Weib stirbt, sie ist ja sterblich; es ist kein Selbstwiderspruch darin, daß ich mein Eigentum verliere, es ist ja verlierbar usw. Erst wo des Leidens Selbstwiderspruch kommt, da kommt auch die Möglichkeit des Aergernisses, welches, wie

gesagt, untrennbar von dem Christ sein ist, wie auch Christus selbst das voraussetzt.

Daß dies so ist, daß es eigentlich der Selbstwiderspruch ist, der die Möglichkeit des Aergernisses constituirt, sieht man auch an der entscheidenden Stelle über Aergerniß im Allgemeinen: Matth. 18, 8. 9. Die Möglichkeit des Aergernisses liegt in dem Selbstwiderspruch, daß das Mittel unendlich schlimmer als die Krankheit scheint. „Aber wenn Deine Hand oder Fuß Dich ärgert, so haue sie ab und wirf sie von Dir. Es ist Dir besser, daß Du lahm oder ein Krüppel zum Leben eingehest, als daß Du zwei Hände und zwei Füße habest und in das ewige Feuer geworfen werdest. Und wenn Dein Auge Dich ärgert, so reiß es aus und wirf es von Dir; es ist Dir besser, daß Du einäugig zum Leben eingehest, als daß Du zwei Augen habest und in der Hölle Feuer geworfen werdest." Christus redet vom Aergerniß, aber sieh, christlich verstanden, kommt eigentlich die Möglichkeit des Aergernisses (die Möglichkeit des eigentlichen Aergernisses, welches auf das Christ werden sich bezieht) erst weiterhin auf einer andern Stelle: bei dem Mittel, welches Christus anbefiehlt um sich vor dem Aergerniß zu retten. Der natürliche Mensch hat auch Etwas, was er Aergerniß nennt, Etwas, was er Liebe nennt usw.; aber gleich wie das, was der natürliche Mensch Liebe nennt christlich Selbstliebe ist, so ist das, was der natürliche Mensch Aergerniß nennt, eine bloß vorläufige Bestimmung, und erst indem das Christentum das Mittel nennt, entsteht die Möglichkeit des Aergernisses. Denn im Verhalten zu diesem Mittel liegt ja die Entscheidung: Christ werden oder sich ärgern. Der natürliche Mensch befleißigt sich einer gewissen bürgerlichen Rechtschaffenheit und indem

er da so strebt, ist da Etwas das ihn ärgert, sein Auge oder seine Hand. Unbedingt ist es nicht seine Absicht dem Aergerniß nachzugeben, er wollte doch wol seine bürgerliche Rechtschaffenheit retten, wenn das auf eine gelinde Art sich tun ließe und das Opfer, das gefordert wird, doch nur bis zu einem gewissen Grade ist. Aber nun kommt das Christentum und sagt: willst Du dem Aergerniß entgehen, so haue die Hand ab, reiß das Auge aus — laß Dich verschneiden um des Himmelreichs willen (Matth. 19, 12). Dies ist es eigentlich, was dem natürlichen Menschen zum Aergerniß ist. Ein solches Mittel ist ja Wahnsinn, das ist ja unendlich schlimmer als die Krankheit — und warum sollte ich das tun? Darauf antwortet das Christentum: um dem Aergerniß zu entgehen, oder es sagt dasselbe auf eine andere Weise: um zum Leben einzugehen.

Das will sagen: das Christentum legt den unendlichen Nachdruck auf das Eingehen ins Leben, auf die ewige Seligkeit, als das absolute Gut, und deßhalb wieder unendlichen Nachdruck auf das Entgehen dem Aergerniß. Das, was deßhalb eigentlich zum Aergerniß ist, das ist die unendliche Leidenschaft, mit welcher die ewige Seligkeit aufgefaßt wird, welche der unendlichen Furcht vor dem Aergerniß entspricht. Dies ist grade dem natürlichen Menschen zum Aergerniß; eine solche Vorstellung hat der natürliche Mensch nicht, und will der natürliche Mensch nicht von der ewigen Seligkeit haben, und deßhalb auch nicht von der Gefahr des Aergernisses.

In der bestehenden Christenheit ist natürlich diese wie alle andre Möglichkeit des Aergernisses im Grunde abgeschafft — in der bestehenden Christenheit wird man auf die anmutigste Weise von der Welt Christ ohne das allermindeste

von der Möglichkeit des Aergernisses zu merken. Der natürliche Mensch hat in der bestehenden Christenheit seine Sache vorwärts gebracht. Da ist kein unendlicher Gegensatz mehr zwischen dem Christlichen und dem Weltlichen. Das Christliche verhält sich höchstens wie eine Steigerung, wie eine besondere Art Bildung zum Weltlichen, aber ganz einfach, es ist eine ganz regelmäßige Comparation, deren Positiv „die bürgerliche Rechtschaffenheit" ist. Solche gewaltsame Maßregeln, wie sie das Christentum anpreist um dem Aergerniß zu entgehen, braucht man in der bestehenden Christenheit nicht. Man geht vom Weltlichen aus, beobachtet die bürgerliche Rechtschaffenheit (gut — besser — am besten) richtet sich so behaglich wie möglich in Allem ein, was man von Gütern der Weltlichkeit zusammenscharren kann — das Christliche wird mit hineingerührt, als ein Zusatz, eine Ingredienz, die bisweilen fast dazu dient, den Genuß zu raffiniren. Es giebt da keinen unendlichen Gegensatz zwischen dem Christlichen und dem Weltlichen, die Gefahr des Aergernisses hat da nicht so schreckliches zu bedeuten — etwa eben so viel wie die Seligkeit. Die Trennung des Christlichen vom Weltlichen ist dann gar einfach, es ist eine Bewegung auf der Stelle, das ist, eine fingirte Bewegung.

Was Wunder da, daß man nichts merkt von der Möglichkeit des Aergernisses an dem Christ sein und bleiben; und was Wunder da, daß die bestehende Christenheit wie lauter Sinnlosigkeit ist. Denn daß ein Mann voll und fest, daher in Furcht und Beben darüber vergewissert, daß nur im Glauben an Christus Seligkeit ist ohne diesen ewiges Verderben, und daß das Aergerniß die Gefahr ist, — daß ihm kann in den Sinn kommen Alles zu wagen, darin ist doch Sinn.

Aber in der bestehenden Christenheit leben wir Alle so hin, in einer schlaffen und nichts weniger als leidenschaftlichen Vergewisserung darüber daß wir wol allesammt selig werden. Woher sollte da für den natürlichen Menschen die Möglichkeit des Aergernisses kommen in Hinsicht auf das Christ werden — denn der ernste Christ müßte wol in einem andern Verstande das Ganze mit der bestehenden Christenheit im hohen Grade ärgerlich finden. Aber wenn die Möglichkeit des Aergernisses grade darin liegt, daß die ewige Seligkeit so hoch im Preise veranschlagt wird: so ist ja die Möglichkeit des Aergernisses weggenommen, wenn man in der Hinsicht nichts weiter zu tun hat, als in der Christenheit geboren zu sein. Sobald deßhalb Einer in der bestehenden Christenheit die unendliche Leidenschaft bei der Bekümmerung für eine ewige Seligkeit ausdrücken wollte, das ist, ausdrücken wollte, daß er Christ ist, so würde die bestehende Christenheit in gewissem Verstande die Augen aufbekommen, die Möglichkeit des Aergernisses entdecken, wie dieses sich zeigte und zeigt in der Situation der Gleichzeitigkeit mit Christus. Denn da wird es Ernst und deßhalb wird der natürliche Mensch aufmerksam auf den Selbstwiderspruch, daß man um einer Gefahr zu entgehen, von welcher er sagen müßte: na das Unglück wäre da nicht so erschrecklich, wenn man auch einmal geärgert würde — ein so furchtbares Mittel brauchen sollte wie Hand abhauen, das Auge ausreißen, sich selbst verschneiden.

Aber nun zu den beiden Stellen, wo die Möglichkeit des Aergernisses erwähnt wird, welches an dem Christ sein und bleiben genommen wird, in Richtung auf die Niedrigkeit, also die Möglichkeit des Aergernisses, welche in abge-

leiteter Weise der Möglichkeit des Aergernisses in Richtung auf des Gottmenschen Geringheit und Niedrigkeit entspricht.

1) Matth. 13, 21. Mc. 4, 17. Das ist die Parabel von den Getreidearten. Da heißt es: „Aber das, welches auf steinigen Boden gesät war, sind die, welche das Wort hören und sogleich es aufnehmen mit Freude .... Aber wenn Drangsal oder Verfolgung kommt, um des Wortes willen, ärgern sie sich bald.

Der Nachdruck liegt auf „um des Wortes willen.“ Im Predigtvortrag, der zum Ersatz zuweilen stark auf das Geldverdienen um des Wortes willen drückt, liegt natürlich der Nachdruck nicht hier. Man predigt christlich davon, daß ein Mensch durch manche Trübsale in das Himmelreich eingehen muß, daß Drangsal dazu gehört. Vortrefflich, das ist ganz richtiges Christentum! Aber wenn man dann näher hinhört, entdeckt man mit Verwunderung, daß diese manchen Drangsale solcher Art sind wie Krankheit, Geldverlegenheit, Sorge fürs nächste Jahr, was man essen soll, oder Sorge um das „was man gestern gegessen, aber noch nicht bezahlt hat,“ oder daß man nicht wird, was man gewünscht hatte in der Welt zu werden, oder andere Fatalitäten. Davon predigt man christlich, man weint menschlich, und unsinnig bringt man es in Verbindung mit Gethsemane. Wenn man durch diese manchen Drangsale in das Himmelreich einginge, so müßten ja die Heiden auch in das Himmelreich eingehn, denn sie gingen durch dieselben Drangsale. Nein diese Predigtweise ist auf eine höchst gefährliche Weise Abschaffung des Christentums, zum Teil sogar blasphemisch.

Es gehört eine kleine nähere Bestimmung zu diesen Drangsalen und Widerwärtigen. Diese ist enthalten in Chri-

sti Wort: um des Wortes willen. Christus redet nicht von den weichlichen Menschen, die unbedingt nicht halb so tüchtig leben wie die Heiden, diese weichlichen Menschen, die Christen sein wollen, und dann, wenn bloß ein allgemein menschliches Leiden ihnen zustößt, nicht länger Christen sein wollen. Nein, von diesen redet er nicht, das will sagen, wenn die Rede ist vom sich ärgern. Denn sonst sagt er ja in derselben Parabel, daß Geiz, Nahrungssorge u. dergl. die gute Sat ersticken. Aber „Aergerniß" ist ein ganz bestimmter Gedanke, so daß man ganz genau wissen kann, ob die Möglichkeit des Aergernisses vorhanden ist, oder nicht. Und davon redet Christus; er redet von denen, welche sich ärgern, wenn Drangsal und Verfolgung um des Wortes willen kommt. Denn, lehrt er, dies, daß Drangsal und Verfolgung um des Wortes willen kommen, das ist der Widerspruch, worin die Möglichkeit des Aergernisses liegt.

Das Christentum verkündet sich ja als Trost und Heilmittel und Genesung — nun ja, so wendet man sich also zu ihm, wie man sich zu dem hinwendet, bei welchem man Zuflucht sucht, dankt ihm, wie man einem Helfer dankt; denn mit seiner Hilfe meint man das Leiden tragen zu können, unter welchem man seufzt. Und dann, dann geschieht grade das Entgegengesetzte. Man flieht zum Wort um Hilfe zu suchen — und dann kommt man dazu um des Wortes willen zu leiden. Und es ist nicht bei diesem Leiden, wie wenn man ein Heilmittel nimmt oder sich einer Kur unterwirft, daß die Heilung mit einigem Schmerze verbunden sein kann, welchem man sich unterwirft und worin kein Selbstwiderspruch ist. Nein die Drangsal und die Verfolgung kommen über Einen, *weil* man sich ans Christentum um Hilfe gewendet hat.

Sieh, wenn sich das so zusammenzieht, so wird der menschliche Verstand umdunkelt, daß er weder aus noch ein weiß, noch was das heißen soll. Was ist denn das Christentum, was soll es dann; man sucht Hilfe bei ihm, man ist willig dazu, unbeschreiblich ihm zu danken, und da geschieht das Entgegengesetzte, man bekommt zu leiden um seinetwillen — so scheint es wirklich nicht Etwas zu sein, wofür man dankt. Nun steht der Verstand vor der Möglichkeit des Aergernisses. Die Hilfe sieht aus wie eine Plage, die Linderung wie eine Bürde Jeder, der außerhalb steht, muß sagen, er ist verrückt, daß er sich all diesem aussetzen will — und der Leidende glaubte, daß ihm sollte geholfen werden. Laß mich noch eimal das deutlich machen, dieses „um des Wortes willen". Wenn ich als Kranker mich zum Arzt wende, so kann er es vielleicht nötig finden, eine sehr schmerzliche Kur vorzuschreiben, — darin ist kein Selbstwiderspruch, daß ich mich ihr unterwerfe. Nein, aber dagegen, wenn ich mich plötzlich in Drangsal sehe, als Gegenstand der Verfolgung, weil, weil ich mich an den Arzt gewendet habe; ja, dann ist es ein Selbstwiderspruch. Der Arzt hat vielleicht bekannt gemacht, daß er mich von der Krankheit heilen kann, an der ich leide, möglich, daß er es auch kann — doch da ist ein „aber", woran ich gar nicht gedacht hatte. Daß ich mich mit dem Arzt einlasse, mich ihm anschließe, das ist es, was mich zu einem Gegenstand für Verfolgung macht; hier ist die Möglichkeit des Aergernisses.

Und so beim Christentum. Nun gilt es, willst Du Dich ärgern, oder willst Du glauben. Willst Du glauben, so dringe durch die Möglichkeit des Aergernisses, nimm das Christentum auf jede Bedingung an. So geht es; da kümmert man sich nicht um den Verstand; da sagst Du: ob das nun Hilfe oder

Plage ist, ich will nur Eins, ich will Christus angehören, ich will Christ sein.

Die Möglichkeit des Aergernisses ist übrigens, wie leicht zu sehen, in Richtung auf die Niedrigkeit, daß dieses unendlich Erhöhte, Christ zu sein, das Verachtete, Verspottete, Bespeite und ein Verbrechen sein soll. Aber ist das Verhalten nur richtig, ist der so Mißhandelte in Wahrheit ein Christ, so gleicht er auch dem Vorbilde so sehr, wie es einem Menschen möglich ist ihm zu gleichen. Doch der Widerspruch, welcher die Möglichkeit des Aergernisses ist, ist der, daß man gestraft wird, weil man das Gute tut.

2) Joh. 16, 1. und zur Erklärung Matth. 16, 23. — Christus hat von dem geredet, was der Apostel wartete, wenn sie in der Welt von ihm zeugen würden. „Dieses habe ich zu Euch gesagt, daß Ihr Euch nicht ärgert. Sie werden Euch aus den Synagogen ausschließen; ja die Zeit wird kommen, daß Jeder, der Euch tödtet, wird meinen, er erweise Gott einen Dienst damit."

Die Möglichkeit des Aergernisses ist, wie leicht zu sehen, in Richtung auf die Niedrigkeit. Ebenso wie zum Aergerniß ist, daß der Gottmensch die Strafe eines Verbrechers leiden soll, ebenso ist zum Aergerniß daß ein Gesandter des Eingebornen vom Vater verfolgt, aus der Gemeinschaft ausgestoßen, zuletzt getödtet werden soll — und zwar so, daß Jeder, der das tut, meinen wird, er erweise Gott damit einen Dienst.

Der Widerspruch, in welchem die Möglichkeit des Aergernisses liegt, ist leicht zu sehen: daß das Mißhandeln des Gesandten Gottes nicht ein Unrecht genannt wird, sondern für eine Gottesverehrung angesehen wird, daß das Verhältniß sich gänzlich umkehrt: Die Apostel werden mißhandelt, und die,

welche das tun, werden hoch geehrt und angesehen und grade als gottesfürchtige und fromme Männer. Dieses Verhältniß kann kein menschlicher Verstand aushalten, er steht an der Möglichkeit des Aergernisses, und da gilt nun: entweder glauben oder sich ärgern. So im Verhältniß der Apostel oder der ersten Christen. Man sollte übrigens meinen, daß das so wahnwitzig wie möglich wäre, aber es ist ganz gewiß, daß in der Christenheit das Verhältniß doch noch wahnwitziger geworden ist, da beide Parteien Christen sind. Daß die Heiden meinten, Gott einen Dienst damit zu tun, daß sie einen Apostel todtschlugen ist nicht wahnsinnig, dagegen daß der „wahre Christ" in der „Christenheit" verfolgt wird — und daß dann „die Christen" meinen, Gott und „Christus" damit zu verehren!

Also Christus sagt ihnen das voraus, daß sie sich nicht ärgern sollen, daß sie vielmehr im Glauben bewahrt würden, denn im Glauben sind sie aus aller Möglichkeit des Aergernisses heraus gerettet. Wenn ein Mensch so lebt, daß er keinen höheren Maßstab für das Leben kennt, als den des Verstandes, so ist sein ganzes Leben Relativität, nur für relative Zwecke arbeitend; er nimmt sich Nichts vor, ohne daß der Verstand mit Hilfe der Wahrscheinlichkeit ihm einigermaßen Vorteil und Nachteil deutlich machen kann, antworten kann auf die Frage: warum und wozu. Anders bei dem Absoluten. Beim ersten Blick vergewissert sich der Verstand darum, daß es Wahnsinn ist. Daß ein ganzes Leben sich als Aufopferung ausweist, ist Wahnsinn für den Verstand. Soll ich mich einem Leiden unterwerfen, soll ich Etwas opfern, oder soll ich auf irgend eine Weise mich selbst aufopfern, sagt der Verstand, so muß ich auch wissen können, welchen Gewinn und Vorteil ich davon haben kann, sonst bin ich ja verrückt, wenn

ich es tue. Aber zu einem Menschen zu sagen: geh nun aus in die Welt, da wird es Dir so gehen, Du wirst Jahr um Jahr verfolgt werden, und es wird damit enden, daß Du zuletzt auf eine schreckliche Weise ums Leben kommst — so sagt der Verstand: wozu soll das! Ja das soll zu Nichts, das ist der Ausdruck dafür, daß etwas Absolutes da ist. Aber dies ist grade dem Verstande zum Aergerniß.

Und hier sieht man nun auch, wie das mit einer Einwendung gegen das Christentum zusammenhängt, welche oft gehört ist, und welche in einem gewissen Verstande ganz richtig ist, in jedem Fall mehr Sinn in sich hat, als die platte Verteidigung des Christentums, die man in dieser Hinsicht allgemein führt. Die Einwendung ist, daß das Christentum menschenfeindlich ist, wie ja die Christen in der ersten Zeit des Christentums odium totius generis humani genannt wurden. Das hängt hierbei so zusammen. Im Vergleich mit dem, was der natürliche Mensch, der selbstisch oder weibisch sich selbst liebt, für Liebe, Freundschaft u. dergl. ansieht, ist das Christentum wie ein Haß gegen das Mensch sein, ein Fluch und die größte Plage für das Mensch sein. Ja selbst der tiefere Mensch kann manche schwächere Augenblicke haben, wo es ihm ist, als wäre das Christentum Menschenfeindschaft; denn in den schwächeren Augenblicken will er sich hätscheln, jammern, es gut in der Welt haben, in stillerem Genuß hinleben. Das ist das Weibische im Menschen; und deßhalb ist es auch ganz gewiß und wahr, daß das Christentum einen Argwohn gegen den Ehestand hat und wünscht, außer den vielen verheirateten Dienern, die es hat, doch auch noch eine unverheiratete Person, einen ledigen Menschen zu haben, weil es sehr gut weiß, daß mit Weib und Liebe usw. all dieses Schwächere und Zärt-

liche in einem Menschen aufkommt, und daß insoweit der Mann nicht selbst darauf verfällt, die Hausfrau regelmäßig das mit einer Ungenirtheit repräsentirt, welche äußerst gefährlich für den Mann ist, besonders für den, der im strengeren Verstande dem Christentum dienen soll. Es heißt dann: „was willst Du Dich all den Unbehaglichkeiten und Anstrengungen aussetzen, und all der Undankbarkeit und dem Widerstand. Nein laß uns in Gemütlichkeit und Behaglichkeit das Leben genießen. Der Ehestand ist ja, wie der Prediger sagt, ein Gott wohlgefälliger Stand, ja der einzige Stand, von welchem das ausdrücklich gesagt wird, das wird nicht einmal vom geistlichen Stande gesagt. Man soll sich verheiraten, mehr oder anderes fordert Gott nicht von einem Menschen, das ist im Gegenteil das Höchste; und Du hast genug getan, Du hast Gottes Wohlgefallen, Du hast Dich verheiratet — auch zum zweiten Mal. Gieb daher jene Gedanken auf, die sind doch nichts Andres als Eitelkeit und Torheit; die Lehre die so den Menschen in die Welt hinaus reißen will, die ist menschenfeindlich und am allerwenigsten Christentum, diese, wie der Prediger des Sonntags sagte, diese milde Lehre, die so freundlich allem Druck abhilft. Wie kannst Du einen Augenblick darauf kommen, daß das sollte Christentum sein, das, worauf einige mürrische, vertrocknete und menschenfeindliche Einsiedler, die keinen Sinn für das Weibliche haben, verfallen sind.“

Das gilt bereits bei den geringern und unbedeutenden Aufopferungen. Und wenn es sich nun darum handelt, ein ganzes Leben zum Opfer einzuweihen, ohne irgend welche Aussicht auf Linderung einer solchen Zukunft entgegenzugehen, freiwillig auf sich zu nehmen, aus äußerster Anstrengung zu arbeiten, — um zu erlangen, das heißt, gewiß dabei zu erlangen,

Jahr um Jahr ausgelacht, verfolgt, und zuletzt todtgeschlagen zu werden: o selbst in dem stärksten Menschen sind doch Augenblicke, wo es ihm menschenfeindlich scheinen muß, so etwas von einem Menschen zu fordern!

So ging es selbst Petrus im Verhältniß zu Christus. Matth. 16, 21. uf. „Da Christus begann seinen Jüngern zu erkennen zu geben, daß er nach Jerusalem gehen mußte und viel leiden von den Aeltesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und getödtet werden, da nahm ihn Petrus beiseite, begann ihn zu strafen und sagte: „Herr, schone Dich selbst, dies geschehe Dir niemals.“ Man sieht daraus, welche außerordentliche Sicherheit ein Mensch haben müßte, um sich der Gefahr aussetzen zu dürfen, einen Freund zu haben. Denn ein Freund hilft einem gewiß nicht zum wagen und opfern, aber wol zum feilschen und abhandeln — und daraus läßt es sich erklären, daß so viel zu der Freundschaft Ehre und Preis geredet wird. Falls deßhalb ein Mensch, der nach einem besseren Maßstab das Gute will, sich nicht eine beinahe übermenschliche Ueberlegenheit zutrauen darf, so laß ihn, in Furcht und Beben sich an Gott haltend, da vor Allem die Vorsicht brauchen, keinen Freund zu haben. Denn wäre Christus nicht Christus gewesen, so hätte Petrus vermutlich gesiegt.

Also Petrus begann ihn zu strafen; weil nämlich Petrus Christus liebte, weil er sich ihm ganz hingegeben hatte, deßhalb will er nun freundschaftlich, daß sie Zwei es gut miteinander haben sollen. Er straft ihn; denn der wahre Freund sagt aufrichtig seine Meinung, ist nicht bange streng und strafend zu reden, wenn der Freund auf törichtem Wege ist, das heißt besonders wenn er Etwas wagen, sich für eine Sache opfern will — daher läßt es sich erklären, daß so viel

zu der Freundschaft Ehre und Preis geredet wird; denn wenn man vielleicht selbst schon schwach genug ist und am liebsten sich frei halten will, so ist ja die Freundschaft eine herrliche Erfindung, und es ist unschätzbar, daß es Pflicht ist, einen Freund zu haben. Er sagt: „schone Dich," denn Petrus ist mitleidig und ein wahrer Freund — und deßhalb auch nicht so ganz ohne Selbstliebe, denn das war doch wol auch um seiner selbst willen, daß Petrus so hart angriff. Er sagt: das geschehe Dir niemals; denn daß Christus sich dem freiwillig aussetzen sollte, das fiel auch Petrus nicht ein, und wenn ja, so hätte er sich wol erlaubt, noch stärker zu sprechen.

Aber Christus antwortet: weich von mir, Satan! Du bist mir ein Aergerniß, denn Du begreifst nicht was Gottes ist, sondern was des Menschen ist. Hier sieht man auf eine ganz besondere Weise, wo das Aergerniß liegt, zugleich wie die Christenheit, die bloß begreift, was der Menschen ist, indem sie das Christentum in Gleichheit hiermit umgebildet hat, die Möglichkeit des Aergernisses abgeschafft hat. Das weshalb Petrus für Christus zum Aergerniß ist, ist grade das entgegengesetzte von dem, weßhalb Christus für Petrus zum Aergerniß ist. Petrus ist die liebenswürdigste Ausgabe von menschlicher Mitleidigkeit und deßhalb für Christus zum Aergerniß. Christus ist das Göttliche, das Absolute, daher für Petrus zum Aergerniß.

Das Relative ist nämlich, innerhalb der Zeitlichkeit eine Zeit zum Lohn für die Arbeit anzuweisen, daß Absolute ist, allein die Ewigkeit zu wählen. Aber dies mit der Ewigkeit steht nicht fest für den sinnlichen, den natürlichen Menschen, selbst den tüchtigsten; deßhalb ist das Absolute ihm zum Aergerniß. Der Gläubige betrachtet das ganze Leben, wie der

natürliche Mensch gewisse Jahre des Lebens betrachtet. Der natürliche Mensch findet sich darein, gewisse Jahre zu leiden, — um dann den Lohn zu ernten. Der Gläubige disponirt über das ganze Leben in der Zeit.

Aber bei dem Absoluten steht der Verstand stille. Der Widerspruch ist, von einem Menschen zu verlangen, daß er die größtmögliche Aufopferung tun soll, sein ganzes Leben zum Opfer weihen — und wofür? Ja da ist kein Wofür; und so ist es ja Thorheit, sagt der Verstand. Da ist kein Wofür, weil es ein unendliches Wofür ist. Aber überall wo der Verstand so still steht, da ist die Möglichkeit der Aergernisses. Soll da siegreich hindurch gedrungen werden, so gehört Glauben dazu. Denn der Glaube ist ein neues Leben. Ohne Glauben bleibt man im Aergerniß — und so wird man vielleicht etwas sehr Großes in der Welt, macht außerordentliches Glück, wird von den Gleichzeitigen als der größte Mann der Zeit geehrt und gepriesen usw. — das ist nicht unmöglich. Denn laß uns daran gedenken, daß die Dialektik des Aergernisses wiederkommt. Falls es so wäre, daß Aergernißnehmen bedeutete, daß es einem übel in der Welt gehen müßte, so wäre da Nichts, sich darüber zu ärgern; die Möglichkeit des Aergernisses liegt ja grade darin, daß vielmehr die Welt in dem Gläubigen einen Verbrecher sieht.

Die Möglichkeit des Aergernisses ist übrigens, wie man leicht sieht, in Richtung auf die Niedrigkeit: daß das unendlich Erhöhte, nämlich für das Absolute zu leben, so dargestellt wird, daß es ein Auswurf in der Welt, ein verachteter, verspotteter Gegenstand wird, welchen die Mitleidigkeit bedauert, während sie es doch auch für eine Art gerechter Strafe ansieht, daß ein Solcher wie ein Verbrecher hingerichtet wird.

Schluß zu B und C.

Die Darstellung hat nun die beiden Formen des wesentlichen Aergernisses nachgewiesen, sie hat die Stellen aufgeführt, in denen Christus selbst ausdrücklich davor warnt; sie hat zugleich in der Beilage auf die vielen andern Stellen hingewiesen, wo die Möglichkeit des Aergernisses an dem Gott-Menschen in der heiligen Schrift angedeutet wird. Es war nicht ihre Absicht, alle durchzugehen, noch weniger den Schein zu erwecken, als zeigte sich nur in diesen Fällen die Möglichkeit des Aergernisses. Nein, die Möglichkeit des Aergernisses begleitet den Gott-Menschen in jedem Augenblick entweder in der einen oder in der andern Form. Der Schatten folgt dem Menschen nicht so untrennbar, wie die Möglichkeit des Aergernisses dem Gott-Menschen, denn der Gott-Mensch ist Gegenstand des Glaubens. Der Gott-Mensch (und darunter versteht das Christentum, wie gesagt, nicht die phantastische Speculation einer Einheit von Gott und Menschheit sondern einen einzelnen Menschen, der Gott ist) ist nur da für den Glauben; aber die Möglichkeit des Aergernisses ist grade der Anstoß, wodurch der Glaube entstehen kann — wenn man n i c h t wählt sich zu ärgern.

Denkbestimmungen des Aergernisses, das heißt des wesentlichen Aergernisses.*

In den ersten Zeiten der Christenheit, wo selbst die Irrtümer ein unverkennbares Gepräge davon trugen, daß man doch wußte, wovon die Rede war, war der Irrtum im Verhältniß zum Gottmenschen entweder der, daß man auf die eine oder andere Weise die Bestimmung „Gott" wegnahm (Ebionitismus usw.), oder der, daß man die Bestimmung „Mensch" wegnahm (Gnosticismus). In dem ganzen Modernen, das so unverkennbar das Gepräge davon trägt, daß man eben nicht weiß, wovon die Rede ist, ist die Verwirrung eine andere und weit gefährlichere. Man hat den Gottmenschen docirend zu jener speculativen Einheit von Gott und Mensch sub specie aeterni gemacht, oder in das nirgendsseiende Medium des reinen Seins versetzt, während der Gottmensch die Einheit von dem Gott sein und einem einzelnen Menschen in historisch wirklicher Situation ist. Oder man hat Christus rein abgeschafft, ihn weggeworfen und seine Lehre hingenommen, zuletzt ihn nahezu betrachtet, wie man einen Anonymus betrachtet: die Lehre ist die Hauptsache, ist Alles. Daher kommt es, daß man sich einbildet, das Christentum sei lauter directe Mitteilung, in seiner Einfältigkeit noch einfacher als des Professors tiefsinnige Dictate. Sinnloser Weise ist es vergessen,

* Die nächsten Paragraphen können Manchem, der bisher dem Buche gefolgt ist, zu schwierig sein; dann bedarf er ihrer auch nicht und kann gleich zu § 4 übergehen der ihm die Hauptsache und auch verständlich sein wird. A. B.

daß der Lehrer wichtiger ist als die Lehre. Ueberall wo dies der Fall ist, daß der Lehrer wesentlich dazu gehört, ist Reduplication da; die Reduplication liegt grade darin, daß der Lehrer dabei ist; aber überall wo eine Reduplication ist, ist die Mitteilung auch nicht ganz einfach Paragraphen- oder Professoren-Mitteilung; sondern redupplicirt in dem Lehrer dadurch, daß er existirt in dem, was er lehrt, und das ist eine andere in bedeutender Weise sich unterscheidende Kunst. Und wenn nun der Lehrer, welcher untrennbar ist von und wesentlicher ist als die Lehre, ein Paradox ist, so ist alle directe Mitteilung unmöglich. Aber in unsrer Zeit macht man Alles abstract und schafft alles Persönliche ab: Man nimmt Christi Lehre — und schafft Christus ab. Das heißt das Christentum abschaffen; denn Christus ist eine Person und ist der Lehrer, welcher wichtiger als die Lehre ist. Wie ich in dem ersten Teil zu zeigen gesucht habe, daß Christi Leben, daß er gelebt hat, unendlich wichtiger ist als alle Folgen seines Lebens: so ist auch Christus unendlich wichtiger als seine Lehre. Das ist nur ein Mensch, von dem es gilt, daß seine Lehre wichtiger ist, als er selbst; das auf Christus anzuwenden ist eine Blasphemie, da das heißt, ihn zu einem bloßen Menschen machen.

§. 1.
Der Gottmensch ist ein „Zeichen".

Was versteht man unter einem „Zeichen"? Ein Zeichen ist die negirte Unmittelbarkeit, oder das andere Sein verschieden von dem ersten Sein. Damit ist nicht gesagt, daß das Zeichen nicht unmittelbar Etwas ist. Ein Seezeichen ist ein Zeichen. Unmittelbar ist es nun freilich Etwas, eine Stange, eine Leuchte u. d., aber Zeichen ist es nicht unmittelbar; daß

es ein Zeichen ist, ist etwas Anderes als sein unmittelbares Dasein. — Dies liegt zu Grunde für alle Mystification durch Zeichen; denn das Zeichen ist nur für den, der weiß, daß es ein Zeichen ist, und im strengsten Verstand nur für den, der weiß, was es bedeutet; für jeden Andern ist das Zeichen nur das, was es unmittelbar ist. — Selbst wenn es nicht so ist, daß Jemand da ist, der dies oder jenes zu einem Zeichen gemacht hat, und keine Verabredung mit Jemand, daß es ein Zeichen sein soll — wenn ich etwas Auffallendes sehe und es ein Zeichen nenne, ist die Reflexionsbestimmung da. Das Auffallende ist das Unmittelbare, aber daß ich es für ein Zeichen ansehe (welches eine Reflexion ist, etwas, was ich in gewissem Sinn dazu tue), ist ja der Ausdruck dafür, daß ich meine, es soll etwas bedeuten; aber dies, daß es etwas bedeuten soll, heißt ja, daß es etwas Anderes ist, als was es unmittelbar ist. Ich leugne also seine Unmittelbarkeit nicht, indem ich es als Zeichen betrachte obschon ich weder mit Bestimmtheit weiß, daß es ein Zeichen ist, noch was es bedeuten soll.

Ein „Zeichen des Widerspruchs" ist ein Zeichen, das in sich einen Widerspruch enthält. Darin ist kein Widerspruch, daß es unmittelbar dies oder das ist und zugleich ein Zeichen; denn es gehört ja ein unmittelbares Sein dazu, um Zeichen sein zu können, buchstäblich Nichts ist auch nicht ein Zeichen. Ein Zeichen des Widerspruchs ist dagegen ein Zeichen, das in seiner Zusammensetzung einen Widerspruch enthält. Um ein „Zeichen" zu sein muß es etwas haben, womit es die Aufmerksamkeit auf sich oder auf den Widerspruch zieht. Aber der Widerspruch darf sich gegenseitig nicht so aufheben, daß Nichts übrig bleibt, auch nicht so, daß der Gegensatz eines Zeichens übrig bleibt, eine unbedingte Verborgenheit. Eine Mitteilung

die Verbindung von Scherz und Ernst ist, ist so ein Zeichen des Widerspruchs. Es ist keine directe Mitteilung, es ist unmöglich für den Empfänger direct zu sagen, was es ist, grade weil die Mitteilung nicht direct sei es Scherz oder Ernst mitteilt. Der Ernst im Verhältniß zu dieser Mitteilung liegt daher an anderer Stelle, er liegt darin, daß der Empfänger selbstwirksam gemacht wird — was rein dialectisch verstanden der höchste Ernst bei einer Mitteilung ist. Aber eine solche Mitteilung muß sich doch Etwas sichern, womit sie die Aufmerksamkeit auf sich zieht, womit sie veranlaßt und einladet auf die Mitteilung zu achten; und auf der andern Seite, die Verbindung von Scherz und Ernst darf auch nicht Torheit sein, denn dann ist es keine Mitteilung, während es, wenn der Scherz oder der Ernst absolut überwiegt, directe Mitteilung ist.

Ein Zeichen ist nicht was es unmittelbar ist, denn kein Zeichen ist unmittelbar, da „Zeichen" eine Reflexions-Bestimmung ist. Ein Zeichen des Widerspruchs ist, was die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und nun, wenn die Aufmerksamkeit darauf sich richtet, sich als mit Widerspruch behaftet erweist.

Und in der Schrift wird der Gottmensch ein Zeichen des Widerspruchs genannt — aber welcher Widerspruch sollte wol in der speculativen Einheit von Gott und Mensch überhaupt sein? Nein, darin ist kein Widerspruch; aber der Widerspruch ist, und der größtmögliche, qualitative, zwischen Gott sein und ein einzelner Mensch sein. Ein Zeichen sein, heißt: außerdem was man unmittelbar ist, zugleich ein Anderes sein; ein Zeichen des Widerspruchs sein, heißt: ein Andres sein, welches in Widerspruch steht mit dem, was man unmittelbar ist. So mit dem Gottmensch. Unmittelbar ist er ein einzelner Mensch, ganz wie andere Menschen, ein geringer unansehnlicher Mensch; aber nun der Widerspruch, daß er Gott ist.

Doch damit dieser Widerspruch nicht ein Widerspruch werde, der für Niemand da ist, oder für Einen nicht ist — umgekehrt wie wenn eine Mystification so außerordentlich glückt, daß ihre Wirkung gleich Null ist — gehört Etwas dazu, um die Aufmerksamkeit darauf hinzuleiten. Hierzu dient wesentlich das Wunder und einzelne directe Aussagen über das Gott sein. Doch ist weder das Wunder noch die einzelne directe Aussage absolut directe Mitteilung; denn dann wäre eo ipso der Widerspruch gehoben. Was das Wunder, das des Glaubens Gegenstand ist, angeht, wird dies wol leicht erkannt; und was das Andre angeht, daß die einzelne directe Aussage doch nicht directe Mitteilung ist, das soll später gezeigt werden.

Der Gottmensch ist des Widerspruches Zeichen, und weßhalb? Weil er, antwortet die Schrift, die Gedanken der Herzen offenbar machen sollte. Hat da all das Moderne von der speculativen Einheit von Gott und Mensch, all das Betrachten des Christentums bloß als Lehre, hat das die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Christlichen? Nein in dem Modernen ist Alles so einfach gemacht, wie der Fuß im Strumpf — und das Christliche ist: des Widerspruches Zeichen, welches der Herzen Gedanken offenbar macht. Der Gottmensch ist ein einzelner Mensch — nicht eine phantastische Einheit, welche niemals außer sub specie aeterni existirt hat; und er ist nichts weniger als ein Docirender, der direct lehrt für Schwätzer, oder Paragraphen dictirt für Schnellschreiber, er tut grade das Entgegengesetzte, er macht die Gedanken der Herzen offenbar. O das ist so bequem Zuhörer und Abschreiber zu sein, wenn Alles so ganz direct geht: die Herren Zuhörer und Schreiber mögen sich wol hüten, es sind *ihrer* Herzen Gedanken die offenbar werden sollen.

Und das kann nur das Zeichen des Widerspruches; das zieht die Aufmerksamkeit auf sich und dann präsentirt es einen Widerspruch. Da ist ein Etwas, das macht, daß man's nicht lassen kann darauf zu sehen und wieder hinzusehen, und indem man sieht, sieht man wie in einen Spiegel, man kommt dazu sich selbst zu sehen, oder er, der des Widerspruches Zeichen ist, sieht einem grade hinein ins Herz, während man auf den Widerspruch starrt. Ein Widerspruch einem Menschen gerade gegenüber gestellt — und wenn man ihn dazu bringen kann, darauf zu sehen, ist ein Spiegel; indem er urteilt, muß es offenbar werden, was in ihm wohnt. Es ist ein Rätsel; aber indem er rät, wird offenbar, was in ihm wohnt, dadurch wie er rät. Der Widerspruch setzt ihm eine Wahl, und indem er wählt, und in dem, was er wählt, wird er selbst offenbar.

Anm. Man sieht daß directe Mitteilung dem Gottmenschen eine Unmöglichkeit ist; denn da er das Zeichen des Widerspruchs ist, kann er sich nicht direct mitteilen; schon daß er ein Zeichen ist, ist eine Reflexionsbestimmung, vielmehr noch daß er das Zeichen des Widerspruchs ist. Man sieht zugleich, daß nur dadurch die moderne Verwirrung erreicht hat, das ganze Christentum zu directer Mitteilung zu machen, daß sie den Mitteilenden, den Gottmenschen, ausläßt. Sobald man nicht den Mitteilenden gedankenlos ausläßt, so ist directe Mitteilung ebenso unmöglich, wie sie es in der Situation der Gleichzeitigkeit war. Aber jetzt hat man es anders zu standegebracht. Es sind 1800 Jahre seit Christus lebte, er ist vergessen, nur seine Lehre besteht: ja das heißt, man hat das Christentum abgeschafft.

§. 2.

Die Knechtsgestalt ist die Unkenntlichkeit. (Das Incognito).

Was ist Unkenntlichkeit? Unkenntlichkeit heißt, nicht in dem Charakter sein, der man wesentlich ist; z. B. wenn ein Polizeibeamter in Civil ist.

Und so ist es Unkenntlichkeit, die absolute Unkenntlichkeit, wenn man Gott ist, da ein einzelner Mensch zu sein. Ein einzelner Mensch sein (gleichgültig in gewissem Sinn, ob er vornehm oder gering ist) ist der größt mögliche, der unendlich qualitative Abstand von dem Gott sein und deßhalb das tiefste Incognito.

Aber das Moderne hat Christus abgeschafft, entweder ihn ganz weggeworfen und seine Lehre angenommen, oder ihn phantastisch gemacht und phantastisch ihm die directe Mitteilung angedichtet. Anders in der Situation der Gleichzeitigkeit; und zugleich erinnere man sich, daß es Christi Wille war, incognito zu sein, grade weil er wollte das Zeichen des Widerspruchs sein. Aber diese 18 Jahrhunderte, was man von ihnen vermeintlich zu wissen bekommen hat; und auf der andern Seite die vollkommene Unkunde und Unerfahrenheit der meisten Menschen darüber, was es heißen will, incognito sein zu wollen, eine Unkunde und Unerfahrenheit, die ihren Grund in dem überhandnehmenden Dociren hat, während es ganz vergessen wird, was es heißt, zu existiren: dies hat die Vorstellung vom Gottmenschen verwirrt.

Die meisten Menschen, die jetzt in der Christenheit leben, leben freilich in der Einbildung hin, daß, hätten sie gleichzeitig mit Christus gelebt, sie ihn trotz seiner Unkenntlichkeit gleich gekannt hätten. Es entgeht ihnen ganz, daß sie verraten,

wie sie sich selbst nicht kennen; und es entgeht ihnen ganz, daß ihre Meinung, womit sie freilich Christus zu preisen glauben, Blasphemie ist, enthalten in der dialectischfaseligen Climax des Priestergeschreis: in dem Grade war Christus Gott, daß man sofort und direct das sehen konnte, anstatt: er war wahrer Gott und deßhalb in dem Grade Gott, daß er in Unkenntlichkeit war, daß es nicht Fleisch und Blut war, sondern grade das Entgegengesetzte von Fleisch und Blut, das Petrus offenbarte, wer er war.

Und man dichtet im Grunde Christus um. Man macht ihn zu einem Menschen, der sich bewußt war, der Außerordentliche zu sein — aber daß seine Zeit nicht aufmerksam darauf war. Das kann noch wahr sein. Aber man dichtet weiter, man dichtet, daß Christus im Grunde gerne würde direct als der Außerordentliche kenntlich gewesen sein, der er war, aber daß die Verblendung seiner Zeit ihn nicht verstehen wollte. Das heißt, man verrät, daß man gar nicht versteht, was ein Incognito sagen will. Es war Christi freier Beschluß von Ewigkeit her, incognito sein zu wollen. Wenn man da meint ihn zu ehren, indem man sagt oder denkt: hätte ich gleichzeitig mit ihm gelebt, ich würde ihn gleich gekannt haben: so beleidigt man ihn, und da es Christus ist, den man beleidigt, bedeutet es, daß man blasphemisch ist.

Aber die meisten Menschen existiren in tieferem Verstande gar nicht, sie haben sich niemals existentiell damit vertraut gemacht, das heißt, niemals den Gedanken auszuführen versucht, incognito sein zu wollen. Laß uns ein einfaches menschliches Verhältniß annehmen. Wenn ich icognito sein will (den Grund dazu, und ob ich das Recht dazu habe, lassen wir hier bei Seite), ist das da ein Compliment, wenn Einer kommt und

zu mir sagt: ich kannte Dich gleich; grade das Gegenteil, es ist eine Satire gegen mich. Doch vielleicht war die Satire befugt, mein Incognito schlecht. Aber laß uns nun einen Menschen denken, der ein Incognito festzuhalten vermöchte: er will also incognito sein, er will wol gekannt sein, aber nicht direct Es widerfährt ihm damit nichts Uebles, daß er nicht sofort erkannt wird als der, der er ist; denn das ist ja sein eigner freier Beschluß. Aber hier liegt eigentlich das Geheimniß; von dieser Ueberlegenheit über sich selbst haben die meisten Menschen keine Ahnung; und die Ueberlegenheit über sich selbst, so incognito sein zu wollen, daß man etwas weit Geringeres scheint, als man ist, die ahnen sie gar nicht. Oder ginge ihnen eine Ahnung auf, so würden sie denken: welche Torheit, gesetzt nun, es glückte mit dem Incognito, so gut, daß man wirklich für das angesehen würde, wofür man sich ausgiebt! Weiter kommen die Menschen wol kaum — wenn sie soweit kommen! Sie entdecken hier einen Selbstwiderspruch, welcher im Dienste des Guten grade die eigentliche Selbstverleugnung ist: der Gute bestrebt sich aus aller Macht sein Incognito festzuhalten, und sein Incognito ist, daß er etwas weit Geringeres ist, als er ist. Also Einer wählt ein Incognito, das ihn weit geringer zeigt, als er ist; er denkt vielleicht an das Sokratische: um in Wahrheit das Gute zu wollen, muß man sogar den Schein meiden, daß man es tue. Das Incognito ist sein freier Beschluß. Er strengt sich nun mit äußerster Kraft an, braucht alle seine Erfindsamkeit und Unerschrockenheit um das Incognito festzuhalten. Das glückt ihm nun entweder, oder es mißglückt. Glückt es — dann, ja dann hat er ja menschlich geredet, sich selbst geschadet, er hat alle Menschen dazu gebracht, das Unbedeutendste von ihm zu glauben. O, Selbstver-

leugnung; und auf der andern Seite, o ungeheure Anstrengung, denn er hat es ja in jedem Augenblick in seiner Macht gehabt, seine wahre Gestalt zu zeigen. O, Selbstverleugnung; denn was ist Selbstverleugnung ohne Freiheit; o Höchstes der Selbstverleugnung, wenn das Incognito ihm so gut glückte, daß selbst wenn er nun direct reden wollte, Keiner ihm glauben würde.

Aber daß eine solche Ueberlegenheit da ist, oder da sein könnte, davon haben die Menschen gar keine Vorstellung. Wie weit man davon entfernt ist, würde man erfahreu, wenn man versuchen wollte, von einem solchem Ueberlegenen die directe Mitteilung zu bekommen, oder wenn er selbst damit begönne und sie gäbe — man würde es erfahren, wenn er dann wieder das Incognito annähme. Also laß uns z. B. eine edle menschliche Sympathie denken, die aus Vorsicht oder aus welchem andern Grunde ein Incognito nötig fand. Dazu wird z. B. gewählt ein Egoist zu scheinen. Nun öffnet er sich für Einen, zeigt ihm sein wahres Wesen, und der Andere glaubt ihm, ergriffen davon. Also sie verstehen einander. Der Andere ist vielleicht auch der Meinung, daß er das Incognito versteht — er beachtet nicht, daß es ja weggenommen war, daß er es mit Hilfe d i r e c t e r Mitteilung verstand, also mit Hilfe dessen, der incognito w a r, aber welcher es nicht war, so lange er ihm das Verständniß mitteilte. Laß uns nun denken, daß der Ueberlegene aus einem oder dem andern Grunde in den Sinn bekommt oder es nötig findet, das Incognito wieder zwischen sie Beide zu setzen, die doch einander verstanden; was dann? Dann wird es sich entscheiden, ob der Andere ein gleich großer Dialectiker ist, wie der Erste, oder ob der Andere an die Möglichkeit einer solchen Selbstverleugnung glaubt, das will sagen, es wird sich entscheiden, ob der An-

dere in sich die Kraft hat, ein Incognito zu lösen, oder ihm gegenüber das Verständniß festzuhalten, oder bei sich selbst es zu verstehen. In dem Augenblick, wo der Ueberlegene das Incognito einführt, tut er natürlich Alles, um es festzuhalten; er hilft dem Andern gar nicht, im Gegenteil, er denkt sich grade die auf ihn am meisten berechnete Form aus, um zu betrügen, d. h. das Incognito festzuhalten. Ist er nun wesentlich der Ueberlegene, so glückt es ihm. Der Andere leistet dann zuerst ein wenig Widerstand in Richtung auf directe Mitteilung: „das ist ein Betrug, Du bist nicht so," aber das Incognito wird festhalten, es folgt keine directe Mitteilung, und der Andere wird dann doch wieder der Meinung, daß dieser Mensch ein Egoist sei; er sagt vielleicht: „Ich hatte einen Augenblick an ihn geglaubt, aber nun sehe ich doch auch, daß er ein Egoist ist." Die Sache ist, er kann den Gedanken nicht recht festhalten, daß es jenem Unkenntlichen nicht doch lieber sein sollte, für den Guten angesehen zu werden, der er ist; und die Sache ist, er kann ein Incognito nur verstehen, so lange der Unkenntliche in directer Mitteilung ihm zeigt, wie und daß es so ist, d. h. so lange es kein Incognito ist, oder doch der Unkenntliche nicht seine ganze Geisteskraft darauf sammelt, unkenntlich zu sein, und den Andern sich selbst überläßt. So lange der Erste ihm mit directer Mitteilung hilft, kann er auch verstehen — die Selbstverleugnung, denn dann ist sie eigentlich gar nicht da. Aber wenn sie ist, kann er sie nicht verstehen, d. h. der Andere glaubt doch eigentlich nicht an die Möglichkeit, daß eine solche Selbstverleugnung da sein sollte. — Ob ein Mensch das Recht hat, so zu mystificiren, ob ein Mensch es kann, ob die Verteidigung, falls er es könnte, hinreichend wäre, daß er mäeutisch die Andern ent-

wickeln wollte, oder von der andern Seite, ob es nicht gradezu Pflicht ist, angenommen nämlich, daß es Selbstverleugnung ist, und nicht Stolz: entscheide ich nicht. Man betrachte dies bloß als ein Gedanken-Experiment, daß doch in Etwas die „Unkenntlichkeit" erklärt.

Und nun der Gottmensch! Er ist Gott, aber wählt ein einzelner Mensch zu werden. Dies ist wie gesagt das tiefste Incognito, oder die undurchdringlichste Unkenntlichkeit, die möglich ist; denn der Widerspruch zwischen Gott sein und ein einzelner Mensch sein, ist der größtmögliche, der unendlich qualitative. Aber dies ist sein Wille, sein freier Beschluß, und deßhalb ein allmächtig festgehaltenes Incognito. Ja, er hat in einem gewissen Verstande, indem er sich gebären ließ, ein für alle Mal sich selbst gebunden; seine Unkenntlichkeit ist so allmächtig festgehalten, daß er selbst in einer Art in der Macht seines Incognitos ist, worin die buchstäbliche Wirklichkeit seines rein menschlichen Leidens liegt, daß dies nicht bloß ein Schein ist, sondern in gewissem Sinn die Uebermacht der angenommenen Unkenntlichkeit über ihn selbst. Nur so ist es in tiefstem Sinn Ernst damit, daß er wahrer Mensch wurde, wie er ja auch das äußerste des Leidens durchleidet, sich selbst von Gott verlassen zu fühlen, so ist er also nicht in jedem Augenblick über sein Leiden hinaus, sondern wirklich im Leiden, und es wiederfuhr ihm das rein Menschliche, daß sich die Wirklichkeit doch fürchterlicher zeigte als die Möglichkeit, daß er, der sich frei in die Unkenntlichkeit einführte, doch leidet, als wäre er gefangen oder als hätte er sich selbst gefangen in der Unkenntlichkeit. Das ist eine besonderliche Art Dialectik; daß er allmächtig — sich selbst bindet: und daß er das so allmächtig tut, daß er sich wirklich gebunden fühlt und

unter den Folgen davon leidet, daß er liebevoll und frei beschloß, ein einzelner Mensch zu werden — und in dem Grade wurde es Ernst damit, daß er ein wirklicher Mensch ward; aber so mußte es sein, wenn er des Widerspruchs Zeichen sein sollte, das der Herzen Gedanken offenbar macht. Das Unvollkommene im Verhältniß zur Unkenntlichkeit eines Menschen ist grade die Willkür, mit welcher er jeden Augenblick sie vernichten kann, die Unkenntlichkeit ist nur dann völliger Ernst, wenn er sich daran zu hindern und es sich minder möglich zu machen weiß. Aber die Unkenntlichkeit des Gottmenschen ist ein allmächtig festgehaltenes Incognito, und der göttliche Ernst grade der, daß es in dem Grade festgehalten ist, daß er selbst rein menschlich unter der Unkenntlichkeit litt.

Anm. Man sieht leicht, daß die directe Mitteilung eine Unmöglichkeit ist, wenn man nur so gut ist, den Mitteilenden mitzunehmen, nicht so zerstreut ist, Christus über dem Christentum zu vergessen. Bei Unkenntlichkeit, oder für Einen der in Unkenntlichkeit ist, ist directe Mitteilung ein Unmöglichkeit, denn die directe Mitteilung sagt ja direct, was man wesentlich ist — aber Unkenntlichkeit ist: nicht das zu sein, was man wesentlich ist. Also ist da ein Widerspruch, der directe Mitteilung gleichwol zur nicht directen Mitteilung macht, das ist, der die directe Mitteilung unmöglich macht. Soll es eine directe Mitteilung geben, so muß man aus dem Incognito heraustreten, sonst wird das, was zuerst directe Mitteilung ist (die directe Aussage), doch durch das Andere (das Incognito des Mitteilenden) indirecte Mitteilung.

§. 3.

Die Unmöglichkeit der directen Mitteilung.

Der Gegensatz zur directen Mitteilung ist die indirecte. Sie kann auf zwei Arten hervorgebracht werden.

Die indirecte Mitteilung kann eine Kunst im Verdoppeln der Mitteilung sein. Die Kunst besteht dann grade darin, daß der Mitteilende sich selbst zu Nichts (rein objectiv) macht, und so unaufhörlich qualitative Gegensätze in Einheit setzt. Dies ist was einige Pseudonyme die Doppelreflexion der Mitteilung zu nennen pflegen. Es ist z. B. indirecte Mitteilung: Scherz und Ernst so zusammen zu setzen, daß die Zusammensetzung ein dialectischer Knoten ist — und dabei selbst Nichts sein. Will Jemand mit dieser Art Mitteilung zu tun haben, so muß er bei sich selbst den Knoten lösen. Oder, Verteidigung und Angriff einer Sache so in Einheit bringen, daß Keiner direct sagen kann, ob man angreift oder verteidigt; daß der eifrigste Anhänger der Sache und ihr ärgster Feind, beide meinen können, in Einem einen Alliirten zu haben — und dabei selbst Nichts sein, wie ein Abwesender, wie ein objectives Etwas, kein persönlicher Mensch. Wenn da in einer gegebenen Zeit der Glaube wie aus der Welt verschwunden ist, Etwas das man durch die Zeitung unter den abhanden gekommenen Sachen suchen müßte, so kann es vielleicht gewinnreich sein, um dialectisch den Glauben hervorzulocken — doch das entscheide ich nicht, ob es kann gewinnreich sein; doch hier ist ein Beispiel von indirecter Mitteilung oder Mitteilung in Doppelreflexion: man stellt den Glauben in eminentem Sinn dar, man macht die Darstellung so, daß der größte Orthodoxe eine Verteitigung des Glaubens sieht, der Freidenker einen Angriff während der Mitteilende Null

ist, kein Mensch, ein objectives Etwas — doch vielleicht ein gewandter Spion, der durch Hilfe der Mitteilung zu wissen bekommt, wie es steht; wer der Gläubige ist, wer der Freidenker; denn dies wird offenbar, indem man das Product beurteilt, welches weder Angriff noch Verteidigung ist.

Aber die indirecte Mitteilung kann auch auf eine andere Weise entstehen nämlich durch das Verhältniß zwischen der Mitteilung und dem Mitteilenden: hier ist also der Mitteilende dabei, während er im ersten Fall ausgelassen war, doch wol zu merken, durch eine negative Reflexion. Aber unsre Zeit kennt eigentlich keine andere Art Mitteilung als das dürftige „Dociren." Man hat rein vergessen, was es heißt, zu existiren. Alle Mitteilung, das Existiren betreffend, fordert einen Mitteilenden, der selbst ist was er lehrt; und existiren in dem, was man versteht, heißt: reduplicíren.

Aber weil es ein Mitteilender ist, der selbst in dem, was er mitteilt, existirt, deßhalb kann man diese Mitteilung doch noch nicht indirecte Mitteilung nennen. Ist dagegen der Mitteilende selbst dialectisch bestimmt, ist sein eigen Wesen eine Reflexionsbestimmung, so ist alle directe Mitteilung unmöglich.

So mit dem Gottmenschen. Er ist ein Zeichen, Zeichen des Widerspruchs, er ist in Unkennlichkeit, also ist alle directe Mitteilung unmöglich. Soll nämlich die Mitteilung eines Mitteilenden direct sein, so muß nicht bloß die Mitteilung direct sein, sondern der Mitteilende selbst muß direct bestimmt sein. Wenn nicht, so wird auch die directeste Aussage eines solchen Mitteilenden durch das was er ist, doch indirecte Mitteilung.

Wenn einer direct sagt: ich bin Gott; der Vater und ich sind eins, so ist das directe Mitteilung. Aber wenn nun

der, welcher das sagt, der Mitteilende, der einzelne Mensch ist, ein einzelner Mensch ganz wie alle Andern, so ist diese Mitteilung nicht eben ganz direct; denn das ist nicht eben ganz einfach, daß ein einzelner Mensch soll Gott sein — während, was er sagt, ganz direct ist. Die Mitteilung erhält durch den Mitteilenden einen Widerspruch, sie wird indirect, sie setzt Dir eine Wahl, ob Du glauben willst, oder nicht.

Man könnte wol weinen, wenn man den Zustand des Christentums in der Christenheit bedenkt, in Anlaß dessen, was im Predigtvortrag wieder und wieder gebraucht wird, und mit der größten Süffisance, als sagte man etwas recht Schlagendes und Ueberführendes. Da heißt es, Christus hat selbst direct gesagt, daß er Gott war, des Vaters Eingeborner; man perhorrescirt alle Verborgenheit als Christus unwürdig, als Tand und Eitelkeit bei einer so ernstlichen Angelegenheit, der ernstlichsten von allen, der Menschen Rettung; man versichert, daß Christus directe Antwort auf directe Frage gegeben hat. Ach solche Prediger wissen gar nicht, wovon sie reden, das ist wie vor ihren Augen verborgen, daß sie das Christentum abschaffen. Er der den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Torheit war, ein Mysterium, durch welches Alles offenbar wurde, aber im Mysterium: ihn macht man menschlich zu einem „ernsten Mann," beinahe eben so ernst wie der Prediger. Wenn man sich nur die Mühe macht so in directer indolenter Gemütlichkeit zu ihm zu sagen „sag mir nun ernstlich," so bekommt man ohne irgend Furcht und Beben vor der Gottheit, ohne den Todeskampf der des Glaubens Geburt ist, ohne das Schauern, das das Erste der Anbetung ist, ohne den Schrecken vor der Möglichkeit des Aergernisses — man bekommt da sofort direct zu wissen, was nicht direct gewußt werden kann.

Ja gewiß hat Christus ganz direct von sich selbst gesagt, er sei des Vaters Eingeborner, d. h. er, des Widerspruches Zeichen hat — ganz direct gesagt; — was will das sagen? Sieh, hier stehen wir wieder. Ist er das Zeichen des Widerspruches, so kann er nicht directe Mitteilung geben, das will sagen, die Aussage kann ganz direct sein, aber dies daß er dabei ist, dies, daß er es sagt, er das Zeichen des Widerspruches, macht es zur indirecten Mitteilung. Ja gewiß hat Christus gesagt: glaubet an mich, und das ist ganz directe Aussage. Aber wenn nun der, welcher es sagt, das Zeichen des Widerspruches ist, wie dann? Dann ist diese directe Aussage in seinem Munde ja grade der Ausdruck dafür, daß das Glauben etwas nicht so ganz directes ist, oder, daß selbst diese seine Aufforderung zum Glauben indirecte Mitteilung ist.

Und was nun den Ernst angeht, so verstehen sich solche Prediger ebenso gut auf den Ernst, als auf das Christentum überhaupt. Der Ernst ist grade, daß Christus nicht kann directe Mitteilung geben, daß die einzelne directe Aussage, ebenso das Wunder, nur dazu dienen kann aufmerksam zu machen, auf daß dann der Aufmerksame auf den Widerspruch stoßend wählen kann, ob er glauben will, oder nicht.

Aber man verwirrt daß Christliche auf jede Weise. Man macht Christus zur speculativen Einheit von Gott und Mensch, oder man wirft Christus ganz fort und nimmt seine Lehre, oder macht in barem Ernst Christus zu einem Götzen. Geist ist Leugnung der directen Unmittelbarkeit. Ist Christus wahrer Gott, so muß er auch in Unkenntlichkeit sein, gehüllt in Unkenntlichkeit, welches Leugnung aller Directheit ist. Die directe Kenntlichkeit ist grade characteristisch für

den Götzen. Aber dazu macht man nun Christus und das soll Ernst sein; man nimmt die directe Aussage, bildet phantastisch eine dem entsprechende Erscheinung (ganz sentimental, der milde Blick, das freundliche Auge, oder worauf sonst ein solcher schwatzender Prediger verfallen kann) und dann ist es direct ganz gewiß, daß Christus Gott ist.

O, widerwärtige sentimentale Leichtfertigkeit! Nein, so gar leichten Kaufs kommt man doch nicht dazu, Christ zu werden. Er ist das Zeichen des Widerspruchs und durch die directe Aussage fesselt er Dich nur an sich, daß Du nun an dem Widerspruch Dich stoßen mußt, und die Gedanken Deines Herzens offenbar werden, indem Du wählst, ob Du glauben willst, oder nicht.

§. 4.

Die Unmöglichkeit der directen Mitteilung ist in Christus das Geheimniß der Leiden.

Es ist besonders in früheren Zeiten viel und oft von Christi Leiden gesprochen, wie er verspottet, gegeißelt, gekreuzigt wurde. Aber darüber schien man ein ganz anderes Leiden zu vergessen, das innerliche Leiden, das Selenleiden, oder was man das Geheimniß der Leiden nennen müßte, das von seinem Leben in Unkenntlichkeit unabtrennbar war, sobald er hervortrat und von da an bis zum Letzten.

Das ist allezeit schmerzvoll eine Innerlichkeit verbergen zu müssen und ein Anderer scheinen zu müssen. So ist es in bloß menschlichem Verhältniß. Dies ist das schwerste menschliche Leiden, und der, der so leidet, ach er leidet oft an einem Tage mehr als alle leiblich Gequälten zusammen. Ich nehme nicht auf mich, zu entscheiden, ob es wirklich solche Collisionen giebt, ob ein Mensch, wenn er eine solche Collision erlebt, nicht zugleich jeden Augenblick, den er darin bleibt sündigt;

ich rede bloß vom Leiden. Die Collision ist, aus Liebe zu Andern eine Innerlichkeit verbergen zu müssen und ein Anderer zu scheinen. Die Schmerzen sind nur selisch, und so zusammengesetzt wie möglich. Aber es ist nicht gut, daß ein Schmerz zusammengesetzt ist, mit jeder neuen Zusammensetzung bekommt er einen Stachel mehr. Das Schmerzliche ist nun zuerst das eigene Leiden; denn ist es selig im Verständniß der Liebe, der Freundschaft einem andern Menschen anzugehören, so ist es schmerzlich diese Innerlichkeit für sich selbst behalten zu müssen. Demnächst ist es Leiden um der Andern willen; denn was die Fürsorge der Liebe ist, einer Liebe die Alles tun wollte, das Leben für den Andern opfern, das findet hier seinen Ausdruck in Etwas, das eine schreckliche Aehnlichkeit mit der höchsten Art Grausamkeit hat — ach, und doch ist es Liebe. Endlich ist das Schmerzliche die Verantwortlichkeit des Leidens. Es heißt also: aus Liebe unmittelbar seine eigne Liebe vernichten und doch sie bewahren; aus Liebe gegen den Geliebten grausam sein; aus Liebe diese ungeheure Verantwortlichkeit auf sich nehmen.

Aber nun der Gottmensch! Der wahre Gott kann nicht direct kenntlich werden; aber die directe Kenntlichkeit ist etwas, um das die Menschen, zu welchen er kommt, ihn bitten und anflehen würden, als um unbeschreibliche Linderung. Und aus Liebe wird er Mensch! Er ist die Liebe und doch muß er in jedem Augenblick, wo er da ist, alle menschliche Mitleidigkeit und Fürsorge gleichsam kreuzigen — denn er kann nur Gegenstand des Glaubens werden. Wird er nicht Gegenstand des G l a u b e n s, so ist er nicht wahrer Gott; ist er nicht wahrer Gott, so rettet er auch keinen Menschen. Also durch jenen Schritt, den er aus Liebe tut, stürzt er auf einmal die Menschen, die Menschheit in die schrecklichste Ent-

scheidung. Ja es ist als hörte man einen Schrei menschlichen Mitleids: o, warum tust Du das! Und doch tut er es aus Liebe, er tut es um die Menschen zu retten. Aber draußen im Schrecken dieser Entscheidung muß er sie von sich halten, wenn sie überhaupt im Glauben gerettet ihm angehören sollen — und er ist Liebe. Aus Liebe will er Alles für die Menschen tun, er giebt sein Leben für sie preis, er leidet für sie den schmählichsten Tod — und er leidet für sie dies Leben, daß er in göttlicher Liebe und Mitleidigkeit und Barmherzigkeit (gegen welche doch alle menschliche Mitleidigkeit wie Nichts zu rechnen ist) menschlich gesprochen so hart sein muß. Sein ganzes Leben ist Leiden der Innerlichkeit. Und als dann seines Lebens letzter Abschnitt mit der nächtlichen Verräterei beginnt, da leidet er leibliche Schmerzen und Mißhandlung; er leidet, daß er von einem Freunde verraten wird; daß er allein steht, verlacht, verspottet, bespeit, mit Dornenkrone und Purpurkleid; allein mit seiner, menschlich gesprochen, verlornen Sache — sieh welch ein Mensch; allein unter seinen rasenden Feinden — schreckliche Umgebung; verlassen von allen seinen Freunden — fürchterliche Einsamkeit. Doch so kann auch ein Mensch leiden, dieselbe Mißhandlung leiden, leiden, daß selbst seine besten Freunde ihn verlassen: aber dann auch nicht mehr, wenn dies überstanden ist, so ist für einen Menschen der Leidenskelch gelert. Hier dagegen wird noch einmal eingeschenkt und nun erst das bitterste: er leidet, weil dieses sein Leiden werden kann und wird zum Aergerniß für die wenigen Gläubigen. Freilich leidet er nur einmal; aber er entkommt nicht wie ein Mensch mit dem ersten Mal des Leidens, er leidet das schwerste Leiden zum andern Mal durch, in der Bekümmerung und in der Sorge darüber, daß sein Leiden zum Aergerniß ist.

Dies Leiden kann kein Mensch begreifen, es begreifen wollen ist Vermessenheit.

* * *

Was mich selbst angeht, der dies darzustellen versucht, so schulde ich vielleicht hier eine kleine Erklärung. Ich verrate vielleicht zuweilen eine solche Bekanntschaft der verborgenen Innerlichkeit, dem eigentlichen Leiden der Selbstverleugnung, daß vielleicht Jemand darauf verfallen könnte, daß ich, wenn auch als ein natürlicher Mensch doch ein Solcher wäre, einer von jenen seltnen edlen Menschen. Dies ist sehr weitab. Ich bin auf eine besondere Weise, und nicht grade um meiner Tugenden willen, eher um meiner Sünden willen, rein formell mit Existenzgeheimnissen und Existenz-Geheimtuereien bekannt geworden, von denen diese und jene freilich nicht für Viele da sind. Ich rühme mich deßhalb nicht, denn es ist nicht um meiner Tugenden willen. Aber ich strebe redlich dies Wissen zu benützen, um das menschlich Wahre zu beleuchten, und das menschlich wahre Gute. Und dies brauche ich wieder dazu, um möglichst auf das Heilige aufmerksam zu machen — von welchem ich dann doch beständig hinzufüge, daß es kein Mensch begreifen kann, daß man dabei beginnt und endet mit Anbetung. Denn ob man auch das Menschliche begriffe und ganz begriffe, dies Verständniß ist ja doch ein Mißverständniß bei dem Gottmenschen. — Welche Verantwortung ich trage, versteht keiner wie ich es tue; Keiner mache sich deßhalb Ungelegenheiten, um mich zu schrecken, denn zu dem, der ganz anders schrecken kann, verhalte ich mich in Furcht und Beben. Auch nicht sehr Viele verstehen wie ich, daß man in der Christenheit das Christentum abgeschafft hat.

§. 5.

Die Möglichkeit des Aergernisses liegt in dem Versagen der directen Mitteilung.

Die Möglichkeit des Aergernisses ist, wie wir zu zeigen suchten, in jedem Augenblick da, befestigt in jedem Augenblick zwischen dem Einzelnen und dem Gottmenschen die klaffende Tiefe, über welche nur der Glaube hinwegreicht. Das ist nun, um es immer wieder zu wiederholen, nicht ein zufälliges Verhältniß, nicht so, daß Einige die Möglichkeit des Aergernisses merken, Andere nicht, nein, die Möglichkeit der Aergernisses ist der Anstoß für Alle, ob sie nun wählen zu glauben, oder sich ärgern.

Die Mitteilung beginnt also mit einem Zurückstoßen. Aber mit einem Zurückstoßen beginnen, heißt die directe Mitteilung versagen. Dies ist leicht einzusehen, es bietet sich fast sinnlich der Anschauung dar. Was sich direct darbietet, davon kann man nicht sagen, daß es erst abstoße; aber was sich so darbietet, daß es zuerst abstößt, davon kann man nicht sagen, daß es sich direct darbiete. Dagegen kann man auch nicht bloß sagen, es stoße ab; denn es es bietet sich an, aber so, daß es zuerst abstößt.

Aber nimm die Möglichkeit des Aergernisses fort, wie man es in der Christenheit gemacht hat, so ist das ganze Christentum directe Mitteilung, und dann ist das Christentum abgeschafft; es ist ein leichtes oberflächliches Etwas geworden, das weder tief genug verwundet, noch heilt, die unwahre Erfindung des bloß menschlichen Mitleids, welche den unendlichen qualitativen Unterschied zwischen Gott und Mensch vergißt.

§. 6.
Die directe Mitteilung versagen heißt „den Glauben" fordern.

Die Möglichkeit des Aergernisses, das Verhältniß, mit welchem begonnen wird, ist im tiefsten Sinn der Ausdruck für das Aufmerksammachen, oder dafür, daß von einem Menschen die größtmögliche Aufmerksamkeit gefordert wird (nach einem Maßstabe, der ein anderer als der bloß menschliche ist; denn es ist nach göttlichem Maßstabe) für die Entscheidung „gläubig zu werden." Auch die directe Mitteilung sucht vielleicht den Empfänger aufmerksam zu machen, so gut sie kann; sie bittet und beschwört ihn, sie legt ihm die Wichtigkeit der Sache recht ans Herz, sie ermahnt und droht usw. — Das ist Alles wieder directe Mitteilung, und deßhalb weder Ernst genug für die höchste Entscheidung, noch findet es Aufmerksamkeit genug.

Nein, was damit beginnt die directe Mitteilung zu versagen, das ist der Ernst. Fürchterlich ist die Möglichkeit des Aergernisses, und doch ist sie, gleichwie das Gesetz im Verhältniß zum Evangelium, die Strenge, welche mit zum Ernst gehört. Es ist kein directes Mitteilen und kein directes Empfangen: es ist eine Wahl. Es geht nicht so zu, wie bei der directen Mitteilung, daß da gelockt und ermahnt und gewarnt wird, und dann so ganz unmerklich, so ganz nach und nach der Uebergang geschieht, der Uebergang dazu, es so anzunehmen, sich davon überzeugt zu halten, der Meinung zu sein usw. Nein, hier wird eine ganz bestimmte Art des Annehmens gefordert: der Glaube. Und Glaube ist selbst eine dialectische Bestimmung. Glaube ist eine Wahl, keineswegs die directe Annahme — und der Empfänger ist es, der offenbar wird, ob er glauben oder sich ärgern will.

Aber die ganze moderne Wissenschaft hat Alles getan, um uns einzubilden, daß Glauben eine unmittelbare Bestimmung sei, das Unmittelbare sei, was wieder damit zusammen hängt, daß man die Möglichkeit des Aergernisses abgeschafft, das Christentum zu einer Lehre gemacht, den Gottmenschen und die Situation der Gleichzeitigkeit abgeschafft hat. Was die moderne Wissenschaft unter Glauben versteht, ist eigentlich was man eine Meinung nennt, oder was man so gemeinhin glauben nennt. Das Christentum wird zu einer Lehre gemacht; diese Lehre wird dann einem Menschen verkündet, und er glaubt nun, daß es so ist, wie diese Lehre sagt. Das nächste Stadium wird deßhalb diese Lehre zu „begreifen;“ das tut die Wissenschaft. Dies ist Alles ganz richtig, falls das Christentum eine Lehre ist; aber da es dies nicht ist, ist es auch ganz töricht. Glaube in prägnantem Sinn steht in Beziehung zum Gottmenschen. Aber der Gottmensch, das Zeichen des Widerspruchs, versagt die directe Mitteilung und fordert Glauben.

Die directe Mitteilung versagen heißt: Glauben fordern, das kann man einfach in bloß menschlichem Verhältniß nachweisen, wenn man sich nur erinnert, daß Glauben im eminentesten Sinn sich allein auf den Gottmenschen bezieht. Laß uns das durchgehen und laß uns dazu das Verhältniß zwischen zwei Liebenden annehmen. Ich nehme da zuerst dieses Verhältniß: der Liebende versichert der Geliebten in den glühendsten Ausdrücken seine Liebe, und sein ganzes Wesen entspricht dieser Versicherung, fast lauter Anbetung — er fragt nun die Geliebte: „glaubst Du, daß ich Dich liebe?“ Die Geliebte antwortet: „ja, ich glaube.“ So reden wir freilich. Laß uns nun dagegen annehmen, daß der Liebende auf die Idee kommt, die Geliebte prüfen zu wollen, ob sie ihm

glaubt. Was tut er da? Er läßt alle directe Mitteilung weg, er verwandelt sich in ein Doppelwesen; es sieht aus, als könnte er eben so gut ein Betrüger sein, wie ein treu und fest Liebender. Das heißt, er macht sich zu einem Rätsel; aber was ist ein Rätsel? ein Rätsel ist eine Frage; und wonach fragt diese Frage? sie fragt, ob sie ihm glaubt. — Ich entscheide nun nicht, ob er Recht dazu hat, ich verfolge bloß Denkbestimmungen; und in jedem Fall muß man sich erinnern, daß ein Mäeutiker bis zu einem gewissen Punkte dasselbe tut, die dialectische Doppeldeutigkeit hinstellt, aber in grade entgegengesetzter Absicht, grade um den andern Menschen von sich abzuwenden, ihn in sich gekehrt, ihn frei zu machen, nicht um ihn zu sich zu ziehen. — Man wird leicht den Unterschied in dem Verfahren des Liebenden sehen. Im ersten Fall fragt er direct: glaubst Du mir; im andern Fall macht er sich selbst zu einer Frage: ob sie ihm glaubt. Vielleicht kommt er dazu bitter zu bereuen, daß er sich darauf einließ. Damit habe ich hier nichts zu tun, ich verfolge bloß Denkbestimmungen. Und dialectisch angesehen ist es ganz gewiß, daß die letzte Metode eine weit gründlichere Weise ist, Glauben zu fordern. Der Zweck der letzten Methode ist, die Geliebte in einer Wahl offenbar zu machen; sie muß nun nämlich aus der Doppeldeutigkeit heraus wählen, welcher Erscheinung sie als der wahren glaubt. Wählt sie die gute, so ist offenbar, daß sie ihm glaubt. Es ist offenbar, denn er hilft ihr gar nicht, er hat sie vielmehr durch die Doppeldeutigkeit ohne irgend welche Unterstützung ganz allein hingestellt. Er ist eine Doppeldeutigkeit und nun ist die Frage, was sie über ihn urteilt; aber er versteht es anders, denn er sieht, daß nicht er es ist, der beurteilt wird, sondern daß sie es ist, die offenbar wird, in dem, wie sie urteilt. Ob er Recht dazu

hat, entscheide ich jetzt nicht, ich verfolge bloß Denkbestimmungen. Sein Verfahren, das ihm vielleicht, so lange er es festhält, unbeschreibliches Leiden in Unruh und Sorgen verursacht, ist das eine Mal eine fast eisige unmenschliche Gleichgiltigkeit, und doch wieder die gesteigertste Leidenschaft. Aber er fordert Glauben. Und dialectisch hat er Recht, daß glauben, wenn man directe Mitteilung erhält, allzu einfach ist.

Und etwas Derartiges hat das Christentum niemals unter Glauben verstanden. Der Gottmensch muß Glauben fordern, und muß directe Mitteilung versagen, um Glauben zu fordern. Er kann das in gewissem Sinn nicht anders, und er will es nicht anders. Als Gottmensch ist er qualitativ von jedem Menschen verschieden, deßhalb muß er directe Mitteilung versagen, er muß Glauben fordern und fordern, des Glaubens Gegenstand zu werden.

Im Verhältniß zwischen Mensch und Mensch muß und soll der Eine sich mit des Andern Versicherung begnügen, daß er ihm glaubt; kein Mensch hat das Recht sich zum Gegenstand des Glaubens für den andern Menschen zu machen. Will ein Mensch im Verhältniß zum andern die dialectische Verdoppelung brauchen, so soll er ja sie grade umgekehrt, mäeutisch brauchen, grade um dem zu entgehen, daß er für einen Andern Gegenstand des Glaubens wird, oder doch etwas davon. Die dialectische Doppelheit ist das Vorläufige. Unwahrheit aber ist es absolut, wenn ein Mensch, anstatt die dialectische Doppelheit grade zum pariren zu brauchen, das Vermessene sich erlaubt, daß er für einen andern Menschen Gegenstand des Glaubens wird. Doch selbst hinsichtlich das Mäeutische entscheide ich nicht, wieweit es, christlich verstanden, zu billigen ist

Aber nur der Gottmensch kann nicht anders, er muß als qualitativ von dem Menschen verschieden, fordern, des Glau-

bens Gegenstand zu sein. Wird er das nicht, so wird er ein Abgott — und deßhalb muß er directe Mitteilung versagen, weil er Glauben fordern muß.

§. 7.
Gegenstand des Glaubens ist der Gottmensch, grade weil der Gottmensch die Möglichkeit des Aergernisses ist.

So untrennbar ist die Möglichkeit des Aergernisses vom Glauben, daß wenn der Gottmensch nicht die Möglichkeit des Aergernisses wäre, er auch nicht Gegenstand des Glaubens sein könnte. Die Möglichkeit des Aergernisses ist eben in den Glauben aufgenommen, vom Glauben assimilirt, das negative Merkmal des Gottmenschen. Denn wäre die Möglichkeit des Aergernisses nicht da, so gäbe es also directe Kenntlichkeit, und so wäre der Gottmensch ein Abgott; die directe Kenntlichkeit ist Heidentum.

Man sieht, wie wenig man sich ums Christentum verdient gemacht hat durch Abschaffen der Möglichkeit des Aergernisses, wodurch man es zu einem liebenswürdigen und sentimentalen Heidentum gemacht hat.

Denn dies ist das Gesetz: wer den Glauben abschafft, der schafft die Möglichlichkeit des Aergernisses ab, wie wenn die Speculation das Begreifen an Stelle des Glaubens setzt; und wer die Möglichkeit des Aergernisses abschafft, der schafft den Glauben ab, wie, wenn der schmachtende Predigtvortrag Christus die directe Kenntlichkeit anlügt. Aber ob man nun den Glauben abschafft, oder die Möglichkeit des Aergernisses, man schafft zugleich ein Anderes ab: den Gottmenschen. Und schafft man den Gottmenschen ab, so schafft man das Christentum ab.

O wahrlich die 18 Jahrhunderte haben nicht einen Deut beigetragen, des Christentums Wahrheit zu beweisen, dagegen

haben sie mit stets wachsender Macht beigetragen, das Christentum abzuschaffen. Es ist nun freilich auch nicht so, wie man consequent annehmen müßte, wenn man dem Beweise von den 18 Jahrhunderten huldigt, daß man jetzt im 19. Jahrhundert, ganz anders von der Wahrheit des Christentums überzeugt ist, als man es in der ersten und der zweiten Generation war — es ist doch wol eher so, was freilich für die Verehrer und Anbeter jenes Beweises ziemlich satirisch lautet, daß wie der Beweis vermeintlich an Kraft zunahm — Wenigere und immer Wenigere überzeugt wurden. Aber dies geschieht dann, wenn man ein für alle Mal den entscheidenden Punkt in etwas übersieht: es sind fürchterliche Confusionen, die vorkommen können, und von Geschlecht zu Geschlecht nehmen sie zu. Nun da es, und zwar nach ungeheurem Maßstabe bewiesen ist, daß das Christentum Wahrheit ist; nun findet sich Keiner, so gut wie Keiner, der willig ist, um seinetwillen ein Opfer zu bringen. Da man — soll ich sagen, da man „nur" seine Wahrheit g l a u b t e, da opferte man Blut und Leben. O fürchterliche Täuschung! O, daß man, wie jener Heide die Bibliotheken verbrannte, daß man diese 18 Jahrhunderte beseitigen könnte — kann man das nicht, so ist auch das Christentum abgeschafft. O, daß man doch diesen vielen Rednern, die die Wahrheit des Christentums aus den 18 Jahrhunderten beweisen und Menschen gewinnen, daß man ihnen es einleuchtend machen könnte, so fürchterlich, wie es ist, daß sie das Christentum verraten, verleugnen, abschaffen — kann man das nicht, so ist das Christentum abgeschafft.

Einübung im Christentum.

III

Von der Hoheit will er Alle zu sich ziehen.

Christliche Entwicklungen.

Vorwort.

In dieser Schrift ist die Forderung des Christentums in ihrer ganzen idealen Höhe dargestellt.

Diese Forderung muß ja gesagt und dargestellt und gehört werden; man darf christlich die Forderung nicht abschwächen auch nicht sie verschweigen — und sich für seine Persou den schuldigen Einräumungen und Eingeständnissen entziehen.

Die Anforderung muß gehört werden und ich verstehe das Gesagte wie allein zu mir gesagt — daß ich nicht bloß lerne meine Zuflucht zu der „Gnade" zu nehmen, sondern auch so zur „Gnade" hinfliehe, daß ich sie benutze.

S. K.

I.*

Herr Jesus Christus, es giebt so Vieles, was uns zurückziehen will: lere Bestrebungen, unbedeutende Freuden und unwürdige Bekümmerungen; es giebt so Vieles, was uns zurückschrecken will: der Stolz, der zu feig ist sich helfen zu lassen, die feige Furchtsamkeit, die sich selbst zum Verderben entzieht, die Angst der Sünde, welche die Reinheit des Heiligen scheut, wie die Krankheit das Heilmittel scheut. Aber Du bist ja doch der Stärkste: so ziehe Du uns noch stärker zu Dir. Wir nennen Dich unsern Retter und Erlöser, und Du kamst zur Welt um uns von den Fesseln zu lösen, worin wir gebunden waren oder worein wir uns selbst gebunden hatten, und um die Erlösten selig zu machen. Dies war Dein Werk, welches Du vollbracht hast und welches Du vollbringen wirst bis zum Ende der Tage; denn Du selbst hast gesagt, daß Du es tun willst: erhöht von der Erde willst Du Alle zu Dir ziehen.

Joh. 12, 32: Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, will ich sie Alle zu mir ziehen.

Von der Hoheit will Er Alle zu sich ziehen.

Andächtiger Zuhörer, soll ein Mensch sein Leben nicht

* Diese Rede ist von Mag. Kierkegaard Freitag den 1. Sept. 1848 in der Frauenkirche gehalten. Da sie mir eigentlich die Idee zum Titel gegeben hat, habe ich sie mit seiner Erlaubniß abgedruckt. Zugleich habe ich, um das Ganze durch einen Schluß abzurunden, der dem Anfang entspricht, Nr. 7 in derselben milderen Tonart gehalten, und insofern einen Teil meines Characters aufgegeben. (Diese Anm. ist unverändert gelassen, also in ihrer pseudonymen Einkleidung geblieben).

ganz unwürdig führen wie ein Tier, das niemals sein Haupt erhebt; soll er es nicht verspielen in lerer Beschäftigung mit dem, was Eitelkeit ist so lange es ist und Nichts ist wenn es vorbei ist, oder in unruhiger Beschäftigung mit dem, was zwar im Augenblick lärmt aber keinen Wiederhall giebt in der Ewigkeit: soll ein Mensch sein Leben nicht in Unwirksamkeit verschlafen oder in Vielgeschäftigkeit verschleudern, so muß etwas Höheres dasein, das ihn zieht. Dies Höhere kann ja sehr Verschiedenes sein, aber soll es in Wahrheit und in jedem Augenblick ihn ziehen können, so darf es nicht der Wandelung und Veränderung unterworfen sein, sondern muß siegreich alle Veränderung überwunden haben, es muß verklärt sein wie das verklärte Leben eines Todten. Und wie unter allen Lebendigen nur ein Name genannt ist, des Herrn Jesus Christus, so giebt es auch nur einen Todten, welcher doch lebt, der Herr Jesus Christus, der von der Hoheit Alle zu sich ziehen will. Sieh, deßhalb ist ein Christenleben richtig angelegt, wenn es gerichtet ist auf ihn, der droben ist und von der Hoheit Alle zu sich zieht — falls die Christen seiner gedenken; und die das nicht tun, sind ja keine Christen. Und Du, mein Zuhörer, Du, an den meine Rede sich wendet, Du bist ja heute hierher gekommen grade zu Seinem Gedächtniß.

Das folgt von selbst: soll Er von der Hoheit die Christen zu sich ziehen können, so muß Vieles vergessen werden; da ist Vieles wovon man absehen, da ist Vieles dem man absterben muß. Wie läßt sich das tun? O, wenn Du jemals bekümmert, vielleicht um Deine Zukunft, um Deines Lebens Glück bekümmert, Etwas recht zu vergessen wünschtest: eine getäuschte Erwartung, eine geknickte Hoffnung, eine

verbitterte und verbitternde Erinnerung; oder wenn Du, ach bekümmert um Deiner Sele Rettung, recht innerlich wünschtest Etwas zu vergessen: eine Sündenangst, die immer vor Dir stand, einen schrecklichen Gedanken, welcher nicht von Dir weichen wollte — da hast Du gewiß selbst erfahren, wie ler der Rat ist, den die Welt giebt, wenn sie sagt „such es zu vergessen!" Denn wenn Du bekümmert fragst „wie soll ich das vergessen?" und die Antwort ist: „Du mußt es zu vergessen suchen:" da ist das ja nur ein lerer Spott, wenn es überhaupt etwas ist. Nein, willst Du Etwas vergessen, so suche etwas Anderes zu bekommen, woran Du denken magst: dann soll es wol glücken. Fordert nun das Christentum von dem Christen, daß er Vieles und in gewissem Sinn Alles vergessen soll, nämlich das Mannichfaltige, so befiehlt es auch das Mittel an: es befiehlt an etwas Anderes zu denken, Eines zu gedenken, des Herrn Jesus Christus. Wenn Du daher merkst, daß der Welt Freuden Dich fesseln — und Du wünschest zu vergessen; wenn Du merkst daß irdische Bekümmerungen Dich beschäftigen, die Du zu vergessen wünschest; wenn Du merkst daß die Geschäftigkeit des Lebens Dich faßt wie der Strom den Schwimmer und Du wünschest zu vergessen; wenn die Aengste der Versuchung Dich verfolgen und Du innerlich zu vergessen wünschest: so gedenke an Ihn, den Herren Jesus Christ und es soll wol glücken. Ja könnte so, wie Du heute zu seinem Gedächtniß von dem Brod issest und von dem Wein trinkest, sein Gedächtniß jeden Tag Dein Gedanke bleiben, daß Du in Allem was Du Dir vornimmst seiner gedächtest: dann würdest Du auch Alles ganz vergessen haben, was vergessen werden soll; und würdest vergeßlich sein wie ein schwacher Greis, vergeßlich wie der, welcher im frem-

den Land seine Muttersprache vergessen hat und sie sinnlos redet, vergeßlich wie ein Zerstreuter — Du würdest ganz zu Ihm gezogen werden, welcher von der Hoheit Alle zu sich ziehen will.

Von der Hoheit will Er Alle zu sich ziehen.

Von der Hoheit; denn hier auf Erden wanderte er in Niedrigkeit, in geringer Knechtsgestalt, in Armut und Dürftigkeit, ein Leidender. Das war ja Christentum, nicht daß ein reicher Mann Arme reich macht, sondern daß der Aermste von Allen Alle reich macht, sowol Reiche wie Arme; und das war ja Christentum, nicht daß der Frohe die Betrübten tröstet, sondern grade der am meisten Betrübte. — Er will Alle zu sich ziehen; ziehen, aber Keinen will er zu sich locken. In Wahrheit zu sich ziehen, heißt in einem Sinn von sich abstoßen. Es ist in Dir wie in mir und in jedem Menschen Vieles, was er fort haben will; in Bezug darauf will er abstoßen.

Die Niedrigkeit ist der Stein des Anstoßes, die Möglichkeit des Aergernisses, und Du bist zwischen die Niedrigkeit, welche rückwärts liegt, und die Hoheit gestellt; grade deßhalb heißt es daß er zu sich zieht. Das Locken ist ein unwahres Ziehen, aber er will Keinen locken; die Erniedrigung gehört ihm ja ebenso wesentlich zu wie die Erhöhung. Wer ihn daher nur lieben könnte in seiner Hoheit, des Sinn wäre verwirrt; der kennt Christus nicht und liebt ihn auch nicht, er nimmt ihn eitel. Christus war und ist ja die Wahrheit. Wenn ihn nun einer nur in seiner Hoheit lieben kann, was will das sagen? Das will sagen: der kann die Wahrheit nur lieben — wenn sie gesiegt hat, wenn sie im Besitz ist von Macht

und Ehre und Herrlichkeit. Aber als sie kämpfte, da war sie ihm Torheit; den Juden ein Aergerniß den Griechen eine Torheit; als sie verhöhnt wurde und verspottet und wie die Schrift sagt bespeit, da konnte ein Solcher sie nicht lieben, da wünschte er sich fernzuhalten. Er wünschte also die Wahrheit weit weg, aber dann ist man ja in der Unwahrheit. Denn „der Wahrheit" kommt ebenso wesentlich zu in dieser Welt zu leiden, wie in der andern Welt zu siegen, und Christus Jesus ist derselbe in seiner Erniedrigung wie in seiner Erhöhung. Wenn aber einer sich nur gezogen fühlte Christus in seiner Erniedrigung zu lieben, wenn er gar nichts von seiner Erhöhung wissen wollte wo sein das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit ist, wenn er mit der Ungeduld eines unruhigen Geistes, gelangweilt, wie er wol sagen würde, von den guten und siegreichen Tagen der Christenheit, bloß nach dem Schauspiel des Schreckens verlangte, um da bei Ihm zu sein, da Er verhöhnt und verfolgt wurde: auch dessen Sinn ist verwirrt, er kennt Christus nicht und liebt ihn auch nicht. Denn Schwermut steht dem Christentum gar nicht näher als Leichtsinn; sie sind beide gleich weltlich und haben beide gleich sehr die Umkehr nötig.

M. Z. Du, an den sich meine Rede wendet, der Du heute hergekommen bist zu seinem, zu unsers Herrn Jesus Christus Gedächtniß, Du bist also hergekommen, gezogen von ihm, der von der Hoheit Alle zu sich ziehen will. Aber grade heute gedenkst Du ja seiner Erniedrigung, seines Leidens und Sterbens; so zieht er Dich zu sich. Er hat in der Hoheit Dich nicht vergessen — und Du vergißt nicht seine Erniedrigung; Du liebst ihn in seiner Erniedrigung aber zugleich seine herrliche Offenbarung.

Von der Hoheit will Er Alle zu sich ziehen.

Es ist nun 18 Jahrhunderte her, daß er die Erde verließ und zur Hoheit auffuhr. Das Aussehn der Welt ist seit der Zeit mehr als ein Mal verändert, Reiche sind aufgerichtet und gestürzt, große Namen sind aufgekommen und vergessen; und in dem täglichen Leben geschieht das Gewöhnliche, die Sonne geht auf und wieder unter und der Wind wechselt in seinem Kreislauf; man fragt nach Neuem, das bald wieder vergessen wird und anderes Neues kommt auf: aber von Ihm hört man in gewissem Sinn nichts. Und doch hat Er gesagt, daß er von der Hoheit Alle zu sich ziehen will. Er ruht also nicht in der Hoheit, er wirkt, damit beschäftigt und darum besorgt, Alle zu sich zu ziehen. Verwunderlich! Doch so siehst Du ja auch in der Natur ringsum die vielen Kräfte sich regen, aber die Kraft, die Alles trägt, die siehst Du nicht, Du siehst nicht Gottes Allmacht — und doch ist es ja eben so gewiß, daß auch Er wirkt; ein einziger Augenblick ohne ihn, so ist die Welt Nichts. So ist auch er unsichtbar in der Hoheit überall zugegen, damit beschäftigt Alle zu sich zu ziehen — ach, während in der Welt von allem Andern geredet wird als wäre er gar nicht da. Er braucht das Verschiedenartigste als Weg und als Mittel um zu sich zu ziehen; doch dies läßt sich hier nicht ausführen, am wenigsten heut, wo nur eine ungewöhnlich kurze Zeit für die Rede vorgeschrieben ist, weil die heilige Handlung die Hauptsache und das Abendmahl der Gottesdienst ist. Aber ob auch die Mittel, die er braucht, noch so verschieden sind, alle Wege laufen doch an einem Punkte zusammen: bei dem Sündenbewußtsein; dadurch geht der Weg, auf welchem er den Menschen, den Reuigen, zu sich zieht.

M. Z. Du, zu dem sich meine Rede wendet, der Du heute hergekommen bist, um zu seinem Gedächtniß an dem heiligen Abendmahl Teil zu nehmen: Du gingst ja heute erst zur Beichte, ehe Du zum Altar trittst. Von der Hoheit hat er Dich zu sich gezogen, aber durch das Bewußtsein der Sünde. Auf manchen sehr verschiedenen Wegen führt er die Einzelnen herzu, aber nur auf einem Wege zieht er sie zu sich: durch das Bewußtsein der Sünde. Denn er will Keinen zu sich locken, aber er will Alle zu sich ziehen.

Von der Hoheit will Er Alle zu sich ziehen.

M. Z. Du, an den sich meine Rede wendet! Heute ist er ja bei Dir gleichsam näher der Erde, er berührt sie gleichsam, er ist bei dem Altare wo Du ihn suchst; er ist da zur Stelle — aber nur um wieder von der Hoheit Dich zu sich zu ziehen. Denn weil Du Dich zu ihm gezogen fühlst und deßhalb heute hierherkamst, daraus folgt ja noch nicht, daß er Dich schon ganz zu sich gezogen hätte. Herr, mehre mir den Glauben; der diese Bitte bat, war nicht ungläubig sondern gläubig; so ist's auch mit der Bitte: „Herr ziehe mich ganz zu Dir;" wer recht so bitten soll, der muß sich bereits gezogen fühlen. O, und nicht wahr grade heute und grade weil Du Dich heute gezogen fühlst, grade deßhalb möchtest Du auch heute recht willig sein, Dir selbst und Ihm einzugestehen, wie viel noch fehlt, wie weit Du noch davon entfernt bist, daß er Dich ganz zu sich gezogen hätte — in die Höhe, fern von all dem Niedrigen und Irdischen, das Dich zurückhalten will. O, ich bin's ja nicht, m. Z. noch irgend ein andrer Mensch, der Dir das sagt und sagen soll; nein, jeder Mensch hat genug zu tun, sich selbst das zu sagen

— und würde Lob vor Gott haben, wenn er es sich je genugsam sagte. Ich weiß ja nicht, m. Z., wer Du bist, wie weit Er Dich bereits zu sich gezogen hat, wie viel weiter Du vielleicht im Christ sein gekommen bist als ich und mancher Andere: aber wer Du auch bist und wo Du auch bist, der Du heute hierherkamst um an dem heiligen Abendmahl Teil zu nehmen, gebe Gott, daß dieser Tag für Dich in Wahrheit möge gesegnet sein, gebe Gott, daß Du Dich in diesem heiligen Augenblick mögest ganz zu ihm gezogen fühlen und seine Gegenwart vernehmen; der Dich auch nicht vergißt, wenn Du dann den Altar verläßt, wenn Du nur ihn nicht vergissest, ja der Dich nicht vergessen wird, selbst wenn Du zuweilen ihn vergäßest, der fortfährt von der Hoheit Dich zu sich zu ziehen bis zu einem seligen Ende, damit Du dereinst bei Ihm seist und bei ihm in der Hoheit.

II.

Herr Jesus Christus, schwach ist unser eigner törichter Sinn, der sich nur allzu gern ziehen läßt — und es giebt so vieles, was uns zu sich ziehen will. Da ist die Lust mit ihrer verführenden Macht und das Mannichfaltige mit seiner verwirrenden Zerstreuung, der Augenblick mit seiner betörenden Wichtigkeit und die eitle Mühe der Geschäftigkeit, der sorglose Zeitverderb des Leichtsinns und das düstre Grübeln der Schwermut; alles dies will uns von uns selbst ab und zu sich hinziehen um uns zu betrügen. Aber Du, der Du die Wahrheit bist, nur Du unser Retter und Erlöser kannst in Wahrheit einen Menschen zu Dir ziehen und Du hast ja gelobt es zu tun; Du willst Alle zu Dir ziehen. So gebe denn Gott, daß wir in uns gehen und dadurch zu uns selbst kommen, damit Du nach Deinem Wort uns zu dir ziehen kannst — von der Hoheit, aber durch Armut und Erniedrigung.

Joh. 12, 32: Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, will ich Alle zu mir ziehen.

A. Z. Laß uns zuerst zur Einleitung uns recht deutlich machen, was in dem Gedanken liegt: „zu sich ziehen", um dann desto besser und desto innerlicher das vorgelesene heilige Wort zu verstehen, daß Christus erhöht von der Erde, also von der Hoheit, Alle zu sich ziehen will.

Was will es sagen „zu sich ziehen"? Ist es nicht doch im Grunde unwahr, von dem, was nur betrügerisch zu sich zieht, was nur zu sich zieht um zu betrügen, zu sagen,

daß es zu sich ziehe? Denn richtiger und wahrer muß man ja davon sagen: es betrügt, und nicht ein Wort mehr. Wenn man sagt, es zieht, so ist es ja als wollte man einen Augenblick das Entscheidende verschweigen, als wollte man einen Augenblick zögern und nicht gleich mit der Sprache herausrücken, kurz angebunden wie die Wahrheit immer ist, eilig wie die Wahrheit allzeit die Lüge flieht. Wenn man von dem, was verführt, sagen wollte es führt — dann inne halten und gar nichts weiter oder erst ganz zuletzt hinzufügen wollte — zur Verführung: läge dann nicht darin, daß man im Grunde in der Macht des Verführenden ist? Wahrlich es ist gefährlich und bedenklich, wenn ein Mensch so buchstabirt und so langsam im Zusammenstellen ist; es ist ein gefährliches Zögern bei dem Verbotenen, es ist als hätte man doch im Grunde Lust ein kleines Stück mitzugehen, ein kleines Stück von dem Verführenden sich führen zu lassen. Es würde ja auch unverantwortlich sein, wenn man zu dem, der in der Macht des Verführenden schon ist, nur sagen wollte: Nimm Dich in Acht, das führt zur Verführung. O, wer um seine eigne oder um eines Andern Rettung besorgt ist, er spricht ganz anders ungeduldig; selbst in dem Augenblick, wo er menschlich gesprochen weit weg von dem Verführenden ist, giebt er ihm nicht einen Finger, damit er nicht die ganze Hand nehme; er scherzt nicht damit, er coquettirt nicht damit.

Sage nicht, das dies eine spitzfindige Wortklauberei sei, nichts weniger als erbaulich; o, glaube mir, es ist wichtig für einen Menschen, daß seine Sprache genau und wahr ist; denn dann ist es auch sein Denken. Und dann, ob auch das Verstehen und das richtig reden noch nicht Alles ist, da ja auch das richtig Handeln gefordert wird, so ist doch das

Verstehen für das Handeln wie das Sprungbrett, von dem der Springende den Anlauf nimmt: je deutlicher, je genauer, je mehr in gutem Sinn leidenschaftlich das Verständniß ist, um so mehr erleichtert es das Handeln, oder um so leichter ist es für den, der handeln soll, sich zur Handlung zu erheben, wie es für den Vogel leicht ist sich von dem schaukelnden Zweige zu erheben, dessen Schwanken den leichtesten Uebergang bildet zum Fliegen.

Wovon es in Wahrheit heißen soll, daß es zu sich zieht, das muß zuerst und zuförderst Etwas in sich selbst sein, oder ein Etwas sein, das in sich selbst ist. Denn was nicht in sich selbst ist, kann unmöglich zu sich ziehen. Aber dies ist ja der Fall bei dem Sinnlichen, dem Weltlichen, dem Augenblicklichen, dem Mannichfaltigen, das ist in sich selbst Nichts, ist leer. Deßhalb kann es im letzten Grunde nicht zu sich ziehen, es kann nur betrügen. Daß es betrügt ist das Letzte, aber es soll zuerst und sofort gesagt werden, daß es betrügt.

Wovon es in Wahrheit heißen soll, daß es zu sich zieht, das muß das Höhere sein, das Edlere, welches das Niedere zu sich zieht; das heißt in Wahrheit zu sich ziehen, das ist hinaufziehen nicht hinunterziehen. Wenn das Niedere das Höhere zu sich zieht, da zieht es nicht, da zieht es hinunter, da betrügt es. Der Betrug ist freilich das Letzte, was sich zeigt, aber dies Letzte ist es doch, was zuerst und sofort gesagt werden soll: es betrügt.

Weiter, was es näher verstanden sagen will „in Wahrheit zu sich ziehen" beruht auf der Beschaffenheit dessen, das gezogen werden soll. Ist dieses in sich selbst ein Selbst, so kann es mit Wahrheit nicht so gezogen werden, daß es aufhört ein Selbst zu sein, alles eigene Bestehen verliert und in

das hineingezogen wird, welches es zu sich zieht. Nein, bei dem was in Wahrheit ein Selbst ist, würde ein solches Ziehen wieder ein Betrügen sein. Der Betrug würde sich freilich zuletzt zeigen, aber dies Letzte ist es doch, was gleich und sofort gesagt werden soll: es betrügt. Nein wenn das, was gezogen wird, in sich selbst ein Selbst ist, so wird es mit Wahrheit nur gezogen, wenn ihm dazu geholfen wird, erst in Wahrheit zu werden was es ist, um es dann so zu ziehen. — Hier kommt es also bei dem Ziehen auf ein Doppeltes an, erst muß das Selbst, welches gezogen werden soll, zu sich selbst gebracht werden, um es dann so zu sich zu ziehen.

Und was heißt nun ein Selbst sein? Es heißt eine Verdoppelung sein. Deßhalb ist hier bei dem Ziehen ein Doppeltes. Der Magnet zieht das Eisen an sich, aber das Eisen ist kein Selbst, deßhalb ist in diesem Verhältniß das Ziehen etwas Einfaches. Aber ein Selbst ist eine Verdoppelung, ist Freiheit, deßhalb bedeutet in diesem Verhältniß das zu sich ziehen: eine Wahl setzen. Wenn das Eisen gezogen wird, kann nicht die Rede von einer Wahl sein. Aber ein Selbst kann von einem Andern nur durch eine Wahl mit Wahrheit gezogen werden; so ist das mit Wahrheit zu sich ziehen ein Zusammengesetztes.

Also; wovon in Wahrheit soll gesagt werden, daß es zu sich ziehe, muß Etwas in sich selbst sein, oder Etwas, das in sich selbst ist. So wenn die Wahrheit zu sich zieht, denn die Wahrheit ist in sich selbst, ist in und für sich selbst — und Christus ist die Wahrheit. Es muß das Höhere sein, welches das Niedere zu sich zieht — wie wenn Christus, der unendlich Höchste, wahrer Gott und Mensch, von der Hoheit Alle zu sich ziehen will. Aber auch der Mensch ist ein Selbst.

Deßhalb will Christus zuerst und zuförderst jedem Menschen helfen, zu werden was er ist, und fordert zuerst von ihm daß er, indem er in sich geht, er selbst wird, um ihn dann zu sich zu ziehen. Er will den Menschen zu sich ziehen, aber um ihn in Wahrheit zu sich ziehen, will er ihn nur als freies Wesen zu sich ziehen, also durch eine Wahl. Deßhalb will er, der sich selbst erniedrigte, also der Erniedrigte ist, die Menschen von der Hoheit zu sich ziehen. Doch ist er in Niedrigkeit und Hoheit ein und derselbe, und die Wahl wäre nicht]'richtig, wenn Jemand meinte, er solle zwischen Christus in Niedrigkeit und Christus in Hoheit wählen, denn Christus ist nicht geteilt, er ist ein und derselbe. Die Wahl ist nicht: entweder Niedrigkeit oder Hoheit, nein, die Wahl ist Christus, der ein Zusammengesetztes ist, der Erniedrigte und Erhöhte aber ein und derselbe, der deßhalb grade verhindert einen der Teile zu wählen, während das Dasein beider Teile es unmöglich macht, anders als durch eine Wahl zu ihm gezogen zu werden. Denn sollte er in Wahrheit zu sich ziehen ohne eine Wahl, so müßte er eins von Beiden sein, entweder der Erhöhte oder der Erniedrigte, aber er ist Beides. So durch ein Doppeltes zieht keine Naturkraft, Nichts in der Welt, so zieht nur Geist, und Geist wiederum kann nur so zu sich ziehen.

Von der Hoheit will Er Alle zu sich ziehen.

Und nicht wahr, das ist ja geschehen, diese Tausende und Millionen die hat er Alle zu sich gezogen und zieht sie zu sich — denn in der Erniedrigung zog er nur Zwölf zu sich und von diesen Zwölfen verriet ihn der Eine und verleugneten ihn die Andern. Aber alle diese Tausende und Millionen die

er von der Hoheit zu sich zieht, die halten fest an ihm. Vielleicht! Aber gesetzt, er wollte die Probe machen, er kleidete sich wieder in Niedrigkeit und käme in noch strengerem Sinn als vordem in sein Eigentum: was würde wol die Folge sein?

Doch ist es nicht sein eigen Wort, daß er von der Hoheit Alle zu sich ziehen will? Dann ist es ja ganz in seiner Ordnung, daß geschieht, was er vorausgesagt hat, und so muß es mit diesen Tausenden und Millionen doch wol ganz richtig zusammenhängen, die sich Alle zu ihm von der Hoheit gezogen fühlen! Zu sich ziehen heißt durch einen Gegensatz, durch eine Wahl ziehen, also nicht unmittelbar sondern mittelbar und dabei ist nicht der eine oder der andere Gegensatz zu wählen sondern die Einheit von zwei Gegensätzen, was sich nicht unmittelbar tun läßt. Insofern kann man auch nicht sagen, daß er von der Hoheit zu sich ziehen würde, wenn er bloß der hoch Erhöhte wäre, und niemals Anderes gewesen wäre.

Aber wer ist der Redende? Ist es der Erhöhte? Keineswegs. Dann müßte die Rede ja anders lauten; dann müßte ja dastehen: ich, der ich erhöht bin, ich will Alle zu mir ziehen. Dagegen steht da; aber ich — wenn ich erhöht werde; das redende Ich ist also nicht der Erhöhte. Ich, das will sagen, ich der Erniedrigte, wenn ich erhöht werde, will ich Alle zu mir ziehen. Der Erhöhte will es tun, aber der Erniedrigte hat gesagt, daß er es tun will. Wenn der Erniedrigte nicht gelebt hätte, so hätten wir ja gar nichts von dem Erhöhten gewußt, und wenn nicht der Erniedrigte diese Worte gesagt hätte, so hätten wir ja gar nichts davon gewußt, daß er von der Hoheit Alle zu sich ziehen will.

Wie sollen nun die Worte verstanden werden? Bei ei-

ner Rede, besonders bei einer Rede in der ersten Person, ist es doch nicht genug zu verstehen was gesagt wird, wir müssen ja auch darauf achten, wer es ist, der redet. Und der Redende ist der Erniedrigte, wie ja auch die Worte historisch nicht gestern oder vorgestern sondern vor 1800 Jahren gesagt sind, da er, der Erniedrigte, noch nicht erhöht war. Aber wenn ein Mensch eine Veränderung durchmacht, wie die: Erniedrigung — Erhöhung, so ist es, um seine Aussage zu verstehen, von großer Wichtigkeit, in welchem Abschnitt seines Lebens er es gesagt hat. Doch bei Christi Leben ist diese Erklärung leicht zu bekommen, denn seine Erhöhung beginnt erst mit seiner Himmelfahrt — und seit der Zeit ist nicht ein einziges Wort von ihm gehört worden; jedes Wort also, das er gesagt hat, ist in seiner Erniedrigung gesagt.

Aber laß mich doch einen ganz einfachen Fall setzen um einleuchtend zu machen, wie wichtig es ist, bei dem Wort eines Menschen, der in seinem Leben bedeutende Veränderungen durchmachte, zu erfahren, in welchem Abschnitt seines Lebens er es gesagt hat. Laß uns einen frommen armen Mann denken; er lebt natürlich verlassen; Jeder bei dessen Tür er vorbeigeht, ist froh, und sieht man ihn kommen, so ist man froh daß man sein Kommen doch so zeitig entdeckt, um die Tür verschlossen zu halten, oder sich verleugnen zu können. Wenn da von ihm erzählt wird, daß er soll gesagt haben: wenn ich der Reichste unter den Reichen geworden bin, dann werden Alle mich suchen. Laß uns nun denken, daß geschieht was er in kindlichem Vertrauen auf Gott ohne zu murren, nein froh in Armut gehofft hatte, daß er wirklich der Reichste unter den Reichen wird — und nun suchen ihn Alle. Laß uns denken, daß zwischen den beiden Abschnitten seines Lebens

viele viele Jahre liegen — wenn da einer bei dem Wort vergäße, daß es der arme Mann gesagt hatte, verstände er es da? Nein, er verstände es falsch.

Das Merkwürdige war ja grade, daß der arme Mann diese Worte sagte, während er arm war und als die Worte den Meisten wol wie Torheit erschienen. Das Merkwürdige war, daß er in den Tagen der Armut diesen Glauben und dieses Vertrauen zu Gott hatte, Gott werde ihn zu dem Reichsten der Reichen machen. Ist nicht dies das Merkwürdige? Oder wäre etwas Merkwürdiges darin, daß Alle den reichen Mann suchen, ist es etwas Merkwürdiges vorauszusagen, daß dies geschehen werde. Das kann doch wol Jeder voraussagen, Toren so gut wie Weise. Das Merkwürdige liegt also in dem Verhältniß zwischen dem Wort und der üblen Lage des Mannes unter der er dieses Wort sagte. Damals, als der arme Mann diese Worte sagte: „wenn ich unter den Reichen der Reichste sein werde, dann . . . .“ hat man wol spottend gesagt: ja — wenn! Das heißt, man hatte, wenn auch der Spott unrecht war, doch richtig verstanden, daß das eigentlich Merkwürdige bei dieser Rede der Redende war, oder daß ein Mann in Armut dies Wort sagte.

Und so auch bei dem vorgelesenen heiligen Wort von ihm, dem Erhöhten. Das Merkwürdige ist, daß der es sagt der Erniedrigte ist, daß der Verhöhnte, Verspottete, Bespeite sagte: ich, wenn ich erhöht werde, will ich Alle zu mir ziehen. Denn daß der Erhöhte, Siegreiche, Mächtige Alle zu sich zieht, das ist nicht sehr merkwürdig, das kann nahezu ein Tor ebenso gut voraussagen wie ein Weiser; wäre solches Voraussagen Prophetie, so wären wir Alle, groß und klein, gleich große Propheten. Aber das Merkwürdige war, daß der Erniedrigte

es sagte. Und deßhalb haben auch die Gleichzeitigen gesagt: ja — wenn! Das heißt, sie haben richtig entdeckt, wo in der Rede der Nachdruck des Merkwürdigen liegt. Es ist ganz wie bei dem Wort jenes armen Mannes. Doch ist dabei der unendliche Unterschied, daß dieser ja doch höchstens mit kindlichem Vertrauen und Hoffen zu Gott die Möglichkeit hoffen konnte, als er jenes „wenn" sagte. Ferner ist es doch auch buchstäblich wahr, daß der Arme damals wirklich arm war. Aber Er, der Erniedrigte, er wußte, daß er würde erhöht werden, er wußte es ewig gewiß, ja in gewissem Sinn war er selbst als der Erniedrigte doch der Erhöhte. Und sieh, dies ist das Merkwürdige, ein solcher Erniedrigter und ein solches Wort eines solchen Erniedrigten! Aber wie gesagt, soll das Wort verstanden werden, so muß man vor Allem daran denken, daß es der Erniedrigte ist, der redet.

Ist dies einem nun ganz gegenwärtig, so ist es als wüßte man nichts von der Erhöhung, sondern als hörte man bloß den Erniedrigten reden und dann wird man auch das Wort besser verstehen. Denn um die Aussage eines Menschen zu verstehen, dazu gehört nicht bloß, daß man das Gesagte versteht, sondern auch, wie ja gezeigt wurde, wer der Redende ist und falls sein Leben mit entscheidenden Umgestaltungen versucht wurde, in welchem Abschnitt es geschah — und dann gehört noch Eines dazu: in welcher Stimmung er das Wort gesagt hat.

Laß uns an jenen armen Mann denken. Er ist nun der reiche Mann, von Allen gesucht. Diese Alle, welche ihn suchen, wollen es gerne in Vergessenheit bringen, daß er arm war, und besonders, daß er in der Armut das sagte — denn sonst erinnert sie ja das Wort daran, daß damals Keiner ihn suchte.

Das will sagen, das Wort hat eigentlich nun erst seinen Stachel bekommen, nun da er der Reiche geworden ist, und — da Alle ihn suchen. Den Stachel muß man weg haben; denn sonst hat man doch nicht all den Vorteil von diesem reichen Manne, den man haben könnte. Was tut man da? Man sagt: ach, laß das vergessen sein, das ist eine düstere und traurige Erinnerung. Man läßt da den ersten Teil der Aussage weg, dieses „wenn ich werde," und es scheint, als wäre es ein reicher Mann, der — wie tiefsinnig wird nun nicht das Wort, beinahe ebenso tiefsinnig wie die Bemerkung an einem sonnigen Tage: es ist heute schönes Wetter! — sagte: ich bin von Allen gesucht. Und man findet, daß es Wahrheit ist, man findet, daß es vortrefflich gesagt ist; so ist es, so soll es sein, das ist gänzlich in seiner Ordnung, und es ist kein Wunder, daß Alle besonders diesen reichen Mann suchen, der so witzig und geistreich ist, der im schwellenden Gefühl der Lebenslust, mit lächelnder Miene, selbst innerlich froh darüber sagt: ich bin von Allen gesucht.

Aber, aber es war der arme Mann, der das Wort sagte: wenn ich unter den Reichen der Reichste sein werde, da werden mich Alle suchen. Laß uns vor Allem an die üble Lage denken, unter der er das Wort sagte, so kommen wir wol der Stimmung auf die Spur — ja da ist vielleicht doch Bitterkeit in der Seele des Armen gewesen, als er es sagte. O, elende Welt, hat er vielleicht gedacht, so lange ich arm bin, fliehen mich Alle, — wenn ich reich geworden bin, werden Alle mich suchen. Und angenommen, daß die Sele des armen Mannes Tiefe besaß, so hat er, als er nun der reiche Mann geworden war, demütig vor Gott bereut, was von Bitterkeit in seinem Herzen war, als er das Wort sagte — aber

wahrscheinlich ekelte ihn das ganze Wesen an, als er Alle den Armen fliehen sah, und es ekelte ihn noch mehr an, als er Alle den Reichen suchen sah. Denn war Tiefe in seiner Sele, so hat er nicht gewünscht, seiner spotten zu lassen. Und in tieferem Verstand war er nicht zum Spott, als Alle ihn den Armen flohen; aber er konnte es leicht werden, wenn Alle ihn den Reichen suchen, er konnte es leicht werden — denn in tieferem Verstande heißt zum Spott werden, nicht was Andre einem antun, sondern was man ist — wenn er betört hinging und vergaß, was er als Armer gelernt hatte.

Und nun er, der Erniedrigte! Ja in seiner Sele war keine Bitterkeit, auch nicht als er sagte: „wie lange soll ich dieses Geschlecht ertragen," er war die Liebe; zu ihm kam die Bitterkeit von außen, aber sie vermochte ihn niemals bitter zu machen. Dagegen vermochte sie sein Leben zu verbittern, das Leben, das er in Erniedrigung führte, aller Lüge und Verleumdung und Mißhandlung und Verfolgung preisgegeben, ein Schmerzenszeuge für lauter Schwachheit und Feigheit und Selbstliebe — von Allen verabscheut. Da sagte er: aber ich, wenn ich erhöht werde, will ich Alle zu mir ziehen. Dachte er, als er sagte: wie lange soll ich dieses Geschlecht ertragen, damit allein an jenes Geschlecht, dachte er daß die Geschlechter, die willig sind bei der Niedrigkeit vorbeizuspringen, um die Hoheit mit ihm zu teilen, wesentlich besser und erträglicher seien? Ob ihn das wirklich betören sollte, daß Alle, wenn er erhöht ist, sich ihm anschließen wollen, ob es ihn wol betören und im mindesten sein Urteil verändern sollte über das, was Wahrheit ist, — da er selbst die Wahrheit ist! Aber wenn das eine Unmöglichkeit ist, unmöglicher als die größte Unmöglichkeit in der Naturordnung: so hat er ja

nicht das Mindeste vergessen, nicht das Mindeste davon, wie sein Leben war, als er der Erniedrigte war.

So ist also im Grunde ein Stachel, ein Wahrheitsstachel in diesem Wort: aber ich, wenn ich erhöht werde, will ich Alle zu mir ziehen. Als sie gesagt wurden, da lag der Wahrheitsstachel darin, daß er, der Erniedrigte, bei sich wußte, daß er der hoch Erhöhte sei! Bitter war er, wie gesagt, nicht; aber er sagte doch: wie lange soll ich dieses Geschlecht ertragen. Und als er so der Erhöhte wurde und es geschah, daß er von der Hoheit Alle zu sich zog, da ist der Stachel, der Wahrheitsstachel, daß es der Erniedrigte ist, der diese Worte gesagt hat. Und ihn sollst, Du, ihn sollen alle Millionen Menschen oder — alle Millionen Christen vergebens betören wollen, oder bewegen wollen, Etwas zu vergessen — wie die fröhlichen, anstoßenden Hausfreunde bei jenem reichen vormals armen Manne es so gerne in Vergessenheit bringen wollen, daß er als Armer das Wort gesagt hat, bei ihm in Vergessenheit bringen wollten, was er als Armer von der Welt zu wissen bekam, und ihm einbilden, daß es eine vortreffliche Welt sei — denn schart sich nicht Alles um ihn!

Nein ein Mensch kann wol mit den Jahren etwas vergeßlich werden, und in den guten Tagen des Reichtums die Erfahrungen der Armut und die Wahrheit vergessen, aber er, der Erhöhte, für ihn ist alles eine ewige Gegenwart — die 1800 Jahre sind wie ein Tag. Die Erhöhung hat ihn nicht verändert; er ist sich selbst so gegenwärtig, daß er noch heute derselbe ist in dem Wort, das er sagte, so lebhaft erinnert er sich, daß er der Erniedrigte war; er ist der Erniedrigte, der zu den Jetztlebenden sagt: von der Hoheit will ich Alle zu mir ziehen.

Aber hat er denn nicht gesagt, daß er von der Hoheit Alle zu sich ziehen will? Ja gewiß — er der Erniedrigte hat es gesagt. Er läßt sich nicht betrügen — Du entgehst der Erniedrigung nicht; denn erinnert das Wort an die Erhöhung, so erinnert der Redner an die Erniedrigung. Du kannst nicht eins von Beiden herauswählen, ohne eine Unwahrheit zu verschulden, womit Du nur Dich selbst betrügst, nicht ihn, und Dich selbst um die Wahrheit betrügst, die er ist.

III.

Herr Jesus Christus! Sehr verschieden ist das Viele, wozu ein Mensch sich gezogen fühlen kann; aber Eins ist es, wozu ein Mensch niemals von Natur sich gezogen fühlt, das ist zu Leiden und Erniedrigung. Das meinen wir Menschen so weit möglich fliehen zu müssen, und in jedem Fall uns dazu nur zwingen zu lassen. Aber Du, unser Erretter und Erlöser, Du der Erniedrigte, Du willst doch Keinen zwingen, und am wenigsten zu dem, was ja doch die höchste Ehre eines Menschen ist und sein soll, Dir gleichen zu dürfen: daß doch Dein Bild in der Erniedrigung so lebendig vor uns stehen müßte, aufweckend und überredend, daß wir uns zu Dir in Niedrigkeit gezogen fühlen, dazu gezogen, Dir in Niedrigkeit gleichen zu wollen, Dir, der Du von der Hoheit Alle zu Dir ziehen willst.

Joh. 12, 32. Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde will ich Alle zu mir ziehen.

Wer ist denn dieser Erhöhte? Es ist Gottes eingeborner Sohn, unser Herr, der von Ewigkeit bei Gott war, Gott war, zur Welt kam, darauf zum Himmel auffuhr wo er nun sitzt zur Rechten des Vaters, verherrlicht mit der Herrlichkeit, die er hatte ehe die Welt war. Er ist der, welchem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden; Der in dessen Namen alle Kniee sich beugen sollen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind; Der, von dessen Lob und Preis die Ewigkeit wiederhallt, und abermals ewig

wiederhallen soll; Der, welcher wiederkommen wird in der Wolke, umgeben von allen seinen heiligen Engeln, um die Welt zu richten, und die zu retten, welche gläubig seine herrliche Offenbarung erwartet haben.

Aber weiß man den sonst Nichts von Ihm? Ja, und das Meiste was man von ihm weiß, ist etwas ganz Anderes: daß er der Erniedrigte war! Er wurde als uneheliches Kind geboren; und hätte der Vater sich selber raten dürfen, so hätte er, gutmütig wie er war, zwar nicht offenkundig beschuldigt, aber doch in der Stille die verachtete Jungfrau verlassen, welche die Mutter war. Doch der Sinn des Stiefvaters änderte sich; er wurde hinsichtlich der menschlichen Fürsorge und Aufopferung für das Kind ein wirklicher Vater; aber da wurde dagegen das ganze Geschlecht, welchem dieses Kind durch sein Mensch werden zugehörte, ein um so grausamerer Stiefvater — gegen dieses uneheliche Kind, welches das Geschlecht nicht anerkennen wollte. Ja wie man zuweilen einen armen Vogel sehen kann, welchen alle Vögel derselben Art fort und fort verfolgen und mißhandeln und hacken, weil er nicht ganz wie alle andern ist, bis es ihnen endlich nach Wunsch glückt, ihm das Leben zu nehmen, damit die Verwandtschaft ein Ende haben kann: so wollte das Geschlecht nicht in Verwandtschaft mit diesem Kinde sein; da kam ihnen Alles darauf an, ja es galt Leben und Tod, so wichtig war es diesem Menschen das Leben zu nehmen, damit die Verwandtschaft ein Ende haben könne. Diese Geschichte, das ist, die Geschichte von dieser beständigen Mißhandlung, die zuletzt mit dem Tode endet, diese Geschichte all dieser Leiden, das ist seine Lebensgeschichte. Sie kann auf mehrere Arten erzählt werden; sie kann kurz erzählt werden, mit zwei ja mit

einem Wort: sie war Leidensgeschichte. Sie kann auch weitläufiger erzählt werden; aber sie kann niemals ganz wahr erzählt werden, denn sie war so weitläufig, daß kein Mensch sie erzählen kann. Anders als auf eine von diesen beiden Arten, kann sie nicht erzählt werden; es ist ein menschliches Mißverständniß, daß man sie so verkürzt hat, daß man nur den letzten Teil: Leidensgeschichte, genannt hat; dies ist ein Mißverständniß. Wol wahr nämlich, es war eine Zeit seines Lebens, ein Abschnitt, wo es ja beinahe wie Herrlichkeit aussah. Aber hackte denn nicht doch auch in dieser Zeit das Geschlecht auf ihn ein durch die Pein des Mißverstehens, welche es ihm zufügte? Und selbst der Augenblick seines Lebens, da es menschlich sich herrlich ausnahm: man sieht doch daß diese Herrlichkeit mehr vulkanisch als zuverlässig ist, nicht darauf zu bauen, man ahnt, daß diese Herrlichkeit etwas Anderes bedeuten soll, daß sie im Geheimen gleich der Höhe ist, von der einer fällt — im Einverständniß mit dem Gegenteil ist, mit dem Schrecken des Unterganges, daß sie zweideutig ist, wie der Augenblick, da jenes Weib ihn mit köstlicher Salbe salbte. Du bekommst doch wol kaum den Eindruck von der ruhigen Festlichkeit eines Mahles; er sagt ja auch selbst: zu meinem Begräbniß hat sie diese Salbe bewahrt — da ja jeder Tag seines Lebens in gewissem Sinn sein Begräbnißtag ist, denn er war bestimmt, das Opfer zu sein. — Und so war all dieses eine Augenblicksherrlichkeit, sie war bloß da für den Untergang, ihre Bedeutung war der Untergang, oder daß sie den Untergang vorbereitete. Man wollte ihn zum König ausrufen, aber Er sieht nicht aus wie sonst ein Candidat zur Königswahl, der selbst danach strebt, und deßhalb Alles getan hat um sie sich zu sichern. Nein, er ist eher der Fremd-

ling bei der Königswahl, weil er wußte, daß dieser Aufzug bloß mit in den Ernst von dem hineingehörte, was er gut verstand: daß er das Opfer sein sollte. Ihn zum König ausrufen wollen, ihn! das ist ebenso sonderbar und unsinnig, als wollte man dem, der nach heiligem Gelübde in Armut lebte, alle Schätze der Welt überreichen; was sollte er damit — und was sollte Er mit der Königsmacht, er der von Allen gegen alles Weltliche am gleichgiltigsten ist! Das kleine Volk, dem er zugehörte, nannte sich stolz Gottes auserwähltes Volk; dies Volk war unter fremder Herrschaft, und, wie natürlich, Alle beschäftigten sich mit dem Gedanken das verhaßte Joch von sich zu werfen. Deßhalb wollte man ihn zum König ausrufen. Aber sieh, da man ihm den Zinsgroschen zeigt und durch eine bestrickende Frage ihn mit oder wider seinen Willen zwingen will, Partei zu nehmen, was da? O, weltliche Parteileidenschaft, und selbst wenn Du heilig und national genannt wirst, nein so weit reichst Du nicht, daß Du seine Gleichgiltigkeit fangen kannst! Er fragt: „wessen Bild ist es, das auf die Münze geprägt ist," man antwortet: des Kaisers; „dann gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Unendliche Gleichgiltigkeit! Ob der Kaiser Herodes heißt oder Salmanassar, ob er ein Römer oder Japanese ist, das ist ihm das Gleichgiltigste von Allem. Aber auf der andern Seite: unendlich klaffender Unterschied, den er zwischen Gott und dem Kaiser befestigt — „gebet Gott, was Gottes ist!" Denn weltlich wollte man es zu einer Gottesfrage machen, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuer zu geben; so will sich die Weltlichkeit so gerne als Göttlichkeit schminken, so hatte man ja auch in der Frage Gott und den Kaiser zusammengemischt, als hätten die Beiden ohne wei-

teres und direct Etwas mit einander zu schaffen, als wären sie vielleicht Nebenbuhler, Gott auch so eine Art Kaiser, das heißt, man hatte in der Frage eigentlich im Geheimen Gott eitel genommen, ihn verweltlicht. Aber er macht den Unterschied, den unendlichen Unterschied, er macht das Steuern zahlen an den Kaiser zum Gleichgiltigsten von Allem, das will sagen, zu Etwas, das man tun soll, und nicht ein Wort oder einen Augenblick mit dem Gerede darüber verlieren — um so desto mehr Zeit zu bekommen, um Gott zu geben, was Gottes ist. Und er ist es, den man zum König ausrufen will! O, aber welches Leiden, so mißverstanden zu werden. — Und so wurde er in Allem mißverstanden. Da verging nicht ein Tag, nicht eine Stunde eines Tages, ohne daß das Mißverständniß, so gut es konnte, ihn kreuzigte — und vielleicht ebenso marternd wie das leibliche Leiden. Man mißverstand seine Lehre und nahm sie eitel, man mißverstand seine Wunder und nahm sie eitel, man mißverstand ihn selbst und nahm ihn eitel; man mißverstand seinen Umgang mit Zöllnern und Sündern und ärgerte sich, man mißverstand seine völlige Entsagung und ärgerte sich, man mißverstand seine Voraussagung seines Leidens und Sterbens und ärgerte sich. Ja mit Ausnahme der Apostel war wol jenes Weib eine von den Wenigen, die ihn verstanden, obschon sie ihn doch mißverstand, denn sie verstand wol nicht, daß sie es tat — ihn salbte — mit Rücksicht auf seinen Tod. O, Grauen des Schreckens, daß es eine so geheimnißvolle Auslegung dessen giebt, was grade das Gegenteil zu sein scheint; daß dieser Augenblick beim Gastmahl, wo er mit köstlicher Salbe gesalbt wird, sein Begräbniß bedeutet!

Stell Dir diesen Erniedrigten vor, ihn, den das Ge-

schlecht nicht anerkennen wollte, aber über den dagegen Alle sich einigten, freilich auf verschiedene Weise, zu rufen: seht, welch ein Mensch! Ungleichartig war sein Leben von Anfang bis zum Ende. Seht, welch' ein Mensch! rief das Geschlecht, als es ihn zum König machen wollte, und seht welch ein Mensch! als es ihn kreuzigen wollte. Seht welch ein Mensch! das ist gleichsam die Leidesgeschichte seines Lebens in einem einzigen Ausruf.

Und er, dieser Erniedrigte, er war Liebe, er wollte nur Eins: die Menschen retten, er wollte es auf jede Bedingung; er verließ deßhalb die himmlische Herrlichkeit; er wollte es auf jede Bedingung; er wollte sein Leben dafür opfern. So — ja man kann nicht sagen; ging er aus in die Welt, nein, so, mit diesem Vorsatz stieg er nieder zur Erde, ging dann aus in die Welt. Man sollte glauben, er müßte Alle bewegt haben, aber er bewegte Keinen, und doch ja: er bewegte Alle, er regte sie nämlich Alle gegen sich auf. Welches Leiden, welches Leiden der Liebe!

Kann nun dieser Anblick Dich nicht bewegen? Aber nicht wahr, Du willst aufrichtig gegen Dich selbst sein, und wenn einer oder der andere von den Rednern, die übel handeln, oder doch nicht wissen, was sie tun, wenn er Dich mit seiner Beredsamkeit betrügen wollte, indem er betörend von Christi Leiden spräche, oder wol auch betörend sich zu seinem Kreuz setzen wollte — als Betrachter, um von da über die Welt, die Weltgeschichte, die Menschheit hinzublicken: nicht wahr, da wirst Du Dich nicht betrügen lassen? Du wirst bedenken, daß, soll es Ernst sein mit dem Sitzen oder dem Stehen bei seinem Kreuz, da muß es in der Lage der Gleichzeitigkeit sein, wo es also bedeuten wollte, wirklich mit ihm

zu leiden, nicht am Fuß seines Kreuzes Betrachtungen anzustellen, sondern selbst vielleicht an ein Kreuz zu seiner Seite genagelt — Betrachtungen anzustellen. Denke deßhalb — um des Ernstes willen, oder damit es Ernst werden kann — nicht betrachtend an ihn, sondern denk zuerst und zuförderst an Dich selbst, daß Du in Deinen Gedanken gleichzeitig mit ihm werdest. Kann nun dieser Anblick Dich nicht bewegen — nicht zu Thränen, die sind hier an der unrechten Stelle, überflüssig, ja vom Bösen, wenn Du nicht über Dich selbst weinst — sondern zum Ernst, zum Handeln, dazu, doch auf irgend eine Weise in Aehnlichkeit mit ihm leiden zu wollen? Du wirst nicht gegen Deinen Willen gezwungen; aber selig bist Du, wenn Dein Wille Dich zwingt, so daß Du sagen mußt: ich kann nicht anders, denn dieser Anblick bewegt mich. Du wirst nicht gegen Deinen Willen gezwungen; o, verstehe mich nicht falsch, es ist eine Ehrensache, um die es sich handelt; willst Du es nicht, fällt es Dir vielleicht zu schwer, so kannst Du gerne frei bleiben — das ist in solchem Fall eine Ehrensache, von der Du Dich selbst ausnimmst: fällt Dir dies vielleicht leichter? Aber sage selbst, und sage Dir das selbst, was würdest Du von einer Geliebten halten, die dem Geliebten nur angehören wollte, nachdem er alle Beschwerden überstanden, in allen Gefahren gesiegt hätte, von einer Geliebten, die ihn nur in der Hoheit lieben könnte? Ist das lieben? Nun ja das heißt sich selbst lieben, aber ist das lieben? Denk Dir zwei Liebende. Der Liebende, der Mann hätte unbeschreiblich viel in seinem Leben durchgemacht; er mußte allein in der Welt stehen, verarmt, von Allen verkannt, verachtet, verspottet — aber dann wendete es sich, seine Sache siegte, und er ist nun der von Allen Bewunderte um den Alle werben.

Da erst lernt er das Mädchen kennen, welche seine Geliebte wird. Sie ist also gänzlich ohne Schuld, daß sie nicht die Leiden mit ihm geteilt hat, sie hat ihn in seiner Leidenszeit noch nicht gekannt; aber falls sie eine rechte Geliebte ist, wird sie da nicht — ja, das ist ja hier eine Uebertreibung, aber eine Uebertreibung der Liebe — sich das fast als eine Art Untreue vorwerfen, oder doch ihre Liebe so unvollkommen nennen, weil sie ihn nicht in der Leidenszeit gekannt hat; sich so beschämt fühlen, daß sie bloß die Herrlichkeit mit ihm teilen soll?

Aber was Jesus Christus angeht, da kann doch wol Keiner sagen, daß er ihn erst kennen lernte, als er zur Hoheit gekommen war; denn Jeder, der ihn kennen lernt, lernt ihn in Niedrigkeit kennen, und wenn er ihn in Wahrheit kennen lernt, lernt er ihn zuerst in Niedrigkeit kennen. Auch kann doch wol Keiner mit Wahrheit sagen, daß es unmöglich sei, die Niedrigkeit mit ihm zu teilen, da sie nun einmal vorüber sei und längst vorbei. Nein, falls Du gleichzeitig mit ihm in seiner Erniedrigung wirst, und dieser Anblick Dich bewegt, mit ihm leiden zu wollen, da soll — er wird Dir dafür einstehen — Gelegenheit genug Dir gegeben werden, in Aehnlichkeit mit ihm leiden zu können; und selbst ob es so wäre, daß die Gelegenheit nicht gegeben würde, es ist ja in jedem Fall nicht sowol die Gelegenheit, um die es sich handelt, als die Willigkeit, in Aehnlichkeit mit ihm leiden zu wollen. In Aehnlichkeit mit ihm leiden; und nicht wahr, Du wirst Dich nicht selbst betrügen, Du wirst aufrichtig sein — doch das ist ja gegeben, Du bist ja ein Liebender, also so weit wie möglich entfernt, Ausflüchte und listige Wendungen zu suchen, wie die, welche auf verschiedene Weise auf seine Hoheit speculiren, um dem Leiden zu entgehen. Nein, wer Christus

liebt, dem fällt es auch sehr leicht, ohne den Beistand der Beredsamkeit ganz einfältig zu verstehen, was damit gemeint wird: in Aehnlichkeit mit ihm leiden. Ob Du nämlich, oder ob ein Mensch Widerwärtigkeiten im Leben hat, ob es vielleicht mit ihm rückwärts geht, ob er vielleicht das Liebste verliert; dies nennt man nicht Leiden in Aehnlichkeit mit Christus. Solche Leiden sind die allgemein menschlichen Leiden, in denen die Heiden eben so reichlich versucht sind und waren, wie die Christen. Den Christen kennt man daran, daß er diese Leiden geduldig trägt; aber wie geduldig er sie auch trägt, das fällt ihm niemals ein, daß das sollte sein, in Gleichheit mit Christus leiden — grade dieser Einfall würde eine unchristliche Ungeduld sein. Gleich Christus leiden heißt nicht, sich geduldig in das Unvermeidliche schicken, sondern das heißt Böses leiden von den Menschen, weil man als Christ oder im Christenstand das Gute will und sucht, so daß man diesem Leiden entgehen könnte, wenn man das Gute lassen wollte. Wie wenn, um bloß dies zu nehmen, ein Mensch christlich sich bestrebte, seine Bürde geduldig zu tragen, — und er da von den Menschen verspottet und ausgelacht würde, weil er geduldig sein wollte. Denn so litt Christus, er litt, weil er die Wahrheit war, und nichts Anderes sein wollte, als was er war: die Wahrheit.

Sieh noch einmal auf ihn, auf ihn den Erniedrigten! Denn davon soll doch gepredigt werden, von der Erniedrigung — in Hinsicht auf das Teilen der Hoheit mit ihm, wie man sich da benehmen soll, dazu braucht man keine Anleitung. Von der Erniedrigung soll gepredigt werden, daß wenn Du diese nicht mit ihm teilen willst, er auch nicht die Hoheit mit Dir teilen will, also davon, daß Du die Erniedrigung mit

ihm teilen sollst. Sieh auf ihn, den Erniedrigten, und wenn dieser Anblick Dich ergreift, so bist Du willig zu jedem Leiden mit ihm — dann, ja dann würde ich sagen: Du sollst mit ihm leiden. Und so sprechen, ist selig. Zu dem, der nicht will, wieder und wieder sagen müssen, Du sollst, das ist unlustig. Aber wenn Jemand Nichts wünscht, als das Eine, mit ihm leiden zu dürfen, und dies als das Einzige wünscht, da ist es selig zu ihm zu sagen: zum Glück, Lieber, Du sollst auch. Da ist es selig, das zu sagen; und da ist das Wort „sollst" auch im schönsten Verstand an seiner rechten Stelle. Das Wort „sollst" ist da nicht so wol befehlend — denn wozu Befehl für den, welcher selbst begeistert wünscht, was der Befehl befiehlt! — als es heiligend, läuternd ist, damit in diesem Eifer keine Unbesonnenheit sei, keine eingebildete Uebertreibung, kein verunreinigender Gedanke von etwas Verdienstlichem.

Also sieh noch einmal auf ihn, den Erniedrigten! Welche Wirkung bringt dieser Anblick hervor? sollte er Dich nicht bewegen können, einigermaßen in Aehnlichkeit mit ihm leiden zu wollen; also zeugen zu wollen für die Wahrheit mit der Gefahr, grade deßhalb leiden zu sollen? Vergiß wo möglich einen Augenblick Alles, was Du von ihm weißt, reiß Dich aus der doch vielleicht trägen Gewohnheit heraus, in der Du von ihm wissend bist, laß es Dir sein, als hörtest Du zum ersten Mal die Geschichte seiner Erniedrigung. Oder glaubst Du das nicht zu können, nun wol, so wollen wir uns auf andere Weise helfen; wir wollen ein Kind zu Hilfe nehmen, ein Kind das noch nicht verpfuscht ist, dadurch daß es wie eine andere Schullection Jesu Christi Leiden und Tod auswendig gelernt hat, ein Kind also, welches nun zum ersten

Mal die Erzählung davon hört; laß uns sehen, welche Wirkung das hervorbringt; wenn wir bloß leidlich erzählen.

Denk Dir da ein Kind, und erfreue nun dieses Kind, indem Du ihm einige von jenen in künstlerischer Hinsicht unbedeutenden, aber für das Kind so wertvollen Bildern zeigst, welche man im Kramladen kauft. — Der hier auf dem schnaubenden Roß, mit der wehenden Feder, mit Herrschermienen, an der Spitze von vielen Tausenden, welche Du nicht siehst, die Hand zum Befehl erhoben: „vorwärts," vorwärts über Berge und Hügel, welche Du vor Dir liegen siehst, vorwärts zum Siege: Das ist der Kaiser, das ist Napoleon I; und nun erzählst Du dem Kinde Etwas von Napoleon. — Der hier ist wie ein Jäger gekleidet; er stützt sich auf seinen Bogen und schaut vor sich hin mit einem Blick so durchdringend, so sicher, und doch so bekümmert. Das ist Wilhelm Tell; Du erzählst nun dem Kinde Etwas von ihm und diesem merkwürdigen Blick, daß er mit demselben Blick auf einmal Auge hat für den geliebten Sohn, daß er ihn nicht verletzt, und mit demselben Blick Auge hat für den Apfel auf des Knaben Kopf, daß er den trifft. — Und so zeigst Du dem Kinde mehrere Bilder zur unsäglichen Freude des Kindes, da kommst Du zu einem, das absichtlich dazwischen gelegt war, das stellt einen Gekreuzigten vor. Das Kind wird nicht gleich, auch nicht ganz direct das Bild verstehen; es wird fragen, was es bedeutet, warum er an einem solchen Baume hängt. Da erklärst Du dem Kinde, daß es ein Kreuz ist, und daß daran hängen bedeutet, gekreuzigt sein; und daß in jenem Lande die Kreuzigung die peinvollste Todesstrafe war, und eine entehrende Todesstrafe, welche nur gegen die ärgsten Verbrecher angewendet wurde. Wie wird dies nun auf das Kind wirken?

Dem Kind wird wunderlich zu Mute werden, es wird sich eigentlich darüber wundern, wie es Dir einfallen kann, ein solches häßliches Bild unter die andern schönen zu legen, unter all diese Helden und Herrlichen das Bild eines großen Verbrechers. Denn wie den Juden zum Trotz über sein Kreuz zu stehen kam: „Der König der Juden," so ist dieses Bild, das beständig „in diesem Jahr" herauskommt, dem Geschlecht zum Trotz eine Erinnerung, die niemals kann und niemals soll weg bleiben, er soll nicht anders dargestellt werden, und es soll sein, als wäre es dieses Geschlecht, das ihn kreuzigte, jedes Mal wenn dieses Geschlecht zum ersten Mal dem Kinde von dem neuen Geschlecht dieses Bild zeigt, zum ersten Mal erklärend, wie es in der Welt zuging; und dem Kinde soll, wenn es zum ersten Mal das hört, angst und bange werden, für die Eltern und die Welt und sich selbst; und die andern Bilder, ja die sollen alle, wie es im Liede heißt, sich umwenden, so verschieden ist dieses Bild. Inzwischen — und wir sind ja auch noch nicht zu dem Entscheidenden gekommen, das Kind hat ja noch nicht zu wissen bekommen, wer dieser große Verbrecher war, — wird das Kind allmälig wißbegierig, wie ein Kind allezeit ist, doch fragen, wer das ist, was er getan hatte, was? Erzähle dann dem Kinde, daß dieser Gekreuzigte der Retter der Welt ist. Doch daran wird das Kind keine bestimmte Vorstellung knüpfen können; erzähle deßhalb bloß, daß dieser Gekreuzigte der liebevollste Mensch war, der jemals gelebt hat. O, im gewöhnlichen Leben, wo man das ja auswendig kann nach der Leier der Geschichte, im gewöhnlichen Leben; wo ein halbes Wort, als Andeutung hingeworfen, genug ist, daß es jeder weiß: da geht es so geschwinde; aber wahrlich das müßte doch ein wun-

derlicher Mensch, oder richtiger ein Unmensch sein, der nicht unwillkürlich das Auge nieder schlüge und fast wie ein armer Sünder dastünde in dem Augenblick, wo er es einem Kinde zum ersten Male erzählen soll, einem Kinde, das also niemals ein Wort davon gehört und selbstverständlich auch gar nichts davon geahnt hat. Aber dann stehen ja die Aelteren in dem Augenblicke wie Ankläger da, die sich selbst und das ganze Geschlecht und die ganze Welt anklagen! — Welchen Eindruck wird dies auf das Kind machen, welches natürlich fragen wird: aber warum war man denn so schlecht gegen ihn, was?

Sieh, nun ist der Augenblick; wenn Du nicht bereits einen zu starken Eindruck auf das Kind gemacht hast, so erzähle dem Kinde von dem Gekreuzigten. Erzähl dem Kinde, daß er die Liebe war, daß er aus Liebe zur Welt kam, eine geringe Knechtsgestalt annahm, nur für Eins lebte: zu lieben, den Menschen zu helfen, besonders allen denen, welche krank und traurig und leidend und unglücklich waren. Erzähl dann dem Kinde, wie es ihm in der Welt ging, wie Einer von den Wenigen die ihm nahe standen, ihn verriet, die wenigen Andern ihn verleugneten und alle Andern ihn verhöhnten und verspotteten, bis sie ihn zuletzt ans Kreuz nagelten — wie es auf dem Bilde ist — wünschend, daß sein Blut über sie und ihre Kinder kommen möge, während er für sie bat, daß es nicht geschehen möge. Erzähl dem Kinde das recht lebendig, als hättest Du es selbst vorher niemals gehört, oder niemals einem vorher erzählt; erzähl es, als hättest Du selbst das Ganze gedichtet, aber vergiß keinen Zug, der aufbewahrt ist, nur magst Du gern beim Erzählen vergessen, daß es *aufbewahrt* ist. Erzähl dem Kinde, daß gleichzeitig mit dem Liebevollen ein berüchtigter Räuber lebte, der zum Tode ver-

urteilt war — den forderte das Volk los, dem riefen sie: er lebe, es lebe Barrabas, aber über den Liebreichen riefen sie: kreuzige, kreuzige! daß also dieser Liebreiche nicht bloß wie ein Verbrecher gekreuzigt wurde, sondern als ob er ein solches Ungeheuer von einem Verbrecher wäre, daß jener berüchtigte Räuber im Vergleich mit ihm gleichsam ein rechtschaffener Mann wurde.

Welche Wirkung, glaubst Du, wird diese Erzählung auf das Kind ausüben? Doch um recht klar zu machen, wovon die Rede ist, mache eine Probe, setze die Erzählung von dem Gekreuzigten fort, daß er nach drei Tagen von den Todten auferstand, dann zum Himmel auffuhr, um zur Herrlichkeit bei dem Vater im Himmel einzugehen — versuche es, Du sollst sehen, das Kind wird es zuerst fast überhören, die Erzählung von seinen Leiden wird einen so tiefen Eindruck auf das Kind gemacht haben, daß es sich gar nicht aufgelegt fühlt, von der Herrlichkeit zu hören. Denn man muß bedeutend verpfuscht sein und durch manches Jahr dadurch verwöhnt sein, daß man die heilige Geschichte von seiner Erniedrigung, seinem Leiden und Sterben leichtfertig hergeleiert hat, um ohne Stillstand gleich nach der Hoheit greifen zu können.

Also welche Wirkung, glaubst Du, wird die Erzählung auf das Kind machen? Zuerst und zunächst wol die, daß es die übrigen Bilder ganz vergißt, denn nun hat es an etwas ganz Anderes zu denken. Und dann würde das Kind wol in die tiefste Verwunderung darüber verfallen, daß Gott im Himmel nicht Alles getan hat, um dies zu verhindern, daß er nicht wenigstens im letzten Augenblick Feuer vom Himmel regnen ließ, um seinen Tod zu verhindern, daß sich die Erde nicht öffnete, um die Gottlosen zu verschlingen. Und so müßte

es uns, den Aelteren, ja auch gehen, wenn wir nicht verstünden, daß es freiwilliges Leiden war, deßhalb um so schwerer, weil er, der Erniedrigte, in jedem Augenblick es in seiner Macht hatte, zu beten; so hätte ihm der Vater Legionen Engel geschickt, um das Fürchterliche abzuwehren. Aber dann, wenn der Knabe hingeht und an die Geschichte denkt, wird er mehr und mehr leidenschaftlich werden, er wird nur an Waffen und Krieg denken — denn das hat der Knabe festbeschlossen, wenn er groß sein wird, will er alle diese gottlosen Menschen todt machen, welche so mit dem Liebevollen verfuhren; das hat der Knabe beschlossen, kindisch vergessend, daß sie vor mehr als 1800 Jahren lebten.

Wenn dann dieser Knabe ein Jüngling geworden ist, so wird er den Kindheitseindruck nicht vergessen haben, aber er wird nun verstehen, daß sich nicht tun läßt, was der Knabe beschlossen hatte; doch würde er mit derselben Leidenschaft daran denken, gegen die Welt zu streiten, in welcher man den Heiligen anspie — gegen die Welt, wo man die Liebe kreuzigt und für den Räuber bittet.

Wenn er dann älter und gereift geworden ist, wird er den Kindheitseindruck nicht vergessen haben, aber er versteht es anders. Er wünscht nicht mehr zu schlagen; denn, sagt er, dann bekomme ich ja keine Aehnlichkeit mit dem Erniedrigten, der nicht schlug, auch nicht wiederschlug, da er geschlagen wurde. Nein, er wünscht nun nur Eins; annäherungsweise zu leiden, wie Er in der Welt litt, in der Welt, welche die Philosophen immer die beste genannt haben, aber welche doch die Liebe kreuzigt und für Barrabas ruft „er lebe". Das hat ja die Welt in geringerem Verhältniß immer wieder gezeigt, daß nicht bloß der, der menschlich das Gute will, leiden muß, son-

dern daß gleichzeitig der Gemeine, der Verächtliche, der Niedrige lebt, für den im Gegensatz gerufen wird: er lebe!

So kann der Anblick von diesem Erniedrigten bewegen kann er nicht auch Dich so bewegen? So bewegte er die Apostel, die Nichts wußten und Nichts wissen wollten, als Christus den Gekreuzigten — kann er nicht auch Dich so bewegen? Daraus folgt nicht, daß Du ein Apostel wirst, das wäre Vermessenheit! nein, daraus folgt nur, daß Du ein Christ wirst. So bewegte dieser Anblick die Herrlichen, deren die Kirche als ihrer Lehrer und Väter gedenkt, die mit den Aposteln Nichts wußten und Nichts wissen wollten als Christus, den Gekreuzigten — kann er Dich nicht auch so bewegen? Daraus folgt nicht, daß Du ein Solcher wirst, eitler Gedanke! daraus folgt bloß, daß Du ein Christ wirst. Denn warum bewegte dieser Anblick sie so? Weil sie ihn liebten. Deßhalb entdeckten sie sein Leiden; denn nur der, welcher ihn liebt, versteht, daß Er die Liebe war, und nur der kann deßhalb darauf aufmerksam werden, wie er litt: wie schwer und marternd, und wie er litt: wie sanftmütig und liebevoll; wie er litt: welches Recht er hatte; wie er litt: welches Unrecht! Wenn dieser Anblick Dich nicht so bewegt, so muß es sein, weil Du ihn nicht liebst. Aber entziehe Dich deßhalb ihm nicht, da doch vielleicht der Anblick dieses Erniedrigten in seinem Leiden Dich bewegen könnte, ihn zu lieben. Wenn es so ist, dann wirst Du zum andern Mal diesen Anblick zu sehen bekommen, und dann wird er Dich auch bewegen, in Aehnlichkeit mit ihm leiden zu wollen — mit ihm, der von der Hoheit Alle zu sich ziehen will.

IV.

Herr Jesus Christus, Du kamst allerdings nicht um zu richten, aber Du wirst doch wiederkommen um zu richten: Dein Leben auf Erden ist ja grade das Gericht, durch welches wir gerichtet werden sollen. Daß doch Jeder, der sich einen Christen nennt, an diesem Gerichtsspruch sein Leben prüfen müßte, ob er Dich nur liebt in Deiner Erniedrigung oder Dich nur liebt in Deiner Hoheit, das heißt, ob er Dich liebt; denn liebt er nur eines von Beiden, so liebt er Dich ja nicht. Aber liebt er Dich, da geht er wol erniedrigt dahin — denn er liebt ja Dich in Deiner Erniedrigung — aber nicht, wie wenn der weltliche Sinn weltlicher Erniedrigung weltlich unterliegt -- so wandertest Du ja nicht hier auf Erden in Erniedrigung. Nein, obschon erniedrigt, ist er über die Erniedrigung erhöht, sein Sinn, sein Auge auf die Hoheit gerichtet, zu welcher Du eingingst, welche er erwartet bei Dir, der Du von der Hoheit willst Alle zu Dir ziehen.

Joh. 12, 32. Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, will ich Alle zu mir ziehen.

Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt — von der Hoheit will er Alle zu sich ziehen. Aber weil Viele berufen sind, daraus folgt nicht, daß Viele auserwählt sind. Und so, weil er Alle will zu sich ziehen, daraus folgt nicht, daß Alle sich ziehen lassen. Nur bei ihm ist die Schuld nicht zu suchen, wenn es nicht geschieht, denn er will Alle zu sich ziehen.

„Von der Hoheit“; denn da er hier auf Erden in Nie-

drigkeit wanderte, da wünschte er wol Alle zu sich zu ziehen, er rief sie zu sich, alle die, welche mühselig und beladen waren, er ging zu denen, welche siech und traurig waren, aber er hatte doch zugleich ein Anderes auszuführen, er sollte ja selbst durch sein Leben die Wahrheit ausdrücken, selbst die Wahrheit darstellen, und als wahrer Mensch hatte er also dieses Andere zu seiner Aufgabe. Er hatte selbst Etwas zu vollbringen, er lernte selbst von dem, was er litt, Gehorsam, er — als wahrer Mensch — entwickelte sich, die Wahrheit zu werden und zu sein. In und mit diesem Vollbringen suchte er zugleich Alle zu sich zu ziehen. Als er dann die Aufgabe, die ihm gesetzt war, vollbracht hatte bis zum Aeußersten, gehorsam bis zum Tode, bis zum Tode am Kreuz: da ward er in die Hoheit aufgenommen, er hatte nun seinen Lauf vollendet, sein Werk war vollbracht, der Gehorsam, der ihm aufgelegt war, oder den er freiwillig auf sich genommen hatte. Da begann er den andern Lauf, von der Hoheit; er soll sich nun nicht mehr entwickeln, für ihn ist nichts mehr zu lernen, er ist nun allein damit beschäftigt die Menschen zu sich zu ziehen — von der Hoheit will er Alle zu sich ziehen.

Er beginnt also ein neues Wirken von der Hoheit, hier beginnt er damit, was von da an sein einziges Werk ist, Alle zu sich zu ziehen — aber wo sollen wir beginnen? Weil er nun in der Hoheit ist, können wir deßhalb auch mit der Hoheit beginnen, also weil er die Hoheit erbte, können wir sie deßhalb auch vorausnehmen?

Laß uns auf ihn und sein Leben sehen, laß uns ganz menschlich davon reden, er war ja wahrer Mensch. Er beginnt sein Leben in Niedrigkeit, führte es in Geringheit und

Erniedrigung bis zuletzt, fuhr dann zur Hoheit auf; was will das sagen? Die Zeitlichkeit ist ganz und gar Leiden, Erniedrigung, erst die Ewigkeit ist Sieg, Erhöhung! Hier ist es also nicht wie sonst zuweilen in einem Menschenleben, da man sich vielleicht einige Jahre in Geringheit und Erniedrigung fügt, Verkennung und Verfolgung aushält, aber dann, noch innerhalb der Zeitlichkeit, siegt und zur Hoheit kommt. Nein er endete wie er begann; in Armut geboren, als wäre er kaum ein Mensch (denn nur in einem Stall fand man Platz für den Säugling) endete er, als wäre er kaum ein Mensch, mit dem schmählichsten Tode, gekreuzigt wie ein Verbrecher, — und so erst fuhr er zur Hoheit auf.

Falls man dieses unser irdisches Dasein eine Prüfung nennen wollte, so muß man — wenn wir einen Augenblick davon absehen, welche unendliche Bedeutung sein Tod als Versöhnung hat, und ihn bloß als Menschen betrachten — von ihm sagen, er hat nun seine Prüfung vollendet, er hat darin bestanden, er ist nun der Vollendete, aufgenommen in die Hoheit. Aber dieses unser irdisches Dasein ist ja grade eine Prüfung, ist Prüfungszeit; dies ist Lehre des Christentums, wozu sich deßhalb christliche Rechtgläubigkeit als zu ihrer Betrachtung allzeit bekannt hat. Mensch sein, hier in dieser Welt leben, heißt geprüft werden, das Leben ist — um hier ein fremdes Wort zu brauchen, teils weil es am genausten bezeichnet, und teils weil es am schnellsten und bestimmtesten Jeden grade an das erinnert, woran es erinnern soll — ein Examen. Und das größte Examen, dem ein Mensch sich zu unterwerfen hat, wozu ihm das ganze Leben angewiesen ist, ist: Christ werden und sein. Alles was er sich vornimmt, ob seine Wirksamkeit, menschlich gesprochen, die größtmögliche

ist, oder noch so sehr eingeschränkt ist, das bedeutet für ihn alles zusammen nur dies, daß er im Examen ist. Ich weiß wol, daß man im allgemeinen anders redet, daß die Menschen viel zu tun haben, mit „ausrichten" in der Welt, viel zu tun mit dem reden davon, was Andere ausgerichtet haben, und was sie selbst ausgerichtet haben, ich weiß, daß man uns lehren will, daß die Geschichte das Gericht sei; aber ich weiß auch, daß dies eine Erfindung der menschlichen Klugheit ist, die das Gottesverhältniß abschafft, sich selbst wichtig machen und die Vorsehung spielen will, und deßhalb allein mit den Folgen eines Lebens beschäftigt ist, anstatt zu bedenken, daß ein Mensch in jedem Augenblick blos von Gott examinirt wird. Was das „Ausrichten" angeht, damit hat der Mensch gar Nichts zu tun, das ist Gottes Sache; es ist Gottes Zugabe zu dem einzelnen Menschenleben, aber für den einzelnen Menschen selbst muß sein ganzes Leben, jeder Tag, niemals Anderes bedeuten, als eine Prüfung, der er unterworfen ist, wo Gott der Examinator ist. Selbst Christi Leben — und es erscheint doch wol überflüssig, davon zu reden, was er ausgerichtet hat — war doch, insoweit wir ihn bloß als Menschen betrachten, für ihn selbst nur eine Prüfung, ein Examen, Examen des Gehorsams. Aber er bestand es in jedem Augenblick bis zum Tod am Kreuz; deßhalb erhöhte ihn Gott auch hoch — und nun ist er der Vollendete in Hoheit. Laß uns ganz menschlich davon reden, er hat seine Prüfung bestanden, das Vorbild entwickelt, er ist nun in der Hoheit: es ist ganz wie sonst, wenn einer seine Prüfung bestanden hat und sich nun damit beschäftigt, Andern den Weg zu zeigen.

Von der Hoheit will er nun Alle zu sich ziehen. Es gilt da vor Allem darauf zu achten, daß Du, wenn ich so

sagen darf, nicht durch einen Sinnenbetrug das Bild seines Lebens, das Vorbild, verkehrt bekommst. Hättest Du gleichzeitig mit ihm gelebt, so würdest Du natürlicherweise gleich ihm mit Geringheit und Erniedrigung beginnen. Aber da er nun in Hoheit ist, und Dich zu sich ziehen will, Dich, der beginnen soll, so kann es durch eine Augenverblendung so leicht aussehen als solltest Du mit der Hoheit beginnen, was er ja nicht tat, denn er, der nun Vollendete, er endete mit der Hoheit. Du wirst wol leicht sehen, wol auch leicht verstehen, was ich meine, daß sein Leben, das Vorbild, auf zwei Arten gezeichnet werden kann: in dem einen Fall wird das Bild die Geringheit und die Erniedrigung, die Hoheit ist weit weg, nur als Gegenstand des Glaubens angedeutet; das andere Bild ist die Hoheit, und weit, weit zurück, wie eine fast vergessene Erinnerung, liegt Geringheit und Erniedrigung. Aber da er Dich ja von der Hoheit zieht, so liegt die Täuschung nur allzu nahe.

Indem Du so auf ihn siehst, sieht seine Lebensprüfung so leicht aus, nun er sie überstanden hat, er der Vollendete. Insoweit ist es kein Wunder, wenn er Alle zu sich zieht. Aber deßhalb erinnerte ich grade vorher an das Wort, das hier eine passende Erklärung giebt: Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt. Die Berufung ist im Allgemeinen auch das Einladende; bloß in der „Berufung" gesehen, sieht die Sache so leicht aus; dann kommt das nähere Verständniß — und nur Wenige werden die Auserwählten.

Aber ist es da nicht wie ein Betrug von ihm, daß er so von der Hoheit zu sich zieht; verschweigt er nicht Etwas, müßte er nicht um die Wahrheit zu sein, grade so sehr wie er zu sich zieht, den warnen, der sich ziehen läßt? müßte er

ihn nicht beständig auf den Unterschied aufmerksam machen, der zwischen ihnen ist, daß Er, der Vollendete in der Vollendung ist, der Andere in der Wirklichkeit der Weltlichkeit und Zeitlichkeit, wo diese Hoheit sich umgekehrt als Geringheit und Erniedrigung zeigen muß, daß er also von der Hoheit zieht, der aber, welcher sich ziehen läßt, in Erniedrigung und Geringheit sinkt, und um so mehr, je innerlicher er sich ziehen läßt? Auf diese Frage der Ungeduld und des Mißverständnisses ist nicht schwer zu antworten. Zuerst und zunächst kann er es nicht anders. Er hat seine Prüfung bestanden, er ist der Vollendete, dabei muß es sein Bewenden haben, es sei denn daß er mit jedem Geschlecht von vorn beginnen sollte, in jedem Geschlecht werden, leiden, sterben sollte, wie das eine Mal, aber dies würde ja die Bedeutung seines Leidens und Sterbens eitel machen. — Man kann auch nicht sagen, daß er Etwas verschwiegen habe, denn sein Leben ist ja bekannt. Er ist es also nicht, der Etwas verschweigt, aber vielleicht ist es der Einzelne, der Etwas vergißt, der mit unwahrer Leidenschaft bloß auf die Hoheit sieht und dabei die Erniedrigung und Geringheit vergißt; bis es dann damit endet, daß er sich zu weit verirrt und dann ihm die Schuld geben will, der von der Hoheit zu sich zieht. — Daß er, anstatt zu ziehen, warnen sollte, ist ja doch ein Selbstwiderspruch; denn wenn der Sinn eines Menschen christlich recht umgebildet ist, so versteht er auch das Verhältniß von Hoheit und Erniedrigung. Aber in jedem Fall, Christi eignes Leben in der Erniedrigung ist ja da, um, wenn man so will, zu warnen, das heißt, zu warnen gegen den Leichtsinn, der nur seine Hoheit eitel nehmen will.

So zieht er zu sich von der Hoheit, daß also der, welcher

später, nach der Zeit seiner Erniedrigung Christ werden soll, in gewissem Sinn mit dem Leichtesten beginnt; denn die Hoheit ist natürlicherweise das Leichte, sich zu ihr gezogen fühlen ist leicht genug. Aber Christus, der von der Hoheit die Menschen zu sich zieht, nimmt sie nicht aus der Welt, worin sie leben; grade deshalb kommt noch für jeden, der in Wahrheit zu ihm in die Hoheit gezogen wird, Geringheit und Niedrigkeit von selbst.

Dies weiß Christus sehr wol, er weiß auch, daß die Erlaubniß mit dem Leichtesten oder mit dem, was leicht aussieht, anfangen zu dürfen, eine für die Erziehung notwendige List ist, und daß grade die allmälige Erschwerung das Leben zu einem wirklichen Examen macht. Selbst den Aposteln, welche doch gleichzeitig mit ihm lebten, sagte er nicht sofort Alles voraus, was sie leiden würden; ja, da er von ihnen schied, hatte er ihnen noch viel zu sagen, aber er sagte es ihnen noch nicht, weil sie es noch nicht tragen konnten. Ein Mensch ist ein gebrechlich Wesen, nicht wie der Gottmensch im Stande Alles vorauszuwissen, sein Leiden und des Unterganges Gewißheit und Notwendigkeit, und dabei doch im Stande Tag für Tag ruhig, Gott ergeben zu leben, als stünde ihm nur alles Gute bevor. Ein Mensch muß mit Vorsicht angefaßt werden, und deßhalb bekommt ein Mensch erst nach und nach die Aufgabe vor sich; erst nach und nach wird er fester und fester in die immer größere Anstrengung der Prüfung und der Examination hineingeschraubt. So wird es für den Einzelnen nach und nach Ernst damit, daß das Leben ein Examen ist, und das höchste Examen ist: ob einer in Wahrheit will Christ sein oder nicht.

Laß uns recht deutlich machen, wie es überhaupt mit der

Erziehung eines Menschen in der Schule des Lebens zugeht, oder bei dem Ablegen des Lebensexamen; dasselbe wird dann gelten im Verhältniß zu der höchsten Erziehung in der Lebensschule: dem Christ werden und sein.

Jeder Mensch hat in höherem oder geringerem Grade eine Gabe, welche Einbildungskraft genannt wird, die Kraft, welche die erste Bedingung ist für das, was aus einem Menschen wird; denn der Wille ist die andre, und im letzten Verstand die entscheidende. Das Gedächtniß ist am stärksten in der Kindheit und nimmt dann mit den Jahren ab; die Einbildungskraft ist am stärksten im Jünglingsalter und nimmt dann mit den Jahren ab. Wir wollen uns nun einen Jüngling denken; mit seiner Einbildungskraft erfaßt er das eine oder das andre Vollkommenheitsbild (Ideal), das sei nun ein historisch überliefertes, also aus einer vergangenen Zeit, daß es also wirklich gewesen ist, Seinswirklichkeit gehabt hat, oder es sei von der Einbildungskraft selbst gebildet, daß es also in keiner Zeit und an keinem Orte gewesen ist, sondern nur Gedanken-Wirklichkeit hat. Zu diesem Bilde wird nun der Jüngling durch seine Einbildungskraft gezogen, oder seine Einbildungskraft zieht ihm dieses Bild herbei, er verliebt sich in dieses Bild, oder dieses Bild wird seine Liebe, seine Begeisterung, sein vollkommeneres (idealeres) Selbst. Er verliert es nicht, auch nicht im Schlaf, es macht ihn schlaflos, wie es bei jenem Jüngling der Fall war, der schlaflos war, bis er selbst ein ebenso großer Siegesfürst wurde, wie der, dessen berühmtes und bewundertes Bild ihn schlaflos machte. — Dieses Bild ist also durch die Einbildungskraft da; und diese kann vortrefflich die Vollkommenheit darstellen, dazu hat sie all die prächtigen Farben. Dagegen kann sie nicht dar-

stellen, daß die Vollkommenheit in der unvollkommenen Wirklichkeit ist. Ja wäre auch grade das die Vollkommenheit des Helden, daß er Tag um Tag alle Widerwärtigkeit und Leiden ertrug: wenn die Einbildungskraft das Bild wiedergiebt, sieht es so leicht aus, denn sie kann auch die Leiden nur in idealisirter Gestalt, das heißt, gemildert, gedämpft, verkürzt wiedergeben. Darum sieht das Vollkommenheitsbild so leicht aus, so überredend. Und macht man auch Anstrengungen, wie sie noch kein Dichter gemacht hat, das Leiden des Helden darzustellen, bloß dadurch, daß es durch die Einbildungskraft daist, ist es doch leicht gemacht. Wenn auch ein Schauspieler, den Forderungen der Bühne beinahe zum Trotz, sich in wirkliche Lumpen kleidete — dieser Betrug einer Stunde ist doch etwas ganz anderes, als im wirklichen täglichen Leben in Lumpen gehen. Und es kann auch nicht sein, daß die Einbidungskraft die Wirklichkeit erreicht; sonst wäre ja kein Sinn im Leben. Denn wozu die 70 Jahre, wenn man mit Hilfe der Einbildungskraft ganz dasselbe erleben könnte, ganz ebenso sich selbst kennen lernte, wie in der wirklichen Erfahrung. Es fehlt bei dem Vollkommenheitsbilde stets der fürchterliche Widerspruch, daß es in der unvollkommeneren Alltäglichkeit da ist, und Tag um Tag und Jahr um Jahr darunter leidet. Dies ist sehr schwer und anstrengend — deßhalb ist es grade die wahre Vollkommenheit, wenn es so ist.

Nun zurück zum Jüngling. Dieses Vollkommenheitsbild ist also seine Liebe; man sieht es ihm an, sein Auge sieht Nichts von dem, was zunächst um ihm her liegt, es sieht nur jenes Bild; er geht einher als ein Träumer, und doch ist er munter und wach, man sieht es am Feuer und der Flamme in seinem Auge; er geht wie ein Fremder und doch ist er

wie zu Hause, denn er ist durch die Einbildungskraft beständig zu Hause bei dem Bilde, dem er zu gleichen wünscht. Und wie es so schön bei einem Liebespar geschieht, daß sie einander ähnlich werden, so wird der Jüngling auch diesem Bilde ähnlich gestaltet, das prägt sich ab oder prägt sich aus in allen seinen Gedanken, und in jeder seiner Aeußerung, während er, wie gesagt, das Auge auf das Bild gerichtet — nicht auf seinen Fuß geachtet, nicht vor sich hin gesehen hat, wo er ist. Er will diesem Bilde gleichen, er beginnt ihm bereits zu gleichen — und nun entdeckt er plötzlich die Umgebung der Wirklichkeit, in welcher er steht, und das Verhältniß dieser Umgebung zu ihm.

Wenn die Macht, die das Leben der Menschen lenkt, eine verführerische Macht wäre, so würde sich in diesem Augenblicke spottend von diesem Jüngling sagen: sieh da, nun ist er gefangen — ungefähr wie die umgebende Welt von ihm sagt: sieh da ist ein Jüngling, der hat sich durch seine Einbildungskraft verlocken lassen, zu weit hinaus zu gehen, so daß er überspannt und lächerlich geworden ist, nicht in die Wirklichkeit paßt. Aber die Macht, welche das Menschenleben lenkt, ist Liebe, und wenn davon könnte die Rede sein, daß sie Vorliebe hätte, so hätte sie für diesen Jüngling Vorliebe, wie wir ja lesen, daß Christus an jenem reichen Jüngling Wohlgefallen fand, nicht weil er weltlich klug war und sich abwandte, sondern weil er so weit hinausgegangen war, daß Christus auf ihn zu hoffen begann. Die liebreiche Vorsehung urteilt da nicht lieblos von diesem Jüngling, wie die Welt urteilt, sondern sagt: wol Dir, nun beginnt für Dich des Lebens Ernst, Du bist nun so weit hinaus gekommen, daß es für Dich Ernst werden wird, daß das Leben ein Examen ist.

Denn der Ernst des Lebens ist nicht all diese Emsigkeit der Endlichkeit und Geschäftigkeit mit Nahrungszweig, Lebensbrodt, Berufsstellung usw., sondern der Ernst des Lebens ist, sein zu wollen, die Vollkommenheit (Idealität) in der Alltäglichkeit ausdrücken wollen, daß man nicht zum eignen Verderben, ein für allemal einen Strich über die Vollkommenheit macht, auch nicht aufgeblasen sie eitel nimmt, als einen Traum — o, in beiden Fällen trauriger Mangel an Ernst, sondern demütig sie in der Wirklichkeit will.

In einem gewissen Sinne hat die Einbildungskraft den Jüngling betrogen, aber wahrlich, wenn er selbst will, hat sie ihn nicht zu seinem Schaden betrogen, sie hat ihn in die Wahrheit hineingetragen, durch einen Betrug ihn gleichsam Gott in die Hände gespielt; wenn der Jüngling will — Gott im Himmel wartet darauf, willig ihm zu helfen, wie durch ein Examen geholfen werden kann, das doch den höchsten Examenernst haben soll. Die Einbildungskraft hat den Jüngling betrogen, mit Hilfe jenes Vollkommenheits-Bildes hat sie ihn vergessen lassen, daß er ja in der Wirklichkeit ist: und nun steht er da — ganz richtig gestellt. Wol wahr, er schaudert vielleicht einen Augenblick, indem er nun die Dinge ansieht; aber das Bild lassen, nein dazu kann er sich nicht entschließen. Auf der andern Seite kann er auch nicht dem Leiden entgehen, wenn er sich nicht entschließen kann das Bild zu lassen; denn da das Bild, dem er gleichen will, das der Vollkommenheit ist, und die Wirklichkeit, in welcher er ist, nichts weniger als Vollkommenheit ist, so stehen ihm Leiden bevor, und sind nicht zu vermeiden. Er ist also, Gott sei gelobt! — denn fort mit dem feigen Reden, und verflucht sei der Spott der Niederträchtigkeit hier, wo nur in Wahrheit

die Rede sein kann von Glückwunsch — er ist also, Gott sei gelobt, in der Klemme. Das beruht auf der Vorsehung — aber laß uns niemals vergessen, daß sie Liebe ist, wie viele Löcher sie ihm auch, wenn ich so sagen darf, einschrauben mag, wie stark sie ihm auch, wenn ich so sagen darf, den Ofen heizen mag, worin er gleich Gold geprüft werden soll. Vielleicht hat er noch weitaus nicht den wahren Zusammenhang der Sache überschaut, denn die Vorsehung ist Liebe, und ist es auch Ernst mit dieser Prüfung, so ist doch nichts Grausames in diesem Ernst; sie faßt den Menschen doch gelinde an, und versucht niemals über Vermögen. Er hat gesehen, daß es zum Leiden kommt, er hat gesehen, was diese Liebe ihn kosten wird, aber wer weiß, sagt er, es können ja bessere Zeiten kommen, es kommt wol Hilfe und es kann noch gut werden. So läßt er das Bild nicht, sondern geht freudig in's Leiden, in das er geführt wird. Die Vorsehung ist Liebe; schonend gegen diesen begeisterten Jüngling bringt sie es nicht übers Herz, ihn gleich verstehen zu lassen, daß hier eine Täuschung ist, daß er die Rechnung ohne den Wirt macht. Aber er könnte auch nicht ertragen, das zu verstehen, und deßhalb — o, unendliche Fürsorge der Liebe! — deßhalb kann er es auch nicht verstehn. Er hält aus, und indem er so aushält, wird er gestärkt, wie man im Leiden gestärkt wird — er liebt nun jenes Vollkommenheitsbild um so höher, denn wofür man gelitten hat, das liebt man allzeit höher. Herrlich! dagegen ist ihm Etwas entgangen: es kommt keine Hilfe, wie er gehofft hatte; nur in einem ganz andern Sinn ist ihm geholfen worden, denn er ist stärker geworden.

So verfährt nun die Vorsehung mehrere Mal mit ihm, und hilft ihm jedes Mal immer mehr in Leiden, weil er jenes

Bild nicht lassen will, welchem er zu gleichen wünscht. Da kommt dann ein Augenblick, wo Alles ihm klar wird; er versteht, daß jene Hoffnung Ungöttlichkeit war, er versteht nun, daß Leiden unvermeidlich ist, und daß es zunimmt bei jedem Schritt, den er vorwärts tut. Nun hat das Dasein ihn so stark geschraubt, wie es einen Menschen schrauben kann; in diesen Druck leben, oder dies Leben aushalten, nennt man mit Nachdruck: als Mensch dasein; hätte das Dasein dies gleich getan, so hätte es ihn erdrückt. Nun kann er es wol tragen — ja er muß es können, da es die Vorsehung mit ihm tut, die Vorsehung, die ja Liebe ist. Aber doch graut ihn; die Versuchung flüstert ihm zu, daß er jenes Bild lassen sollte. Aber er kann sich nicht überreden, es zu lassen; und da bricht er aus: ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Laß uns nun annehmen, er hält aus, bis zu seinem Tode; dann bestand er seine Prüfung. Er wurde selbst das Vollkommenheitsbild, das er liebte, und die Einbildungskraft hat ihn wahrlich nicht betrogen, so wenig wie die Vorsehung. Um in das Himmelreich einzugehen, muß man wieder Kind werden, aber damit das Leben ausdrücken kann, daß man in das Himmelreich eingegangen ist, muß man abermals Jüngling werden. Kind sein und Jüngling sein, wenn man es ist, ist leicht genug; doch abermals — das abermals ist das Entscheidende. Wieder Kind werden, zu Nichts werden, ohne alle Selbstsucht; wieder Jüngling werden: ungeachtet man klug geworden ist, klug aus Erfahrung, klug durch die Welt, doch das klug handeln zu verachten, Jüngling sein wollen, Jünglingsbegeisterung in all ihrer Ursprünglichkeit bewahren wollen, das durchkämpfen wollen, mehr voll Angst und Scham vor feilschen und handeln und, was dasselbe ist, vor

dem finden irdischen Vorteils, als das schamhafte Mädchen vor einer Unanständigkeit ist — ja das ist die Aufgabe.

Laß uns an ihn denken, der von der Hoheit Alle zu sich ziehen will, so daß also das Lebens-Examen nun ist: Christ zu werden und zu sein.

Hier wird wieder mit dem Leichtesten begonnen, mit der Hoheit. Wie die Einbildungskraft jenen Jüngling hinausführte, so zieht auch dieses Bild, das Bild von ihm dem Vollendeten, wie er in der Hoheit ist, den Menschen hinaus. Laß uns einen Jüngling denken. Er sieht, und sieht so lange auf dieses Bild, zu dem er sich ganz hingezogen fühlt, bis dieses Bild sein einziger Gedanke wird. Der Jüngling hat, so nehmen wir an, die Geschichte des Lebens gehört, welches dieser Erhöhte auf Erden führte in Erniedrigung und Geringheit. Wir nehmen an, daß der Jüngling nicht leichtsinnig zu nennen ist, daß er also auch alle möglichen Anstrengungen macht, um mit Hilfe der Einbildungskraft sich dieses Leid vorzustellen. Aber die Einbildungskraft, welche das Vervollkommnungs- (Idealisirungs-) Vermögen ist, bezieht sich wesentlich auf die Hoheit, die Vollkommenheit, und nur unvollkommen auf die Unvollkommenheit. Selbst wenn der Jüngling sich noch so lebendig dieses Erniedrigungsleiden vorstellt, hebt die Einbildungskraft doch das Liebevolle, das Milde, das unenlich Erhabene in diesem Erniedrigten hervor, so (denn bisher ist nichts Unwahres in der Wiedergabe der Einbildung, das Unwahre kommt erst hier), daß der Widerstand der Welt die Tausende von Toren und der Spott der Welt doch so unbedeutend wird in Vergleich mit jenem — so unbedeutend, daß es doch so leicht aussieht. Die Schwierigkeit das Leiden

wiederzugeben, die allzeit für die Einbildungskraft da ist, ist hier in einer neuen Schwierigkeit; je größer die Erhabenheit und Reinheit ist, um so unbedeutender muß im Gegensatz der Widerstand erscheinen, während in der Wirklichkeit das Leiden, in demselben Grad wie die Erhabenheit, um so größer, um so innerlicher ist.

So geht denn der Jüngling aus in die Welt, mit diesem Bilde vor dem Auge; er braucht nicht, wozu die Frömmigkeit einst Drang fühlte, den langen Weg ins heilige Land zu wandern, um sich in die Zeit zurückzuversetzen, denn dieses Bild ist ihm so gegenwärtig, daß man in anderm Sinn gleichwol sagen kann, er sei ausgewandert, obschon er auf der gewohnten Stelle, in der alten Umgebung geblieben ist — aber allein damit beschäftigt, diesem Bilde gleichen zu wollen. Und es übt seine Macht über ihn, die Macht der Liebe, die ja Alles vermag, vor Allem: ähnlich zu machen; sein ganzes Innere wird nach und nach umgebildet, und wie unvollkommen auch, es ist doch als begänne er diesem Bilde zu ähneln, über welches er Alles vergessen hat, auch die Welt, in welcher er ist, die nun verwundert und fremd auf ihn sieht.

Nun ist er gefangen, nun muß es Ernst werden. Das Bild zu lassen, kann er sich nicht überreden; aber tut er es nicht — dies, daß er es nicht tut, und zugleich das Bild wird ihn dahin bringen, dem Gegensatz von Hoheit und Herrlichkeit zu gleichen. Denn daß die Wahrheit in der Welt der Wahrheit in Hoheit ist, da wo er, der Erniedrigte, jetzt in Hoheit ist, ja das ist in seiner Ordnung; aber in der Welt der Unwahrheit nur schwach und unvollkommen der Wahrheit gleichen wollen, das muß Geringheit und Erniedrigung werden, das ist auch in seiner Ordnung. Doch selbst dies hat der

Jüngling vielleicht verstanden, und mit Hülfe der Einbildung festgehalten, aber er hat es nicht erfahren — nun erst beginnt es Ernst zu werden. Doch jenes Bild lassen, oder was dasselbe ist, aufgeben Christ zu werden, oder aufgeben Christ zu sein, dazu kann er sich nicht entschließen. Dann wird es ihm gehen, wie es jenem Jüngling ging; er hält das Bild fest und leidet, was bis auf Weiteres aus dem Festhalten folgt, aber er wird, gleich jenem Jüngling, doch sich dabei mit menschlicher Hoffnung trösten, daß es ja besser werden kann. So redlich ist er sich bewußt das Gute und das Wahre zu wollen, sollte es ihm da nicht glücken die Menschen zu gewinnen, sollte Gott ihm da nicht helfen, ihm zum Siege helfen? Ja gewiß wird Gott ihm zum siegen helfen, aber in dieser Welt siegt das Wahre nur durch Leiden, durch Unterliegen. Doch dies versteht der Jüngling noch nicht ganz: denn die Vorsehung ist liebreich, wie könnte sie es da übers Herz bringen, einen Jüngling das ganz verstehen zu lassen.

Die Vorsehung hilft ihm nun immer weiter in Leiden und Gefahren; denn er kann sich nicht überreden, das Bild zu lassen, und da es so allmählig geht, merkt er eigentlich nicht ganz, daß gerade das Entgegengesetzte von dem geschieht, was jene Hoffnung ihm gelobte. Aber dann wird ein Augenblick kommen, wo er, bereits in das Leiden der Wirklichkeit verstrickt, den Ueberblick gewinnt — und nun sagt die Ewigkeit selbst: von nun an ist es Ernst. Er ist also bereits mit dem Leiden bekannt, und nun soll er das Bild verstehen, das in dem Augenblick eine schreckliche Nähe gewinnt. Da liegt also, sagt er zu sich selbst, ein ganzes Leben vor mir, kurz oder lang, aber Leiden bis zuletzt, das seh ich am Vorbild; so wenig wie eine Kugel anhält, die einen Abhang hinunter

rollt, so wenig hält das Leiden an vor dem Tode, der, insofern er doch auch mit zum Leiden gehört, kein stiller und ruhiger wird. Und das Leiden bleibt nicht bloß, seine Schmerzensfülle wächst mit seinem Bleiben. Ausgestoßen werden aus der menschlichen Gemeinschaft und ein Abscheu für Alle, was dann wieder seine Macht ausübt über die Wenigen, die Einem zunächst stehen, auf die man doch gerechnet hatte, daß diese den Preis der Freundschaft zu teuer finden; verraten, verkauft werden von einem Vertrauten; von dem einzigen Freunde, auf den man zuletzt sich verlassen, das Wort „ich kenne ihn nicht" hören! Fürchterlich, wenn man nicht den Verstand verliert, so daß man sich selbst nicht kennt, von sich als einem Dritten redet, und der Verhöhnung, die den eignen Namen nennt, antwortet: ich kenne diesen Menschen nicht! O, wenn man selbst in Freude und Lust lebt, oder doch im Trocknen ist, da kann man wol Solches lesen, vielleicht auch darüber reden, vielleicht auch im Lauf der Rede einige Thränen mitlaufen lassen: und doch vielleicht in seinem Innersten ruhig sein, für sich selbst ganz unberührt von dem, wovon man redet. Aber wenn man bereits die Einweihung des Leidens empfangen hat, da kann man freilich besser verstehen, aber da hat man auch, was man versteht, so ängstend nahe wie möglich. Doch er ist noch nicht fertig. Lassen das Bild, sagt er, nein, das kann ich nicht; in Gottes Namen laß mir da geschehen, was geschehen soll, ich kann nicht anders; laß all diese Leiden kommen, ich setze meine Hoffnung auf Gott, zwar nicht wie in meiner früheren Zeit, aber in einer andern und innerlicheren Weise. Also ich lasse dies Bild nicht — aber in demselben Augenblick sieht er auf das Vorbild, und er sieht, daß

das Leiden auch hier nicht anhält; da ist noch eine Steigerung, die letzte: in dem bittersten Augenblick von dem Letzten verlassen zu werden, — von Gott. Er hatte sich gedacht im Vertrauen auf Gott alle diese Leiden tragen zu sollen, all diese Marter und Qual, welche Menschen erfinden können, aber daß hatte er sich nicht gedacht, daß er sollte von Gott verlassen werden, daß Gott, der doch sonst der Liebevolle ist, und so schnell überall bereit, daß er doch einmal auf sich warten ließe und sich zurückzöge, und — fürchterlich — grade in dem Augenblick, dem einzigen, so lange die Welt steht, dem Augenblick, da seine Hilfe nötig war, wie sie es niemals gewesen ist, oder sein kann.

Laß uns annehmen, daß jener Jüngling, von welchem wir gesprochen haben, der, obschon nicht viel Jahre vergangen sind, bereits gewiß ein Greis geworden ist, laß uns annehmen, daß er sich damit tröstet, daß, ob ihn Gott auch verließe, es doch nur ein Augenblick ist — und er wählt das Bild nicht zu lassen; und weshalb? Ja er kann nur antworten: ich kann nicht anders. Laß uns so annehmen, daß er aushält bis zuletzt: dann bestand er seine Prüfung, er ward und blieb Christ, gezogen von ihm, der von der Hoheit Alle zu sich ziehen will. Vielleicht hat ein langes Leben vor ihm gelegen, vielleicht nur ein kurzes. Vielleicht hat er in einem Augenblick mit seliger Zuversicht gesagt „in einer kleinen Weile," nämlich in einer kleinen Weile werde ich vollendet sein, und hatte doch vielleicht zur selben Zeit die Vorstellung, daß es manche Jahre waren, aber das Ewige hatte er so nahe bei sich, daß er deshalb sagte: in einer kleinen Weile. Vielleicht hat er in einem andern Augenblick geseufzt „endlich", daß ich endlich möchte selig werden, und doch vielleicht nicht

an eine längere Zeit als vorher gedacht, aber sich schwächer gefühlt und das Ewige weiter ab. Denn diese Worte „in einer kleinen Weile“ und „endlich“ sagen in gewissem Verstand dasselbe, aber in verschiedener Weise; ob es auch nur eine halbe Stunde wäre, man kann von ihr sagen: in einer kleinen Weile, aber auch: endlich; und umgekehrt, man kann vom längsten Leben sagen: endlich, aber auch: in einer kleinen Weile. Doch um zu unsrer Annahme zurückzukehren: dieser Jüngling oder Greis, was er nun ist, er hielt aus bis zuletzt; als die kleine Weile vorbei war, ging er (nachdem er die Prüfung bestanden, Christ geworden und geblieben war) endlich zur Seligkeit ein, zu Ihm, der von der Hoheit ihn zu sich zog.

Dies ist die Prüfung: das Christ werden und bleiben, ein Leiden, womit kein anderes menschliches Leiden an Schmerz und Qual verglichen werden kann. Doch ist es nicht das Christentum oder Christus, der grausam ist. Nein Christus ist in sich selbst Milde und Liebe, ist die Liebe und die Milde selbst; die Grausamkeit kommt daher, daß der Christ in dieser Welt leben soll, in der Umgebung dieser Welt sein Christsein ausdrücken soll; denn so mild, d. h. so schwach ist Christus nicht, daß er die Christen aus der Welt nehmen sollte. In einer leidenschaftlichen Stimmung, wo einen die Möglichkeit des Aergernisses berührt, will es einem sein, als wäre das Christentum grausam; aber es ist nicht so, es ist die Welt, die grausam ist, das Christentum ist Milde und Liebe. Doch ist das Leiden, wie gesagt, das qualvollste, und dem einzelnen Christen ein Leiden vorbehalten, in dem sogar der Gottmensch versucht werden konnte. Das ist eine fürchterliche Entdeckung. daß die Wahrheit verfolgt wird; aber das Leiden wird ver-

schieden, jenachdem der ist, der die Entdeckung macht. Ein törichter, eingebildeter Mensch, der so außerordentlich mit sich zufrieden ist, der leidet nicht groß bei der Entdeckung, daß die Wahrheit verfolgt wird — falls es anders möglich wäre, daß ein solcher Mensch diese Entdeckung in Wahrheit machen könnte. Auf der andern Seite der Gottmensch; er weiß in seinem Innern ewig bei sich selbst gewiß, daß er die Wahrheit ist, er leidet deßhalb wol die Verfolgung, weil er die Wahrheit ist, aber er leidet nicht gleichzeitig an einer andern Stelle, in seinem Innern, nämlich nicht durch die Ungewißheit, wie weit er nun in jedem Augenblick selbst in der Wahrheit ist. Aber dies ist der Fall mit dem einzelnen Christen. Ihm kann es natürlich niemals einfallen, diese Gotteslästerung, die Wahrheit sein zu wollen, er ist vor Gott ein geringer sündiger Mensch, der nur sehr unvollkommen in der Wahrheit ist. Aber je mehr der Christ so in Furcht und Beben der Innerlichkeit vor Gott ist, desto mehr ängstet und bekümmert er sich bei jedem Fehltritt, desto geneigter ist er, nur sich selbst anzuklagen. Insofern würde es ihm doch zuweilen ein Trost sein, wenn Andere gut über ihn urteilten. Aber grade das Entgegengesetzte ist der Fall; er wird alles Bösen angeklagt, und so jeden Augenblick immer wieder in seine Selbstbekümmerung zurückgedrängt, ob der Fehler nicht doch in ihm selbst liegen sollte — und er schaudert. Aber je mehr er nun von neuem in Furcht und Beben arbeitet, kämpft, um noch mehr uneigennützig, ganz aufopfernd, liebevoll zu sein, desto mehr klagen ihn die Menschen der Selbstliebe an. Und wenn er in der Christenheit lebt, so geht dies vor sich unter einem allgemeinen Summen und Brummen abenteuerlicher Gestalten, welche zu dem Teil der Priesterschaft gehören, der die soge-

nannten Priester heißen muß, welche um des Lebensbrodtes willen versichern, daß der Liebreiche von Gott und Menschen geliebt ist, und daß dies Christentum sei, nicht daß der Liebreiche das Opfer wird, sondern daß ihm, dem Liebreichen, geopfert wird — ohne zu bedenken, daß dies ja heißt Christus verspotten, denn ist das wahr, so war ja Christus — der das Opfer wurde — nicht der Liebreiche. Aber so leidet der Christ in der Christenheit das beschriebene Leiden, dadurch vermehrt, daß man ihn ängstigt, indem man von ihm aussagt, daß er nicht einmal Christ sei, daß sein Leben eine unchristliche Uebertreibung sei, weil er nicht wie die andern Christen das Christentum will Etwas sein lassen, das man vermeintlich nur in seinem Innern verborgen haben soll — vielleicht so gut verborgen, daß es gar nicht da ist. Also in Selbstbekümmerung geängstet, oder zur selben Zeit, wo man in Selbstbekümmerung geängstet ist, die Entdeckung machen müssen, nicht daß „die Wahrheit" leiden muß (denn von keinem Christen kann in Wahrheit gesagt werden, daß er diese Entdeckung macht, das konnte nur der Gottmensch, welcher die Wahrheit war) aber doch daß die Wahrheitsliebe leiden muß: das ist qualvoll. Falls dieser — soll ich nun sagen: dieser l e i d e n d e Christ, nein, das braucht es nicht, denn jeder Christ ist leidend — falls dieser Christ nicht das Vorbild hätte, um darauf zu sehen, so hielte er es nicht aus, so dürfte er nicht an die Liebe in sich selbst glauben, wenn die Menschen so gegen ihn zeugen. Aber das Vorbild, das ewig bei sich selbst wußte, daß er die Liebe war, den deßhalb keine Welt, auch nicht die ganze Welt in dieser Gewißheit erschüttern konnte, er hat grade das ausgedrückt, daß die Liebe gehaßt, die Wahrheit verfolgt wird. Mit diesem Bild vor Augen hält deßhalb

der Christ in Erniedrigung aus, gezogen zu ihm, der von der Hoheit Alle zu sich ziehen will.

So verhält es sich mit der Hoheit und der Niedrigkeit. Die Erniedrigung des wahren Christen ist nicht schlecht und recht Erniedrigung, sie ist die Darstellung der Hoheit, aber die Darstelluug in dieser Welt, wo die Hoheit sich umgekehrt als Geringheit und Erniedrigung zeigen muß. Die Sterne stehen hoch am Himmel, sie stehen eben so hoch am Himmel, ungeachtet sie im Meer gesehen eben so tief unter der Erde zu stehen scheinen; und so ist das Christsein die höchste Erhöhung, ob es auch in der Erscheinung in dieser Welt sich als die tiefste Erniedrigung zeigen muß. Die Erniedrigung ist also in einem gewissen Sinne Hoheit; sobald Du die Welt wegnimmst, das trübende Element, das durch seine Wiedergabe verwirrt, so bald der Christ stirbt, so ist er in der Hoheit, wo er inzwischen bereits war, aber was hier in der Welt nicht gesehen werden konnte, so wenig wie Jemand, der sein Haupt nicht zu erheben vermöchte und also die Sterne nur tief unten auf des Meres Grund sehen könnte, darauf verfallen würde, daß sie eigentlich in der Höhe sind. Und so ist es mit dem wahren Christen. — Das Verhältniß ist nicht wie wenn ein Fürst incognito ist und doch bekannt; sondern wie wenn ein Fürst sich so verkleidet hat, daß er sich keinen Mitwisser gesichert hat, oder in einem fremden Lande lebt, wo Keiner ihn kennt, und nun angesehen wird als einer, der sich für einen Fürst ausgeben will, einer zu dem man deßhalb sagt: nein halt, Du betrügst uns nicht; Du solltest eine königliche Person sein, oder doch etwas Großes! das sind lauter Lügen und Einbildung und Eitelkeit, Du bist entweder verrückt oder Du bist ein Betrüger.

Und wie kommt nun dieses Verhältniß der Erniedrigung zu Stande! Das kommt so zu Stande: Er der von der Hoheit Alle zu sich ziehen will, er zieht einen Menschen so zu sich, daß dieser Mensch Christ wird und bleibt, aber dieser Christ ist hier in der Welt, und deßhalb ist es seine Hoheit, die Hoheit dessen, der zieht, die in der Erniedriguug des Christen wiedergegeben wird.

V.

Herr Jesus Christus, Du willst freilich von der Hoheit den Menschen zu Dir ziehen und Du rufst ihn zum Siege, aber das will ja sagen, Du rufst ihn zum Streit und verheißt ihm Sieg in dem Streit, zu welchen Du von der Hoheit ihn rufst, Du großer Siegesherr. So bewahre Du unsere Sele, wie von anderer Verirrung so auch vor dieser, daß wir uns einbilden, Mitglieder einer bereits hier in der Welt triumphirenden Kirche zu sein. Dein Reich war ja nicht und ist ja nicht von dieser Welt, hier in der Welt ist nicht die Stätte Deiner Kirche, sondern nur Platz für sie, wenn sie streiten will und durch Streiten sich Raum schaffen zum Sein. Aber will sie streiten, dann soll sie auch niemals von der Welt verdrängt werden, dafür wirst Du einstehen; bildet sie sich dagegen ein, daß sie hier in der Welt triumphiren soll, ach, dann hat sie ja selbst verschuldet, daß Du ihr Deinen Beistand entziehst, dann ist sie untergegangen, dann hat sie sich mit der Welt verwechselt. So sei Du denn mit Deiner streitenden Kirche, daß niemals geschehen möge, daß sie — und dies ist ja die einzige Weise, wie es geschehen könnte — von der Erde getilgt werde indem sie eine triumphirende wird.

Joh. 12, 32. Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, will ich Alle zu mir ziehen.

„Ja, das ist leicht zu verstehen; er hat gesiegt, wir haben uns bloß an ihn anzuschließen, um den Sieg mit ihm

zu teilen; nur keine Harspaltereien und Spitzfindigkeiten, so ist die Sache ganz einfach.“ Ganz so wollte sich wol kaum Einer wörtlich ausdrücken, aber vielleicht hat doch wol Dieser und Jener in seinem stillen Sinn ungefähr so gedacht, und was haben wir denn von unserer Seite zu sagen?

Man könnte darauf aufmerksam machen, daß es, selbst wenn kein anderes Hinderniß wäre, sich nicht so leicht tun läßt, weil Christi Leben in einem Sinn ohne directes Verhältniß zu jedem Einzelnen im Geschlecht ist, daß er, als Gottmensch, obschon wahrer Mensch, doch so ungleichartig mit den einzelnen Menschen ist, daß es sich nicht so ganz direct ohne weiteres tun läßt mit einer gewissen dreisten Zudringlichkeit sein Parteigänger zu werden. Man könnte darauf aufmerksam machen, daß diese Ungleichartigkeit Christi (des Gottmenschen) mit allen einzelnen Menschen auch durch die Lehre von seiner Wiederkunft ausgedrückt ist. Denn es ist mit ihm nicht wie mit einem andern Menschen, der einmal gelebt hat, vielleicht den einen oder andern großen Sieg gewonnen hat, dessen Folgen wir ohne weiteres uns beilegen, während von ihm nichts gehört wird, noch weniger, daß er wieder kommen könnte um Rechenschaft mit uns zu halten, um uns zu richten, indem er das Seine oder sich selbst von uns wiederfordert. Anders mit Christus. Er lebte hier auf Erden, dieses sein Leben ist das Vorbild. Darauf geht er zur Hoheit ein, und dann sagt er gleichsam zum Geschlecht: nun mögt Ihr beginnen — und womit sollen sie beginnen? damit, in Uebereinstimmung mit dem Vorbild zu leben — aber fügt er hinzu, einmal am Ende der Zeit komme ich wieder. Diese Weise macht also, wenn ich so sagen darf, das ganze Dasein der Kirche hier auf Erden zu einer Paranthese oder

einem Parenthetischen in Christi Leben; mit Christi Auffahrt zur Hoheit beginnt der Inhalt der Parenthese, und mit seiner Wiederkunft schließt sie. Das läuft also hier nicht auf Eins hinaus, wie sonst im historischen Verhältniß zwischen einem Einzelnen und den Andern, die ohne weiteres seinen Sieg sich aneignen; denn ein solcher Einzelner ist nicht das Vorbild, noch wird ein solcher Einzelner wiederkommen. Nur Christus ist es, der sein Leben zur Prüfung für alle Menschen machen kann. Indem er zum Himmel auffährt, beginnt die Examenszeit, sie hat nun an 1800 Jahre gewährt, soll vielleicht 18000 währen. Aber (und das gehört grade mit dazu, daß die Zwischenzeit ein Examen ist) er kommt wieder. Und wenn es so ist, dann ist alles directe Anschließen an ihn, um sich ohne weiteres seinen Sieg anzueignen, unmöglicher als bei einem andern Menschen.

Doch damit wollen wir uns hier nicht weiter aufhalten, wir wollen vielmehr eine andere Betrachtung geltend machen. Ist „Wahrheit" etwas derartiges, daß sich denken läßt, es könne einer ohne weiteres sie sich mit Hilfe eines Andern beilegen? Ohne weiteres, das ist, ohne selbst auf eine ähnliche Weise entwickelt, versucht zu werden, zu kämpfen, zu leiden wie der, der für ihn die Wahrheit erwarb? Ist das nicht eben so unmöglich wie sich zur Wahrheit zu schlafen oder zu träumen; ist's nicht eben so unmöglich sie sich ohne weiteres beizulegen, wie erleuchtet man auch ist, oder ist man denn erleuchtet, ist das nicht bloß eine Einbildung, wenn man nicht versteht, oder nicht verstehen will, daß es bei der Wahrheit keine Verkürzung giebt, welche das Erwerben ausläßt, und daß es bei dem Erwerben von Geschlecht zu Geschlecht keine wesentliche Verkürzung giebt, sondern daß jedes Geschlecht

und Jeder Einzelne im Geschlecht, wesentlich von vorn beginnen muß?

Denn was ist Wahrheit, und in welchem Sinn war Christus die Wahrheit? Die erste Frage tat wie bekannt Pilatus, eine andere Frage ist, ob er sich eigentlich bemühte diese Frage beantwortet zu haben; in jedem Fall war seine Frage in einem Sinn so ganz an der rechten Stelle und in anderm Sinn so ganz an unrechter Stelle, wie nur möglich. Pilatus fragt Christus: was ist Wahrheit; aber Christus war ja die Wahrheit, also war die Frage ganz an der rechten Stelle. Ja, und doch in anderm Sinn, nein. Daß Pilatus in dem Augenblick darauf verfallen konnte Christus so zu fragen, beweist grade, daß er gar kein Auge für die Wahrheit hatte. Christi Leben war nämlich die Wahrheit; und deßhalb sagt Christus selbst (indem er näher das Wort erklärt: mein Reich ist nicht von dieser Welt; wäre mein Reich von dieser Welt, so würden meine Diener dafür kämpfen, daß ich den Juden nicht wäre überantwortet worden): ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Christi Leben auf der Erde, jeder Augenblick in diesem Leben war die Wahrheit; worin liegt nun die Grundverwirrung in der Frage des Pilatus? Sie liegt darin, daß er darauf verfallen kann, Christus zu fragen; denn indem er Christus so fragt, verrät er sich selbst, macht er von sich selbst offenbar, daß Christi Leben ihm nicht erklärt hat, was Wahrheit ist — aber wie sollte Christus dann mit Worten den Pilatus darüber aufklären können, wenn das, was die Wahrheit ist, Christi Leben, seine Augen für die Wahrheit nicht geöffnet hat! Es sieht aus, als wäre Pilatus wißbegierig, lerneifrig, aber wahrlich, seine Frage ist so

töricht wie möglich, nicht daß er fragt: was ist Wahrheit, sondern daß er Christus darum fragt, dessen Leben grade die Wahrheit ist, und der also in jedem Augenblick durch sein Leben mächtiger beweist, was Wahrheit ist, als die weitläufigsten Vorträge all der scharfsinnigsten Denker. Einen andern Menschen, einen Denker, einen Lehrer in Wissenschaften usw., ja ganz gleichgiltig jeden andern Menschen, einen Packträger, einen Postboten usw. zu fragen, was Wahrheit ist, darin ist doch eine Art Sinn; aber Christus zu fragen, der leibhaftig vor einem steht, Christus danach zu fragen, ist eine so vollständige Verwirrung wie möglich. Sollte Christus auf diese Frage antworten, so müßte er einen Augenblick, unwahr, sich stellen, als wäre er nicht die Wahrheit. Kein Mensch, Christus ausgenommen, ist die Wahrheit; bei jedem andern Menschen ist die Wahrheit etwas unendlich Höheres als sein Dasein, und deßhalb ist es natürlich zu fragen: was ist Wahrheit, und auf diese Frage zu antworten. Der Meinung ist offenbar Pilatus Christus gegenüber, daß Christus auch ein Mensch sei, wie alle Andern, und deßhalb macht er ihn erst durch seine Frage unwahr zu dem, was er nun sein soll, zu einer Art Denker, und fragt ihn, wol zunächst als der hochvornehme Mann, der im Grunde das Denken übersieht als Etwas, das nirgends zu Hause ist, aber Behagen darinnen findet mit vornehmer Herablassung zugleich der Drolligkeit wegen, sich einen Augenblick mit dem Menschen einzulassen — so fragt Pilatus Christus: was ist Wahrheit. Und Christus ist die Wahrheit! Armer Pilatus; es ist ja Dein mitleidiges Wort über ihn den Gekreuzigten aufbewahrt: „seht, welch ein Mensch"; aber hinsichtlich dieser Deiner Frage ist wol Grund von Dir zu sagen: seht welch' ein Tor! denn diese Deine

Frage ist, wenn Du es auch nicht so verstehen konntest, unbedingt die törichtste und verwirrendste Frage, die in der Welt getan ist. Die Frage ist eben so töricht, genau eben so töricht, wie wenn Jemand einen Mann, bei dem er steht und mit dem er redet, fragen wollte: darf ich fragen, ob Sie hier sind — denn Christus ist die Wahrheit. Und was sollte jener Mann wol antworten; kann einer durch das stehen und reden mit mir nicht gewiß werden, daß ich da bin, dann kann meine Versicherung nichts helfen, denn die ist ja weit geringer als mein Dasein. Und so auch mit Christus bei Pilatus. Christus ist die Wahrheit; „kann mein Leben" müßte er sagen, „Deine Augen für die Wahrheit nicht öffnen, so ist es mir von Allen am unmöglichsten, Dir es zu sagen. Darin liegt meine Verschiedenheit von allen andern Menschen; es ist freilich niemals ganz wahr, was ein andrer Mensch auf diese Frage als Antwort giebt, aber ich bin der einzige Mensch, der auf diese Frage nicht antworten kann, denn ich bin die Wahrheit."

Also in dem Sinn ist Christus die Wahrheit, daß die einzige wahre Erklärung der Wahrheit ist: die Wahrheit zu sein. Man kann daher einen Apostel, einen Christen fragen, was ist Wahrheit und dann weist der Apostel und der Christ zur Antwort hin auf Christus und sagt: sieh auf ihn, lerne von ihm, er war die Wahrheit. Das will sagen, die Wahrheit in dem Sinn, in welchem Christus die Wahrheit ist, ist nicht eine Summe von Sätzen, nicht eine Begriffsbestimmung und dergl., sondern ein Leben. Das Sein der Wahrheit ist nicht die einfache Verdopplung des Seins im Verhältniß zum Denken, welche das Sein bloß gedacht giebt, also nur das Denken dagegen sichert, ein bloßes Hirngespinnst zu sein,

welches nicht ist; es ist nicht bloß die Versicherung, daß dem Denken Gültigkeit zukommt, daß das Gedachte ist, d. h. Gültigkeit hat. Nein, das Sein der Wahrheit ist die Verdopplung in Dir, in mir, in ihm, daß Dein, daß mein, daß sein Leben annäherungsweise, im Streben danach, die Wahrheit ausdrückt; daß Dein, daß mein, daß sein Leben annäherungsweise, im Streben danach, das Sein der Wahrheit ist, wie die Wahrheit in Christus war, ein Leben, denn er war die Wahrheit.

Und deßhalb ist, christlich verstanden, die Wahrheit natürlicher Weise nicht, die Wahrheit wissen, sondern **die Wahrheit sein.** Zum Trotz für die ganze neuste Philosophie ist dazwischen eine unendliche Verschiedenheit, was man am besten an Christi Verhältniß zu Pilatus sieht; denn Christus konnte nicht oder konnte nur unwahr auf diese Frage, was ist Wahrheit, antworten, grade weil er nicht der war der die Wahrheit wußte, sondern die Wahrheit war. Nicht als wüßte er nicht, was Wahrheit ist; aber wenn man die Wahrheit ist, und wenn die Forderung ist, die Wahrheit zu sein, so ist es eine Unwahrheit, die Wahrheit zu wissen. Denn die Wahrheit wissen ist Etwas, das ganz von selbst daraus folgt, daß man die Wahrheit ist, nicht umgekehrt; und grade deßhalb wird es Unwahrheit, wenn das die Wahrheit wissen geschieden wird von dem die Wahrheit sein, oder wenn das die Wahrheit wissen mit dem die Wahrheit sein zu ein und demselben gemacht wird, da es sich umgekehrt verhält; die Wahrheit sein ist Eins mit dem die Wahrheit wissen, und Christus hätte niemals die Wahrheit gewußt, wenn er sie nicht gewesen wäre; und kein Mensch weiß mehr von der Wahrheit, als er von der Wahrheit ist. Ja, man

kann eigentlich die Wahrheit nicht wissen; denn weiß man die Wahrheit, so muß man ja wissen, daß Wahrheit ist: die Wahrheit zu sein, und dann weiß man ja in seinem Wissen von der Wahrheit, daß die Wahrheit zu wissen Unwahrheit ist. Will man sagen, daß man bei dem Wissen der Wahrheit die Wahrheit sei, so sagt man ja selbst, daß die Wahrheit ist: die Wahrheit zu sein, da man im andern Fall sagen müßte: die Wahrheit ist, sie zu wissen, sonst kommt die Frage nur wieder, da sie nicht beantwortet ist, sondern die entscheidende Beantwortung nur aufgeschoben ist, indem man ja doch muß wissen können, ob man die Wahrheit ist, oder nicht. Das will sagen: Das Wissen steht in Beziehung zur Wahrheit, aber so lange bin ich unwahr außer mir; in mir, das heißt wenn ich wahrhaft bin in mir (nicht unwahr außer mir), ist die Wahrheit, wenn sie ein Sein, ein Leben ist. Deßhalb heißt dies: „das ist das ewige Leben, zu kennen den einigen wahren Gott, und den, welchen er gesandt hat", die Wahrheit. Das will sagen, nur dann kenne ich in Wahrheit die Wahrheit, wenn sie ein Leben in mir wird. Deßhalb vergleicht Christus die Wahrheit mit Speise, und das Aneignen derselben mit dem Essen; denn gleichwie, leiblich, die Speise durch die Aneignung (assimiliren) das Leben erhält, so ist auch, geistlich, die Wahrheit beides, das Leben gebende und das Leben erhaltende, sie ist das Leben. Und dabei sieht man, welche ungeheure Verwirrung es ist, beinahe die größtmögliche, das Christentum zu dociren, und wie das Christentum durch dieses immerwährende Dociren verändert worden ist. Das sieht man daraus, daß nun alle Ausdrücke in Richtung darauf gebildet sind, daß die Wahrheit Erkenntniß sei, Wissen (man spricht nun beständig von begreifen,

speculiren, betrachten usw.) wogegen in dem ursprünglichen Christentum alle Ausdrücke in Richtung darauf gebildet sind, daß die Wahrheit ein Sein ist.

Es ist ein Unterschied zwischen Wahrheit und Wahrheiten, und dieser Unterschied ist besonders kenntlich an der Bestimmung: sein, oder er ist daran kenntlich, daß ein Unterschied gemacht wird zwischen dem „Wege" und der endlichen Entscheidung, welche am Ende erlangt wird, dem „Resultat". Im Verhältniß zu der Wahrheit, bei der ein Unterschied ist zwischen dem Wege selbst und dem, was man erreicht auf diesem Wege, kann für die Nachfolger im Vergleich mit dem Vorgänger eine Veränderung eintreten, sie können an einer andern Stelle beginnen, als dieser, weit leichter dazu kommen, kurz die Veränderungen, die vorgehen, bestehen darin, daß der Weg verkürzt wird, ja in einzelnen Fällen in dem Grade verkürzt wird, daß er gleichsam ganz wegfällt. Aber wenn die Wahrheit der Weg ist, so ist das die Wahrheit sein, ein Leben — und so sagt ja Christus von sich selbst: ich bin die Wahrheit und der Weg und das Leben — dann ist im Verhältniß zwischen Vorgänger und Nachfolger keine wesentliche Veränderung denkbar. Die Veränderung bestand ja darin, daß der Weg verkürzt wurde, welches möglich war, weil der Weg nicht wesentlich gleichbedeutend mit der Wahrheit war. Aber wenn die Wahrheit der Weg ist, so kann der Weg ja nicht verkürzt werden oder fortfallen, ohne daß die Wahrheit entstellt wird oder fortfällt.

Das ist nicht so schwierig zu verstehen, daß nicht Jeder, der sich nur etwas Zeit nehmen will, es leicht verstehen kann. Es kann auch deutlicher werden, wenn es durch einige Beispiele erläutert wird, und es ist von Wichtigkeit, daß er deut-

lich wird dieser Unterschied zwischen Wahrheit und Wahrheit; denn was das Christentum gänzlich verwirrt, und für einen großen Teil Veranlassung gegeben hat zu der Einbildung von einer triumphirenden Kirche, ist: daß man das Christentum betrachtet hat als Wahrheit im Sinn von Resultat, während es Wahrheit ist im Sinn von „Weg". — Hier einige Beispiele. Es erfindet einer Etwas, z. B. das Pulver. Er, der Erfinder hat vielleicht viele viele Jahre seines Lebens aufs grübeln und ausdenken verwendet. Manche haben vielleicht vor ihm lange Zeit in gleicher Weise angewendet, aber vergebens; nun glückt es ihm, nun ist das Pulver erfunden. Im selben Augenblick fällt der Weg so gut wie ganz fort, in dem Grad wird er verkürzt. Wozu er 20 Jahre gebraucht hat, das kann nun ein Anderer mit Hilfe seiner Anweisung in einer halben Stunde. Die 20 Jahr stehen in einem ganz zufälligen Verhältniß zur Erfindung. Man kann eigentlich nicht sagen, daß er die 20 Jahre gebraucht hat, das Pulver zu erfinden, nein er erfand es eigentlich auch in einer halben Stunde; man muß vielmehr sagen, in den 20 Jahren erfand er das Pulver nicht, sie haben in gewissem Sinn keinen Wert, da sie hingingen in vergeblichen Versuchen, also nicht im Erfinden. Ob einer durch Zeugen beweisen könnte, daß er durch volle 30 Jahre Tag und Nacht gearbeitet habe, um das Pulver zu erfinden, aber es nicht erfand: „der Weg" hat an sich selbst gar keine Bedeutung; ob der, welcher es erfand, es in einer Abendstunde erfand, als er berauscht aus einer Gesellschaft kam, indem er über ein Rinnsteinbrett stolperte: der Weg ist das ganz Gleichgiltige, der Erfinder wird nur in solchem Fall auf ganz gleicher Linie mit dem Hunde stehen, der den Purpur entdeckte, aber seine Entdeckung

würde gleich viel Wert für das Geschlecht haben, das, wenn die Erfindung bekannt geworden, ihn vielleicht den Wohltäter des Geschlechts nennt, aber nicht seinen Lehrer, denn das Lehrer sein, besonders des Geschlechts, der „Menschheit Lehrer" sein, gehört dorthin, wo die Wahrheit „der Weg" ist. — Einer arbeitet sich mühsam in einen dunklen Abschnitt der Geschichte hinein; kein Forscher hat bisher darüber Licht zu schaffen vermocht; endlich glückt es ihm, nachdem er 20 Jahr gebraucht, die historische Wahrheit an den Tag zu bringen und sie ganz unumstößlich zu machen. Diese Ausbeute kommt den Nachfolgern zu Gute. Der Weg wird sehr bedeutend verkürzt, der Nachfolger braucht vielleicht grade 3 Monate um sich ganz in den wahren Zusammenhang jenes dunklen Abschnittes zu setzen. — Einer bearbeitet eine Sprache, welche bisher keiner verstanden hat. Er macht ungeheure Anstrengungen ein ganzes Leben hindurch, aber er hinterläßt auch als Ausbeute seines Lebens und seines Strebens große Hilfsmittel, mit welchen der Nachfolger vielleicht im Lauf von 2 Jahren ebenso weit kommt wie er in 20. Hier verkürzt sich der Weg bedeutend für den Nachfolger. Der Schüler ist (trotzdem er vielleicht nur ein Stümper ist im Vergleich mit dem Meister) beständig über dem Meister, durch des Meisters Vorarbeit im Stande an einer andern Stelle zu beginnen und weiter als er zu kommen. Und so verhält es sich mehr oder weniger überall, wo Wahrheit ist Wissen.

Aber anders wo die Wahrheit ein Sein ist, „der Weg" ist. Hier kann unmöglich im Verhältniß zwischen Vorgänger und Nachfolger, hier kann unmöglich vou Geschlecht zu Geschlecht, ob auch die Welt an 18000 Jahre bestände, eine wesentliche Verkürzung stattfinden, da die Wahrheit vom Wege

nicht verschieden ist, sondern grade der Weg ist. Christus war die Wahrheit, war der Weg, oder war der Weg in dem Verstand, daß der Weg die Wahrheit ist. Daß er „den Weg" zurückgelegt hat, verändert ja gar Nichts für den Nachfolger, der, wenn er in der Wahrheit ist und in der Wahrheit sein will, das nur kann, indem er auf dem Wege geht; daß zu einer gegebenen Zeit Dreißig Geschlechter gelebt haben, die den Weg zurückgelegt haben, verändert gar Nichts für das nächste Geschlecht, oder für jeden Einzelnen in demselben, der muß ganz an derselben Stelle anfangen, von vorn, am Beginn des Weges, um ihn so zurückzulegen. Da giebt es gar keine Gelegenheit oder Anlaß zum Triumph, denn nur der könnte triumphiren, der den Weg zurückgelegt hat, aber er ist nicht mehr in dieser Welt, er ist in die Hoheit eingegangen, wie Christus ja auch der Weg war, als er gen Himmel fuhr. Will dagegen ein Späterer deßwegen triumphiren, weil ein Früherer den Weg zurückgelegt hat, so ist dies ja eben so töricht, wie wenn ein Student deßhalb triumphiren wollte, weil ein anderer Student das Examen bestanden.

Wenn man dies festhalten will, was ja Christi eigne Aussage ist, daß die Wahrheit der Weg ist, so wird man immer deutlicher einsehen, daß eine triumphirende Kirche in dieser Welt eine Einbildung ist, daß in dieser Welt in Wahrheit nur von einer streitenden Kirche geredet werden kann. Aber die streitende Kirche gehört und fühlt sich gezogen zu Christus in Niedrigkeit; die triumphirende Kirche hat Christi Kirche mißbraucht. Dies deutlich zu machen ist die Aufgabe dieser Abhandlung, und es bedarf nur der Erinnerung, daß unter triumphirender Kirche beständig eine Kirche verstanden wird, welche hier in dieser Welt triumphiren will; denn eine

triumphirende Kirche in der Ewigkeit ist ja ganz in ihrer Ordnung, entsprechend der Aufnahme Christi in die Hoheit.

Wie ist man überhaupt auf die Einbildung von einer triumphirenden Kirche gekommen, und was versteht man unter einer triumphirenden Kirche?

In dem vorhergehenden ist bereits bemerkt, daß zu der Verirrung mit einer triumphirenden Kirche besonders beigetragen hat, daß man das Christentum als solche Wahrheit aufgefaßt hat, wo ein Unterschied zwischen Resultat und Weg ist, oder die Wahrheit des Christentums als ein Resultat aufgefaßt hat, was man auf Deutsch das Uebrigbleibende, die Ausbeute nennen könnte, denn bei der Wahrheit als Weg liegt grade der Nachdruck darauf, daß nichts Uebrigbleibendes, keine Ausbeute des Vorgängers für die Nachfolger da ist, kein Resultat. Wäre nämlich das Christentum in diesem Sinn die Wahrheit, so wäre es ganz in seiner Ordnung mit dem Triumph. Mit Recht triumphirt so das Geschlecht hinsichtlich der Erfindung des Pulvers, der Buchdruckerkunst usw. hinsichtlich der vielen Eroberungen die innerhalb des Gebiets der Wissenschaften und Künste gemacht sind; denn hier ist die Wahrheit ein Resultat, hier liegt der Nachdruck nicht auf dem „Wege" noch hat „jeder Einzelne," vor Gott verantwortlich bei sich selbst zu entscheiden, ob er auf dem Wege gehen will, oder nicht, gleichgiltig, ganz gleichgiltig ob Keiner oder ob Alle auf demselben Wege gehen, gleichgiltig, ganz gleichgiltig ob Keiner oder ob unzählig Millionen auf demselben Wege gegangen sind — nein hier liegt der Nachdruck auf der Wahrheit, der A u s b e u t e und auf dem Geschlecht, der Menschheit, der Gemeinschaft, der G e s e l l s c h a f t, die ohne weiteres die Wahrheit übernimmt, und es ist zufällig, daß ein Einzelner sie entdeckte, erfand, ergrün-

dete usw. Wäre Christus z. B. ein Wahrheitslehrer, ein Denker gewesen, der eine Entdeckung gemacht, oder etwas ergründet hätte, was ihm vielleicht unbeschreibliches Kopfzerbrechen gekostet hätte, aber was auch (weil der Weg nur in zufälligem Verhältniß zur Wahrheit stünde) ein Resultat werden konnte: dann wäre es ganz in seiner Ordnung, daß das Geschlecht ohne weiteres triumphirte. Die Nachfolger, welche von all diesem ungeheuren Kopfzerbrechen, diesen Anstrengungen vieler, vieler Jahre freigemacht wären, könnten sich höchstens verpflichtet fühlen, dankbar seiner zu gedenken, der dies ausgehalten, aber sonst wäre da Nichts zu machen, als zu triumphiren. Daß dies Irrtum ist, ist bereits gezeigt, hier wird bloß hinzugefügt, daß Christi Lehre deßhalb unendlich erhaben ist über die Erfindungen aller Zeit und Zeiten, eine Ewigkeit älter und eine Ewigkeit höher als alle Systeme, auch als das allerneuste, auch als das, welches im Jahr 10000 das allerneuste ist; denn seine Lehre ist die Wahrheit, aber in dem Sinn daß die Wahrheit der Weg ist, und er ist und bleibt als Gottmensch selbst der Weg, was kein Mensch, wie eifrig er auch bekennt, daß die Wahrheit der Weg, ohne Gotteslästerung von sich sagen könnte.

Aber es ist außer dem Irrtum, der durch Auffassen der Wahrheit als Resultat so verwirrt wie möglich das Christentum verfehlt hat, zugleich ein andrer Irrtum, der beigetragen hat, die Einbildung mit einer triumphirenden Kirche hervorzubringen. Dieser Irrtum ist der Schein, welcher im Lauf der Zeit aufgekommen ist, daß wir Alle Christen seien. Denn ist dies gegeben, so erscheint eine streitende Kirche als Unmöglichkeit. Ueberall wo es scheint, wo man annimmt, daß eine bestehende Christenheit da sei, ist es ein Versuch eine triumphirende Kirche

zu bilden, selbst wenn man dieses Wort nicht braucht; denn die streitende Kirche ist im Werden, eine bestehende Christenheit ist, aber wird nicht.

Endlich hängt diese Einbildung „eine triumphirende Kirche“ mit der menschlichen Ungeduld zusammen, die das Spätere vorausnehmen will; und wie man ja nun fast allgemein sieht, daß das Kindes- und Jugendalter das ganze Leben vorausentdecken will, daß für die Manneszeit und das Alter Nichts übrig bleibt: so hat die Christenheit mit ähnlicher Ungeduld die Ewigkeit vorausentdecken wollen, und (während es Gottes Erfindung und Gedanke über das ganze Sein ist, daß diese Zeitlichkeit, dies Leben die Zeit des Streitens, der Prüfung, erst die Ewigkeit die Zeit des Sieges ist) den Triumph innerhalb der Zeitlichkeit anbringen wollen, was das Christentum abschaffen heißt. Das war nämlich nicht in besonderem Sinn von jenen Zeitverhältnissen gesagt, als Christus sagte: mein Reich ist nicht von dieser Welt, es ist eine ewig gültige, also zu jeder Zeit gleich gültige Aussage vom Verhältniß zwischen Christi Reich und dieser Welt; so bald Christi Reich mit dieser Welt einen Vergleich schließt und ein Reich von dieser Welt wird, ist das Christentum abgeschafft. Wenn das Christentum dagegen in der Wahrheit ist, ist es wol ein Reich in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt, das heißt, es ist streitend.

Was versteht man unter einer triumphirenden Kirche? Darunter versteht man eine Kirche, welche annimmt, daß die Zeit des Streitens vorbei ist, daß die Kirche, obschon sie doch noch in dieser Welt ist, nicht mehr um oder für Etwas zu streiten hat. Aber dann ist ja die Kirche und diese Welt eins geworden; und dies ist grade auch der Fall, nicht bloß mit

Allem was sich eine triumphirende Kirche genannt hat, sondern mit dem, was sich eine bestehende Christenheit nennt. Denn Christi Kirche kann in dieser Welt nur durch streiten bestehen, das heißt, indem sie jeden Augenblick um ihr Bestehen kämpft. Ist sie die bestehende Kirche, so liegt darin, daß sie gesiegt hat. Die streitende Kirche besteht durch streiten, aber die Kirche, welche eine bestehende genannt wird, muß ja die sein, die besteht, nachdem sie gesiegt hat.

Und diese triumphirende Kirche oder die bestehende Christenheit gleicht nicht mehr der streitenden Kirche als ein Viereck dem Kreise. Das würde, wenn wir uns einen Christen von jenen Zeiten denken, da die Kirche in Wahrheit die streitende war, das würde ihm unmöglich sein, das Christentum in dieser Entstellung wieder zu erkennen. Er würde das Christentum vortragen hören, und hören, daß das Gesagte ganz wahr ist, aber er würde zu seiner tiefsten Verwunderung wahrnehmen, daß die Seinsweise für die Christen grade die entgegengesetzte geworden von der, die in seiner Zeit war, daß nun das Christ sein dem Christ sein in seiner Zeit nicht mehr gleicht, als das auf den Beinen stehen, dem auf dem Kopfe stehen.

In der streitenden Kirche Christ sein will sagen, das Christentum in einer Umgebung darstellen, die der Gegensatz zum Christ sein ist. In einer triumphirenden, einer bestehenden Christenheit Christ sein will sagen, das Christentum in einer Umgebung darstellen, die gleichbedeutend, gleichartig mit dem Christ sein ist. Bin ich im ersten Fall der wahre Christ, so wird selbstverständlich (da der Schauplatz ja der Gegensatz ist) dies umgekehrt daran kenntlich sein, welchen Widerstand ich leide; und in demselben Grade, wie mein Christsein mehr Wahrheit hat, in demselben Grade wird es daran kennt-

lich sein, daß der Widerstand größer ist. Im andern Fall wird das Christsein selbstverständlich (denn der Schauplatz ist ja die Gleichartigkeit) direct an Gunst, Ehre, Ansehn kenntlich sein, die ich in dieser Welt finde — doch was sage ich, in dieser Welt, diese Welt ist ja die Christenheit, also das wird direct kenntlich sein an Gunst, Ehre, Ansehen, die ich in der Christenheit finde. In demselben Grade wie mein Christsein mehr Wahrheit hat, in demselben Grade wird das auch an dem ganz außerordentlichem Ansehn kenntlich sein, das ich in dieser Welt genieße — doch was sage ich da, diese Welt ist ja die Christenheit, also, das wird an dem außerordentlichen Ansehn kenntlich sein, das ich in der Christenheit genieße. Das ist eine ganz unvermeidliche Folge, wenn die Annahme ist: eiue triumphirende Kirche. Da wo, wenn ich in einer streitenden Kirche lebte, grade das Leiden kommen würde, da kommt nun die Belohnung; da wo, wenn ich in einer streitenden Kirche lebte, Verhöhnung, Spott mich treffen würde, da winkt nun Ehre und Ansehn; da wo der Tod unvermeidlich sein würde, da siege ich nun im höchsten Triumph. Denn da es ja, der Annahme zufolge, lauter Christen sind unter denen ich lebe, so müssen diese ja sofort meine echt christliche Gesinnung erkennen, und anstatt mir Widerstand zu leisten, mir mit Lob und Auszeichnung entgegeneilen. Ja, wenn man sich ein Glied der christlichen Kirche aus der Zeit, da sie streitend war, als Zeugen von diesem dächte: er müßte wol fast einen Augenblick zum Lachen kommen, daß, was in seiner Zeit fürchterlicher Ernst war, daß das ein anmutiges Spiel geworden ist. Da steht das Christentum mit seiner Forderung zur Selbstverleugnung: verleugne Dich selbst, und leide dann, weil Du Dich verleugnet hast. Dies war Christentum. Aber nun

wie ganz anders. Dächte ich mir einen Jüngling der mit liebenswürdiger Treuherzigkeit beschlösse, sein Leben nach der h. Schrift einzurichten: wie verwundert würde er nicht werden, ja ob er nicht über sich selbst und das ganze Treiben lachte; denn grade in dem Augenblick, wo er nach der Anweisung des Christentums sich vorbereitet hatte, zu leiden, was geschieht — er kommt zu Ehre und Ansehn; er festigt sich um den Widerstand auszuhalten, er wagt den Schritt — Gedankenstrich, und er wird mit Acclamation begrüßt; er bereitet sich mindestens auf eisigen Spott und Kälte vor, und er wird empfangen von dem warmen Umschlag einer fast weichlichen Bewunderung. Der Jüngling hatte vergessen, (was ja nicht in der Bibel steht) daß er in der Christenheit lebte, wo Alle Christen sind, in der triumphirenden Kirche, wo man nicht mehr streitet, sondern wo der wahre Christ mit Auszeichnung belohnt wird.

Dies ist das Verhältniß in der triumphirenden Kirche, wo das Christsein sich außerordentlich bezahlt, und das Einzige, das sich nicht bezahlt, ist das nicht Christ sein. Insoweit dagegen die sogenannte bestehende Christenheit sich nicht selbst die triumphirende Kirche nennt, verschmäht sie vielleicht diese Aeußerlichkeit, aber bringt dieselbe Verwirrung mit Hilfe der verborgenen Innerlichkeit hervor, denn die bestehende Christenheit, wo Alle Christen sind, aber in verborgener Innerlichkeit, gleicht eben so wenig der streitenden Kirche, wie die Stille des Todes der hellen Stimme der Leidenschaft.

Nur durch die Einbildung einer triumphirenden Kirche glückte es doch eigentlich, den Gedanken durchzuführen, daß ein gewisser Stand die eigentlichen Christen seien, dieses Stan-

des Aufgabe und Verrichtung sei es, Christen zu sein; und hier galt es dann, daß je wahrer einer Christ war, desto mehr stieg er in Ehre und Ansehn. Die übrige Welt gab eigentlich die Zuschauer, den Chor ab, aber also nicht einen Gegensatz zum Christ sein, vielmehr eine Umgebung der Bewunderung für jenen Stand, der das Christ sein repräsentirte. Aber als diese Standesverschiedenheit verschwand, verschwand auch die triumphirende Kirche. Die directe Kenntlichkeit (der Grad, in dem man wahrer Christ ist, entspricht direct der Ehre und dem Ansehn, das man genießt) stieß, als nun alle mitspielen sollten, auf eine eigne Schwierigkeit, welche sie unmöglich machte. Der Geistliche hatte wesentlich nichts Anderes zu tun, als das Christ sein auszudrücken, und so lange die Menge der Christen sich begnügte eigentlich sich selbst in dem darstellenden Stande anzuschauen, ging es mit der triumphirenden Kirche an. Aber anders als diese Standesverschiedenheit die Menge der Christen nicht mehr zufriedenstellte. Die Menge der Christen hatte zugleich, ja äußerlich angesehen hauptsächlich Anderes in Acht zu nehmen in der Welt, als (im Sinn der triumphirenden Kirche) das Christ sein auszudrücken: wie konnte nun die directe Kenntlichkeit des Christ sein ausgedrückt werden in dem, was mit dem Christentum ungleichartig ist, aber nicht feindlich, sondern nur gleichgiltig dagegen ist? Ja, das war eine Unmöglichkeit. In der streitenden Kirche ist die directe Kenntlichkeit unmöglich, weil das Christ sein innerhalb seines G e g e n s a t z e s ausgedrückt wurde, nun dagegen wurde die directe Kenntlichkeit unmöglich, weil das Christ sein innerhalb der Gleichgiltigkeit dagegen ausgedrückt werden sollte. Man verstehe mich recht. Ein Bürgersmann z. B. ist Christ. Laß uns annehmen, daß dieser Bürgersmann z. B. Schuhmacher

ist; das ist sein Nahrungszweig; den größten Teil des Tages ist er natürlich mit Ausübung seiner Handtierung beschäftigt. Sollte nun hier die directe Kenntlichkeit des Christ sein möglich werden, so müßte also unter den Schuhmachern der wahrste Christ, oder dies, daß er der wahrste Christ ist, daran kenntlich sein, daß er am meisten Arbeit hat, die meisten Gesellen hält, daß vielleicht der König, die Königin sammt dem ganzen königlichen Hause bei ihm arbeiten läßt, oder doch die Geistlichkeit. Daß sich dies nicht durchführen ließ, wurde natürlich im Lauf der Zeit mehr und mehr einleuchtend. Die directe Kenntlichkeit des Christ sein stieß auf eine andre Art von Widerstand, als der war, welchen die streitende Kirche kannte. Dieser Widerstand war nicht der Gegensatz zum Christ sein, sondern die Gleichgiltigkeit. Dieser Widerstand der Gleichgiltigkeit wendet das Verhältniß nicht zur umgekehrten Kenntlichkeit um, wie in der streitenden Kirche, aber macht doch die directe Kenntlichkeit unmöglich.

So trat in der Christenheit eine vollkommene Veränderung des Schauplatzes für das Christ sein ein. Man ließ die Einbildung mit einer triumphirenden Kirche fahren; man ließ die ganze Außenwelt bestehen, und dem entsprechend setzte die Gleichgiltigkeit gegen das Christ sein fest, das der beste Schuhmacher der sei, der am besten arbeitete, der beste Dichter der, welcher am besten dichtete usw. usw. So ließ man das Aeußerliche fahren und verlegte nun das Christ sein ins Innerliche. Da wurde eine allgemeine Quittung für uns Alle gegeben und genommen; es ist quitt, wir sind Alle Christen ganz ebenso wie wir Alle Menschen sind. Mit dieser Annahme beginnt nun das Spiel des Lebens oder der Wirklichkeit, weßhalb es Torheit sein würde, ja Verrücktheit,

wenn einer das besonders geltend machen wollte, daß er Christ ist; da das ja heißt, eine Voraussetzung zum Bewußtsein bringen wollen, welche ein für alle Mal und von Allen angenommen, für Alles zu Grunde liegt.

Hier haben wir den Begriff von der bestehenden Christenheit. In der bestehenden Christenheit sind wir Alle wahre Christen, aber das ist im Innern verborgen. Die äußere Welt hat gar nichts damit zu tun, daß ich Christ bin, mein Christ sein ist darin nicht meßbar. Bin ich Gastwirt, so verlange ich gar nicht, daß dies, daß ich ein wahrer Christ bin, daran kenntlich sein soll, daß ich den besten Zuspruch habe; nein, ob ich als Gastwirt die beste Kundschaft habe, beruht darauf, wie weit ich verstehe, ein hochgeehrtes Publikum zufrieden zu stellen, und der wahre Christ der ich bin, ist Etwas für sich selbst, Etwas für mich selbst, Etwas das ich in verborgener Innerlichkeit bin — gänzlich wie alle die Andern, nicht bloß wie alle die andern Gastwirte, sondern buchstäblich wie jeder andere Mensch in der Christenheit; in dem Grade ist es wahr, daß ich ein Christ bin, daß es bei mir ganz ebenso wahr ist, wie bei allen Andern. Bin ich Prediger, so verlange ich gar nicht, daß dies, daß ich der wahre Christ bin, daran kenntlich sein soll, daß ich der am meisten angesehene Prediger bin. Nein, ob ich als Prediger am meisten Zuspruch habe, beruht künstlerisch darauf, welche Redegabe ich habe, beruht darauf, ob ich Stimme habe, wie der Talar mich kleidet, wie weit ich die neuste Philosophie studirt habe, ob ich die Anfordrungen der Zeit befriedigen kann; der wahre Christ, der ich bin, oder dies, daß ich der wahre Christ bin, ist Etwas für sich selbst, Etwas für mich selbst, Etwas das ich im verborgenen Innern bin — ganz wie all die Andern. Aber

daß ich ein wahrer Christ bin, das ist gewiß genug, das ist eben so gewiß, wie daß all die Andern es sind.

Und warum diese Verborgenheit? warum diese Verborgenheit, über deren Bewahrung ich so fürsorglich wache? I, natürlich, weil ich fürchte, daß falls man zu wissen bekäme, in welchem Grade ich der wahre Christ bin, man mir dann mit außerordentlicher Ehre und Ansehn lohnen möchte; und dazu bin ich zu sehr wahrer Christ, als daß ich Ehre und Ansehen haben wollte, weil ich ein wahrer Christ bin. Sieh deshalb halte ich es geheim in verborgener Innerlichkeit; denn bekäme man es zu wissen, so wäre dem nicht zu entgehen, daß ich außerordentlich geehrt und angesehen würde, da es ja die bestehende Christenheit ist, in welcher ich lebe, wo wir Alle wahre Christen sind — aber in verborgener Innerlichkeit.

Falls ein Christ von jener Zeit, wo die Kirche streitend war, in die bestehende Christenheit gestellt würde, würde er in die tiefste Verwunderung geraten. In der streitenden Kirche war das Christentum kenntlich am Widerstande, den man litt. In der triumphirenden Kirche war es kenntlich an Ehre und Ansehen, die man genoß. Aber die bestehende Christenheit hat etwas Neues erfunden: man hält es geheim, daß man Christ ist, aus Furcht davor, daß es unchristlich mit Ehre und Ansehn gelohnt werden möchte. So ist doch die „bestehende Christenheit" etwas unendlich weit Höheres als die streitende Kirche, die kaum eine Ahnung von solcher erhabenen Frömmigkeit gehabt hat! In der streitenden Kirche war es Frömmigkeit, das Christentum zu bekennen; in der bestehenden Christenheit ist es grade Frömmigkeit, es zu verschweigen. O, unendliche Tiefe der Frömmigkeit, da das

Ganze so leicht Schein sein könnte! O, zahllose Schar von Frommen, wenn sämmtliche Millionen jedes Landes solche Fromme sind, und das sind wir ja Alle! Zieh Deine Schuhe aus, denn die Stelle, wo Du stehst, ist heilig, wenn Du in der Christenheit stehst, wo lauter wahre Christen sind! Laß Gott die Ewigkeit behalten, wo er doch kaum Alles in Allem so viel wahre Christen bekommt, als jeden Augenblick in der bestehenden Christenheit sind, wo Alle Christen sind.

Dächte man sich einen Jüngling in der bestehenden Christenheit aufwachsen, aber bisher mit der Wirklichkeit unbekannt, in die er eintreten soll, in fast klösterlicher Ferne vom Leben erzogen mit der heiligen Schrift: er wird das höchst Besonderliche, in einem Sinn Lächerliche erleben. Er ist im Christentum wol unterrichtet, — angenommen, daß man dies durch die heilige Schrift werden kann, und diese Annahme muß man ja dem armen Jüngling zu gute halten; — er ist davon unterrichtet, was die Folge sein wird: all dieses wol überlegt ist der Jüngling entschlossen, sein Leben nach der Vorschrift einzurichten. Aber was geschieht — er kommt in die bestehende Christenheit. Indem er Miene macht den Schritt zu wagen, tritt ein wohlwollender Mann, eine Art Selsorger, zu ihm, und „hält solche Rede": junger Freund, Sie sind in einem Irrtum, Sie sind nicht aufmerksam auf die Stelle, wo sie sind, daß es die bestehende Christenheit ist, und das ist wahrlich nicht die Stelle, Christum zu bekennen. Denn unter uns gesagt — aber es bleibt unter uns, und ist bereits eine Schwachheit, eine Vergeßlichkeit von mir, so viel zu sagen — wir sind Alle Christen, und der wahre Christ ist grade der, welcher es am meisten geheim hält. Falls ein Jüngling, der in der Kindheit mit Märchen erzogen ist, also

mit dem Gedanken an Ungeheuer, welche im Walde hausen, aber todtgeschlagen werden, vertraut ist, falls er nun, zum Kampf gerüstet mit einem ungeheuren Schlachtschwerdt an der Seite und einem ebenso ungeheuren Mut in der Brust, ausging in die Wirklichkeit, könnte ihm da etwas Sonderbareres begegnen, als was in der bestehenden Christenheit jenem Jüngling begegnete. Wenn ihm nämlich ein noch sonderbareres Ungeheuer begegnete, als die, von welchen er je gehört oder gelesen, das würde nicht das Sonderbare sein, oder doch nicht in Betracht kommen im Vergleich mit dem Seltsamen, das ihm begegnete, daß er gar nichts konnte zu sehen bekommen, was einem Ungeheuer gliche. Da kommt dann ein wohlwollender ältlicher Mann zu ihm und sagt: mein junger Freund, Sie sind in einem Irrtum, Sie sind nicht in einer Welt der Abenteuer, sondern in der civilisirten und polirten Welt, wo keine solchen Ungeheuer sind, wo Sie unter gebildeten und wohlerzogenen Menschen leben, und wo außerdem die Polizei über die Sicherheit wacht, die Geistlichkeit über die Seligkeit, und die Gasbeleuchtung die Nacht eben so sicher wie den Tag macht. Stecken Sie das Schwerdt in die Scheide, und lernen sie, was nun, da die Zeit der Ungeheuer längst vorbei ist, die Aufgabe ist: ein behaglicher Mensch zu sein, ganz wie wir Andern; daß Sie in jedem andern Menschen sich selbst wieder erkennen müssen, und jeder Andre sich in Ihnen bis zur größtmöglichen Täuschung.

Die triumphirende Kirche gleicht, wie gesagt, der streitenden nicht mehr als das Viereck dem Kreise, und „die bestehende Christenheit" gleicht ihr ebenso wenig. Doch ist nur die streitende Kirche Wahrheit, die triumphirende Kirche und die bestehende Christenheit eine Einbildung.

„Aber“ höre ich einen sagen „es ist ja doch jetzt eine Ungereimtheit und eine Unmöglichkeit mit einer streitenden Kirche; wenn wir Alle Christen sind, über was sollen wir da streiten?“ Lieber, wenn nicht über Anderes, so könnten wir ja, um Etwas zu streiten zu haben, darüber streiten, daß wir Alle Christen sind, wie es damit zusammenhängt. „Wie? willst Du Dich vermessen, der Herzenkenner zu sein, der das Innerste des Menschen beurteilt; wenn ein Mensch selbst sagt, daß er Christ ist, so darfst Du doch wol Dich nicht vermessen, es zu leugnen?“ Siehst Du, wir haben Etwas zu streiten; aber sagt er es denn? ich meinte, es wäre in der bestehenden Christenheit verborgene Innerlichkeit, daß wir es sollen geheim halten. „Ja gewiß sollen wir es geheim halten, grade weil es gegeben ist, daß wir alle Christen sind.“ Wie ist es denn da gegeben, wenn jeder für sich es geheim hält, weil es gegeben sei, daß Alle es sind?

Die Sache ist diese. Wenn Jeder, im Kreise herum, sich für einen Christen erklärt gleich „den Andern,“ so bekennt, wenn man so will eigentlich Keiner Christum, dagegen ist es, wenn man so will, von Jedem bekannt, daß er Christ ist. Jeder ist als Kind getauft, später, auch noch fast Kind, confirmirt — vermutlich damit in dieser Hinsicht Alles so früh wie möglich in seiner Ordnung sei und in Richtigkeit, was nun doch einmal wie ein Passierzettel notwendig ist, wenn man ohne Rüge der Obrigkeit durch die Welt kommen soll. Und Jeder, der als Kind getauft, als Bursche oder Mädchen confirmirt ist, von ihm ist gewiß, daß er Christ ist — in den Kirchenbüchern kann man ja nachsehen. Aber dazu, Christus zu bekennen, kann er in seinem spätern Leben vermutlich nicht kommen, weil er ja in der bestehenden Christenheit

lebt, wo es ja von Allen bekannt ist — vergl. die Register — daß sie Christen sind. Auch von den Priestern in der Christenheit gilt es, daß sie nicht so wol „Christus bekennen" als daß es bekannt von ihnen ist wie von Allen, daß sie Christen sind. Wollte man sagen, daß sie ja durch ihre Predigten Christus bekennen, so müßte man antworten, daß der Umstand, daß das Predigen ihr Lebensbrodt ist, und daß sie als Beamte tun, was sie tun, bewirkt, daß der Nachdruck doch nicht auf das persönlich Christum bekennen fällt.

In verborgener Innerlichkeit sind Alle Christen; wer dürfte das leugnen. Wer sich das herausnehmen wollte, läuft ja ganz richtig Gefahr, den Herzenskenner spielen zu wollen. Also Keiner kann das leugnen. Auf die Weise wird dies, daß Jeder in verborgener Innerlichkeit Christ ist, ein unauflösliches Geheimniß; ob all diese Tausende wirklich Christen sind, kann man unmöglich zu wissen bekommen, denn sie sind es, wie es heißt, Alle in verborgener Innerlichkeit; und es gilt nicht bloß für die Kirche, daß man das Verborgene nicht richtet, sondern für Jeden, weil man es nicht beurteilen kann.

Aber sollte es nicht doch möglich sein, dieses Geheimniß lösen zu können, und es etwas offenbar zu machen, ohne zu verschulden, das man der Herzenskenner sein will? O ja; wie denn? Dadurch, daß einer für seinen Teil auf sich nimmt, ganz einfach Christus in der Christenheit zu bekennen. Er richtet nicht einen Einzigen, weit entfernt; aber es werden Viele offenbar werden dadurch, wie sie ihn beurteilen. Er behauptet nicht ein vollkommenerer Christ zu sein als die Andern, nein, weitab, er macht im Gegenteil den Andern die Einräumung, daß sie gewiß vollkommenere Christen sind als er, da sie es geheim halten aus religiöser Furcht, Ehre und

Ansehn zu gewinnen, während er, ein einfältiger Tropf wie er ist, für sich selbst bange ist, das es könnte Spiegelfechterei werden mit einem so hoch hinaufgeschraubten Christentum, und sich deßhalb an das Alte hält und Christus bekennt. Er klagt also keinen der Andern an, daß er nicht Christ sei, o weitab, er klagt bloß sich selbst an, daß er ein so einfältiger Tropf ist; da würden mancher Herzen Gedanken offenbar werden, darin, wie sie diesen einfältigen Tropf, diesen unvollkommenen Christen beurteilen. Er drückt nur aus, daß er, wie er gelernt hat, Glied der streitenden Kirche ist — dann würde sich zeigen, ob diese friedliche Gemeinschaft, die bestehende Christenheit, ihm nicht mit Verfolgung und dergleichen zu Hilfe kommen würde, ihm helfen, daß es ganz wahr würde, daß er ein Glied einer streitenden Kirche ist.

Aber ist dies denn die Meinung, daß so lange die Welt steht, oder so lange die christliche Kirche in dieser Welt sein soll, sie eine streitende Kirche ist und sein soll? Antwort: Ja, ganz gewiß ist dies die Meinung, ganz gewiß ist es die Meinung des Christentums, und es ist auch ganz gewiß Sinn in dieser Meinung. „Welche Ungereimtheit," höre ich einen sagen, „welche Ungereimtheit, das ist ja doch unmöglich, daß wir Alle Märtyrer werden; sollen wir Alle Märtyrer werden und todtgeschlagen werden, wer soll uns denn da todtschlagen; sollen wir Alle Märtyrer werden und verfolgt, verspottet, verhöhnt werden, wer soll uns denn da verfolgen und verspotten?" Recht getroffen, wenn nur die Voraussetzung, die gleichsam den Bogen für diese scharfsinnige Einwendung spannt, richtig ist, die Voraussetzung, daß wir Alle Christen sind; falls diese Voraussetzung richtig ist, das heißt, im gegebenen Augenblick wahr ist, oder falls es auch überhaupt bloß wahr ist, daß es des

Christentums Meinung ist, daß in dieser Welt der Augenblick kommt, wo buchstäblich Alle in Wahrheit Christen sind.

Die Sache ist diese. Durch das fortwährende Betrachten der Weltgeschichte und Menschheitsgeschichte, durch das fortwährende Reden von welthistorischer Betrachtung usw. ist es nur zu sehr geläufig geworden, ohne weiteres das Christentum für die Weltgeschichte in Beschlag zu nehmen; man fand es ganz in seiner Ordnung, daß das Christentum eine Entwicklungsstufe für das Menschengeschlecht sei. Man hat ganz vergessen, daß Christi Leben auf Erden (und dies ist das Christentum, verschieden von der Geschichte der Christen oder der Geschichte von dem Lauf, Leben, Geschick der Christen, ebenso der Ketzer, ebenso der Wissenschaften) die heilige Geschichte ist, die nicht mit der Menschen- und Weltgeschichte verwechselt werden darf. Man hat ganz die wesentliche Ungleichartigkeit des Gottmenschen mit jedem andern Menschen wie mit dem ganzen Geschlecht vergessen. Man hat ganz vergessen, daß sich das Christentum wesentlich auf die Ewigkeit bezieht, daß das Leben hier auf Erden, um an eine frühere Abhandlung zu erinnern, für jeden Einzelnen von den unzähligen Millionen, die gelebt haben und leben sollen, die Prüfungszeit ist. Es ist freilich des Christentums Meinung, daß es für Alle verkündigt werden will, aber folgt daraus, daß es jemals der Meinung gewesen ist, daß es geschehen sollte, daß Alle es annähmen, und wahre Christen würden? Wenn es so wäre, da müßte man, daß ich so sagen soll, sich nicht recht vorgesehen haben in Gottes Rat, damals als von Ewigkeit beschlossen wurde, daß Christus zur Welt kommen sollte, Christus, der verkündete, daß dies Leben hier auf Erden die Prüfungszeit ist. Eins von Beiden: entweder ist es der Gedanke der

Vorsehung gewesen (wovon sie in ihrer Allwissenheit wol wissen konnte, daß es geschehen würde, während doch die Menschen die Schuld dafür tragen, daß es geschieht) daß der Fall niemals eintreten würde, daß zu einer gegebenen Zeit Alle oder nur die größte Zahl wahre Christen würden; oder die Vorsehung hat nicht weit genug gesehn, denn wenn der Fall eingetreten ist, daß wirklich Alle in Wahrheit Christen sind, dann ist dieses Leben nicht länger Prüfungszeit. Die Prüfung ist nämlich Selbstverleugnung, das sich selbst verleugnen; das Christ sein ist die Prüfung, und Christ sein, heißt: sich selbst verleugnen. Aber wenn wirklich zu einer gegebenen Zeit Alle wahre Christen sind, so ist mit dem Christ sein keine Selbstverleugnung verbunden, zum wenigsten nicht die christliche Selbstverleugnung. Mag. Kierkegaard hat (im Schluß des 1. Teils der „Werke der Liebe")* gezeigt, was unter christlicher Selbstverleugnung zu verstehen ist, daß sie nur ist, wo die Doppelgefahr ist, daß die a n d r e Gefahr, die, daß man leidet, w e i l man sich selbst verleugnet, die entscheidende Bestimmung ist. Aber diese Gefahr muß notwendig wegfallen, wenn zu der Zeit, wo ich lebe, Alle wahre Christen sind; denn dann wird ja Alles um mich her lauter Ermunterung und Anspornen für mich sein, a u c h der wahre Christ zu werden. Und wenn es so ist, falls ich unter solchen Verhältnissen lebte, so wäre es für mich und mein Leben nicht Wahrheit, dieses Leben in christlichem Sinn — und es ist ja das Christentum, das den Ausdruck erfunden hat — Prüfungszeit zu nennen. Nein, dann hat die Vorsehung wirlich nicht verstanden, eine Prüfung anzubringen; sie hat einen Fall übersehen, die Möglichkeit übersehen, daß

* Die Hauptsätze dieser Stelle finden sich in den „Noten zu K.s Lebensgeschichte" S. 115 u. f. A. B.

ein Fall eintritt, der seine ganze Absicht mit dem Christentum um und um kehrt.

Wenn man dagegen, anstatt menschlich leichtfertig das Christentum in die Weltgeschichte hineinzupfuschen, das Christentum nimmt, wie es sich giebt, glaubt, daß dieses die Prüfungszeit ist, glaubt, daß die Vorsehung wußte, was sie tat, glaubt, daß des Christentums Wille war und ist, für Alle verkündigt zu werden, aber daß es keineswegs seine Meinung ist, daß es Alle annehmen wollen: so kommt Alles in seine Ordnung; so wird dieses Leben für jeden Einzelnen die Prüfungszeit, die christliche Kirche hier in dieser Welt allzeit eine streitende Kirche. Ein solcher Begriff wie „Gemeinde," womit man sich auch in diesen Zeiten viel beschäftigt hat, ist auf dieses Leben angewendet, eigentlich ein ungeduldiges Vorausgreifen aus der Ewigkeit. Dem Streiten entspricht „der Einzelne," das heißt, wenn das Streiten in geistlichem und christlichem Sinn gemeint, nicht in weltlichem Sinn von Feldschlacht liefern, wo es nicht sowol auf den Einzelnen ankommt, als darauf, wie viel Tausende da sind, wie viel Kanonen sie haben u. d. Christlich streitet beständig der Einzelne; denn das ist grade Geist, daß jeder ein Einzelner vor Gott ist; „Gemeinschaft" ist eine niedrigere Bestimmung als „der Einzelne," was Jeder sein soll und kann. Und selbst wenn die Einzelnen auch Tausende wären, und so in Vereinigung stritten, christlich verstanden streitet doch jeder Einzelne zugleich für sich und soll als Einzelner am Gerichtstage Rechenschaft geben, wenn sein Leben geprüft wird. Die Gemeinde gehört deßhalb eigentlich erst der Ewigkeit zu. „Die Gemeinde" ist in der Ruhe, was „der Einzelne" in der Unruhe ist. Aber dies Leben ist grade die Zeit der

Prüfung, der Unruhe, deshalb gehört „die Gemeinde“ nicht in die Zeit, sondern erst in die Ewigkeit, wo sie die Sammlung all der Einzelnen in Ruhe ist, die im Streit bestanden.

So lange diese Welt steht und die christliche Kirche in ihr ist, ist sie eine streitende Kirche; doch hat sie die Verheißung, daß der Hölle Pforten sie nicht überwältigen sollen. Aber wehe, wehe der christlichen Kirche, wenn sie in dieser Welt gesiegt haben will, denn dann ist sie es nicht, die gesiegt hat, dann hat die Welt gesiegt. Da ist die Ungleichartigkeit zwischen Christentum und Welt aus, die Welt hat gewonnen, das Christentum verloren. Da ist Christus nicht mehr der Gottmensch, sondern ein ausgezeichneter Mensch, dessen Leben der Entwicklung des Geschlechts gleichartig ist. Da ist die Ewigkeit abgeschafft, und der Schauplatz für die Vollendung des Ganzen ist in die Zeitlichkeit verlegt. Dann ist der Weg zum Leben nicht mehr schmal und die Pforte nicht enge, auch sind es nicht bloß Wenige, die ihn finden; nein, da ist der Weg breit und die Pforte weit offen — die Pforte der Hölle hat Macht bekommen und Viele, ja Alle finden den Eingang. Christus hat niemals in dieser Welt siegen wollen; er kam zur Welt um zu leiden, das nannte er siegen. Aber wenn menschliche Ungeduld und freche Zudringlichkeit ihre Gedanken und Vorstellungen dem Christentum unterschiebt, anstatt sie durch das Christentum umbilden zu lassen: wenn dies die Oberhand bekommt, so wird in alt menschlicher Weise das Siegen ein Siegen in dieser Welt, und dann ist das Christentum abgeschafft. Es war nicht eine kleinliche Zänkerei zwischen Christus und der Welt, daß er im Grunde Unrecht darin hatte, daß er nicht besser mit der Welt auskommen konnte, nein die Liebe zu Gott ist Haß der Welt. Und den Tag, wo das

Christentum und die Welt Freunde werden, ja, da ist das Christentum abgeschafft. Da ist nicht mehr die Rede davon, daß Christus wiederkommen soll und richten, nein da ist das Urteil über ihn ergangen, daß er im Grunde ein Phantast war, ein reizbarer Mensch; denn wäre er nicht so reizbar gewesen, so wäre er mit der Welt gut ausgekommen, so wäre er nicht getödtet worden, was gar nicht nötig war, so wäre er etwas Großes in der Welt geworden, wie es seine Jünger in der triumphirenden Kirche wurden, die auch dies Wort abschafften, oder es zur Unwahrheit machten, daß der Jünger nicht über den Meister ist — denn er wurde gekreuzigt, sie wurden Machthaber mit Ehre und Ansehn; wie es seine Jünger in der bestehenden Christenheit werden, nicht durch ihr Christentum, sondern dadurch, daß sie — christlich ihr Christentum im Innern verborgen halten, und ihre natürlichen Anlagen und Gaben brauchen, um ihr Glück in der Welt zu machen.

Inzwischen wendet sich vielleicht doch der, welchen wir vorhin redend einführten, noch einmal zu seinem Anfang zurück und sagt: „Trotz Allem was Du sagst, kann ich nicht anders als wiederholen, es ist eine Unmöglichkeit und bleibt es, daß wir Alle Märtyrer werden können." Antwort: Ist es eine Unmöglichkeit für Dich, es zu werden? „Ja, natürlich, wenn Alle es sein sollen." Aber was hast Du denn mit Allen zu tun; ist wirklich das Sinnlose Deine Meinung, daß Du, wenn Du Dein Leben dazu einrichten und Dich versuchen willst in der Prüfung: Christ zu werden und zu bleiben, daß Du dann erst nach Andern fragen mußt, oder von „Allen" Etwas zu wissen bekommen mußt, ehe Du beginnen kannst? Ich glaubte, der erste Beginn, in der

Prüfung, Christ zu werden und zu sein, heißt so in sich gekehrt werden, daß es ist, als wären alle die Andern für einen gar nicht da, so in sich gekehrt, daß man ganz buchstäblich allein in der ganzen Welt ist, allein vor Gott, allein mit der heiligen Schrift zur Wegleitung, allein mit dem Vorbild vor Augen. Und die Sprache dagegen die Du führst, ist nach dem größtmöglichen Maße: Gekehrt sein nach außen, sie gleicht ganz der Weise, wie die Zeitungsschreiber sich äußern.

Dies ist leicht zu verstehen. Die erste Bedingung um Christ zu werden, ist: unbedingt in sich gekehrt zu werden. So unendlich in sich gekehrt hat der Insichgekehrte gar nichts mit einem andern Menschen zu schaffen — dies ist der Ernst, der weit strenger gilt, als wenn der Lehrer in der Schule jedem Schüler befiehlt, vor sich hin zu sehen und nicht auf die Andern. So in sich gekehrt versteht dann der Lernende oder lernt verstehen, welches die Aufgabe ist: Christ zu werden und zu sein — jeder Augenblick, wo er nach außen gekehrt ist, ist verloren, und werden dieser Augenblicke viele, so ist Alles verloren. Er kann dann vielleicht gut Bescheid um die Aufgabe wissen, sie auswendig gelernt haben, vielleicht auch für Andere sie declamirend vortragen und insoweit Priester sein und vom Stat gelohnt werden; aber Eins ist ihm entgangen, das christlich Entscheidende, daß, was er sagt, ihn selbst angeht, und in unendlichem Eingekehrtsein ihn selbst angeht, während er vielleicht der Meinung ist, daß, was er sagt, die Gemeinde angeht, und nur Gage und Avancement ihn angeht.

Der unendlich in sich Gekehrte lernt also verstehen, welches die Aufgabe bis zum Aeußersten ist — wenn er bis zum Aeußersten in sich gekehrt wird: daß Christsein heißt an Chri-

stus glauben und um dieses Glaubens willen leiden, oder Selbstverleugnung im christlichen Sinn ist. Aber laß uns nun, um die Torheit jener Einwendung („daß doch unmöglich Alle Märtyrer werden können") recht zu zeigen, das Ungereimte annehmen, daß buchstäblich Alle, unter welchen jener Christ lebt, wahre Christen sind: so kann er ja unmöglich Märtyrer werden. Ganz gewiß. Aber wenn wird er dies zu wissen bekommen? Ob am Anfange, so daß es eine Ausflucht, eine Entschuldigung wird, die ihn verhindert an der Aufgabe zu beginnen? Unmöglich, denn er ist ja so in sich gekehrt, daß er nichts von den Andern weiß noch wissen will. Er wird es also erst am Schluß seines Lebens erfahren, daß er nicht Märtyrer wurde. Am Schluß seines Lebens, ganz genau genommen, also in dem Augenblick wo er stirbt, vorher nicht; denn vorher kann er ja noch nicht wissen, ob es ihm nicht noch geschieht. Aber in dem Augenblick wo er stirbt, ist es ja ganz gleichgiltig für ihn. Er hat jeden Falls in der Möglichkeit ein Martyrium erlebt, und dies geschah wie gesagt, unter der ungereimtesten Annahme, daß buchstäblich Alle oder auch nur die Mehrzahl der Zeitgenossen wahre Christen wären, und also die Pforte zum Leben trotz Christi Aussage, nicht eng, sondern jedenfalls durch einen Umbau bedeutend erweitert und vergrößert wäre, wenn nicht überhaupt alle Beschränkung fehlt.

„Aber" höre ich einen sagen „hast Du, der Du so redest, hast Du denn die Kraft so zum Märtyrer zu werden, oder hast Du bloß Mut, um nicht zu sagen Frechheit, genug zu behaupten, daß Keiner ein wahrer Christ sei, der nicht Märtyrer würde: oder warst Du allzeit so stark, daß Du niemals den Drang dazu fühltest, daß mild und beruhigend zu

Dir gesprochen würde, oder bist Du vielleicht in dem Fall, daß Du, selbst angst und bange, die Milde brauchst, aber, wie es oft die Lust der Bangen ist, Freude daran hast, Andere zu schrecken?" Auf diese Frage fehlt mir die Antwort nicht und ich wünsche bloß, daß der Fragende die Antwort nicht mißverstehen möge, da ich keineswegs die Bedeutung der Frage verkenne. Daß ich Drang zur Milde fühle, räume ich ein; aber ich bin der Wahrheit das Geständniß schuldig, daß ich diesen Drang grade fühle, weil ich unter Strenge erzogen bin und lange, lange darunter gelebt habe, ja, so oft es sein soll, wieder darunter bin. Am „ängstigen" habe ich niemals meine Freude gehabt, ich bin mir bewußt, daß ich mild und beruhigend zu den Leidenden, den Siechen, den Traurigen reden kann; ich weiß, daß ich meine Freude daran gehabt habe*. Ich habe niemals behauptet, daß jeder Christ ein Märtyrer sei, oder daß Keiner ein wahrer Christ wäre, der nicht Märtyrer würde, wenn ich auch meine, daß jeder Solche — und zu diesen rechne ich mich selbst — grade um ein wahrer Christ zu sein, ein demütigendes Zugeständniß machen soll, daß er doch leichter durchgekommen ist, als die im strengsten Sinn wahren Christen: und er soll dieses Geständniß machen, damit, wenn ich so sagen darf, die christliche Rangordnung nicht verwirrt wird und Platz Nr. 1 ganz ausgeht, indem Platz Nr. 2 seine Stelle einnimmt. Und nun endlich, was hauptsächlich meine Antwort ist. Das Christentum ist in der Christenheit ganz buchstäblich entthront, aber

*) Dafür kann auf die „Zwölf Reden" und die „Reden von den Lilien usw." hingewiesen werden, besonders auf die Beichtreden der ersten Sammlung; diese ist etwas früher, die andere Sammlung etwas später als die „Einübung" geschrieben. A. B.

ist es das, so ist es auch abgeschafft. Denn ein König hat nicht aufgehört zu sein, weil z. B. das Land, worin er lebt, sich zu einer Republik macht und ihn zum Präsidenten; aber das Christentum ist abgeschafft, sobald es vom Thron gestoßen ist. Das Christentum ist das Unbedingte, es hat nur ein Sein, das unbedingte Sein; ist es nicht unbedingt, so ist es abgeschafft; bei dem Christentum gilt unbedingt: entweder — oder. Es ist nun lange genug und laut genug die freche Rede gehört worden, daß man weiter gehen müsse, daß man beim Christentum nicht stehen bleiben könne, beim Glauben, bei dem Einfältigen, bei dem Gehorsam, bei diesem „Du sollst". Und das ist immer tiefer ins Volk hineingedrungen, auf das es natürlich Einfluß hat, wie man, wenn ich so sagen darf, in den höchsten Kreisen urteilt; es ist durchgedrungen, und nur allzu leicht und um so ärger, da jeder Mensch eine natürliche eine angeborne Lust zum Ungehorsam hat. Deßhalb wurden die „Gründe", das glauben aus drei Gründen an Stelle des Gehorsams gesetzt; denn man genirte sich zu gehorchen. Deßhalb wurde die Milde an Stelle der Strenge gesetzt: denn man erkühnte sich nicht zu befehlen, und sträubte sich dagegen, sich befehlen zu lassen; die, welche befehlen sollten, wurden feig, die, welche gehorchen sollten, wurden frech. So wurde das Christentum in der Christenheit abgeschafft — durch Milde. Ohne Vollmacht, in verschlissenem, abgetragenem Gewande schleicht es in der Christenheit umher, und man weiß nicht, ob man vor ihm den Hut abnehmen soll, oder ob es sich vor uns beugen soll, ob wir sein Mitleid brauchen, oder ob es unser Mitleid braucht.

Aber ist für uns nur eine Rettung, das Christentum: wahrlich so ist für das Christentum nur eine Rettung möglich, die Strenge. Mit Hilfe der Milde kann es nicht gerettet

werden, — das will sagen: es kann weder noch soll es gerettet werden, dieser Gedanke ist Majestätsverbrechen; aber es soll durch Strenge wieder in sein Recht als Herrscher eingesetzt werden. Und sollte ich auch selbst unter dem Gewicht des Maßstabes umsinken, den ich vorhalte und sollte ich auch selbst der Erste sein, der dem Gericht anheimfällt, und sollte ich auch der Einzige sein: ich kann nicht anders. Ich weiß wol, was ich tue, ich weiß auch, was ich in Furcht und Beben umstellt von Anfechtungen gelitten habe, als ich mich so weit hinauswagte, einsam Tag und Nacht mit solchen Gedanken beschäftigt, und in so langer Zeit in steigender Anstrengung einsam damit beschäftigt; und einsam, obschon ich in der Christenheit lebte, wo ja Alle Christen sind, aber wo ich doch niemals eine Rede oder Predigt gehört habe, von der ich, wenn die Frage vor Gott an mich gestellt worden, unbedingt sagen durfte, daß sie christlich war — denn selbst das am meisten Christliche, das ich gehört habe, hatte doch allzeit einen bedenklichen Beigeschmack von „Gründen“, einen Beigeschmack von menschlichem Wimmern und Mitleidigkeit, den Mißton des Einschmeichelnden. Ich hatte kein Kloster, wohin ich flüchten und wo ich eine Umgebung suchen konnte, die doch einigermaßen meiner innern Beschäftigung entspräche. Ich wählte den einzigen Ausweg, der in der Christenheit zurückgelassen war, den, der Leichtsinnigste von Allen zu scheinen, „ein Narr in der Welt“ zu werden, um in dieser ernsthaften Welt doch wenn möglich zu schützen, was ich in meinem Innern verbarg, ein Wenig Ernst, damit diese Innerlichkeit den Frieden der Verschlossenheit haben konnte, um in Stille zu wachsen. Bei diesem Leben habe ich genauer gelernt, was man vielleicht so durch Bekanntschaft mit dem gedankenlosen

Leichtsinn und der selbstzufriedenen Verwirrung der Menschen noch besser lernt, als in der Wüste und von der Stille der Nacht; bei diesem Leben im Menschengewimmel, bei diesem, wenn man so will, falschen Leben — denn wahr genug, ich verbarg etwas Anderes in meinem Innern, aber es war das Beste, das ich verbarg, ich habe niemals, niemals so betrogen, daß ich mich besser machte, als ich war — bei diesem Leben im Menschengewimmel lernte ich mit fürchterlicher Wahrheit verstehen, daß Strenge das Einzige ist, das helfen kann.

Die habe ich gebraucht. Aber ich habe keine Macht, weder Soldaten noch andre Macht; ich habe keine mächtigen Verbindungen, habe keinen, keinen Einfluß, keine Macht über das Geschick Anderer, ich bin von Allen der Einsamste, der, weltlich verstanden, Ohnmächtigste. Strenge brauchen kann leicht die Menge reizen; deßhalb pflegt der, welcher Strenge brauchen will, sich erst die Macht zu sichern. So kann und will ich nicht Strenge brauchen, denn herrschen will ich nicht, ich will nur der Wahrheit dienen, oder, was dasselbe ist, dem Christentum.

Strenge ist das Einzige, was einem Menschen helfen kann. Deßhalb vermag ein Kind im Vergleich mit Aelteren so viel, es ist viel abgehärteter, weil doch noch einige Strenge in der Erziehung ist; und was vermöchte ein Kind nicht, wenn die Strenge groß ist! — Deßhalb siegten die Römer allzeit in der Schlacht — warum? weil die Strenge ihnen half, ihnen half sie mehr als den Tod zu fürchten, und deßhalb zu siegen. Und so auch mit dem Christentum. Es geschah einmal, daß es mit göttlicher Vollmacht seine Herrschaft übte über die Menschen, als es sich mit seiner Rede kurz, wort-

karg, befehlend an jeden Einzelnen wendete: Du sollst! Da erschrak jeder Einzelne bei einer Strenge, die noch nie gekannt war, bei der Strafe der Ewigkeit. Diese Strenge half; in Furcht und Beben vor der unvermeidlichen Zukunft vermochten die Christen alle Gefahren und Leiden dieses Lebens zu verachten, wie Kinderspiel und kurze Possen. Ja, diese Strenge half; sie machte zur Wahrheit, daß Christ sein heißt in Gemeinschaft mit der Gottheit sein. Dies war die streitende Kirche; Satan selbst hat Nichts gegen sie vermocht, außer daß er den Helden des Glaubens die erwünschte Gelegenheit gab, mit dem unvergänglichen Glanz des Martyriums umstrahlt zu werden, die notwendige Gelegenheit dazu, daß die verborgene Herrlichkeit des Menschen durchscheinen konnte — denn die christliche Herrlichkeit ist der inwendige Mensch, eine Innerlichkeit, die vor's Feuer gehalten werden muß, wenn sie sich soll recht zeigen. Da sagte Satan zu sich selbst, auf die Weise siege ich nicht, und veränderte die Methode. Er bildete nach und nach der christlichen Kirche ein, daß sie nun gesiegt habe, nun solle sie vom Streiten ausruhen und den Sieg genießen. Und das sah verführerisch genug aus; denn in der Zeit, da die Kirche stritt, trug Mancher doch Bedenken, sich ihr anzuschließen, so daß ihr Wachstum da auch nicht so groß war. Aber nachdem sie gesiegt hatte — ja, da fand sie Anhänger Millionenweise. Was will man da noch? denn sollte da irgend ein Bedenken mit einer siegenden Kirche verbunden sein, müßte es ja geschehen, daß sie danach abnähme, an Zahl verlöre. Aber grade das Entgegengesetzte war der Fall. Ja ganz gewiß; sie schwand nicht hin, sie nahm an Zahl nicht ab, nein sie nahm zu, es ist wahr — wie ein Wassersüchtiger zunimmt, sie schwoll an in ungesunder Fülle, fast widerlich

breitete sie sich in fleischlicher Beleibtheit aus, kaum wieder zu erkennen.

Nun waren da Alle Christen geworden. Aber die Macht und die Autorität war auch verloren. Man war verwöhnt, fort und fort die Reihe der christlichen Wahrheiten vortragen zu hören — eine große Sache, ob Jemand länger darauf hören mochte! großer Gott, und die Scene war in der Christenheit, wo Alle Christen waren, und wo es doch zweifelhaft war, ob Jemand die christlichen Wahrheiten hören mochte. Aber in der nun gänzlich veralteten, fast lächerlichen Sprache zu reden, wie das Christentum redete, als es mit göttlicher Autorität die Herrschaft über die Menschen übte und sie mit bisher ungekannter Strenge aufzog mit der Furcht vor der ewigen Strafe, einer Strafe, welche nur das Christentum anzuwenden versuchte: diese Sprache zu reden, das wurde von den Verkündigern des Christentums in der Christenheit nicht gewagt. „Das geht in alle Ewigkeit nicht an" hat ein Solcher zu sich selbst gesagt, „nicht bloß daß ich lächerlich werde, nicht bloß daß man mich vielleicht todt schlägt; nein, selbst wenn ich es wagen wollte, ich richte Nichts aus, ich mache bloß die Menschen so rasend, daß sie das Joch ganz abwerfen." Hier war guter Rat teuer. Da begann eine vielleicht wolmeinende menschliche Klugheit die traurigste von allen Unternehmungen: das Christentum zu verraten, indem sie es verteidigte. Und da lachte der Teufel in seinem stillen Sinn und sagte: sieh, nun kann ich mich ganz ruhig verhalten, nun ist das Spiel gewonnen. Die, welche das Christentum so verteidigen, wissen nicht, was sie tun, das Geheimniß ist tief verborgen, sie werden beständig den Fehler in der Unvollkommenheit der Verteidigung suchen, und darin immer eifriger

fortfahren, mehr und mehr sich in dieselbe vertiefen — wer kommt auch darauf, daß der, welcher vertheidigt, grade der Verräter ist, ob er es auch nicht weiß. So verteidigten sie das Christentum — gerechter Gott, und die Scene war in der Christenheit; das war also grade Christen gegenüber, daß sich das Christentum verteidigte, wie wenn sich ein König gegen seine Untertanen verteidigen muß. Sie verteidigten also das Christentum; von der Autorität war da niemals die Rede, man machte keinen Gebrauch davon; dieses „Du sollst" hörte man niemals, um nicht Gelächter zu wecken; sie verteidigten das Christentum und sagten: „Verschmäht das Christentum nicht, denn es ist eine milde Lehre, in ihm sind all die milden Trostgründe enthalten, welche jeder Mensch doch so leicht einmal im Leben brauchen kann. Herr Gott, das Leben ist nicht immer heiter, wir brauchen alle einen Freund, und ein solcher Freund ist Christus; verschmäht ihn nicht, er meint es gut mit Euch." Und das glückte; man hörte wirklich mit Aufmerksamkeit auf diese Rede, man schenkte wirklich diesem Bettler, dem Herrn Jesus Christus (denn ob er auch nicht selbst der Bettler war, so wurde doch in seinem Namen gebettelt) Gehör; man fand, es war Etwas daran; das kitzelte das Ohr der herrschsüchtigen Christenheit, daß es doch fast war, als sollte abgestimmt werden, — nun gut, auf die Weise nehmen wir das Christentum an. Gerechter Gott, und die Scene war in der Christenheit, wo Alle Christen sind, und da wurde das Christentum auf d i e Weise von den Christen angenommen.

So ging es mit dem Christentum zurück; und nun lebt denn in der Christenheit, wo freilich niemals die Rede ist von Strenge, ein verzärteltes, stolzes und doch feiges, trotziges und

doch weichliches Geschlecht, das gelegentlich diese milde Trostgründe vortragen hört, aber welches kaum weiß, ob es von ihnen Gebrauch machen will, selbst wenn das Leben am schönsten lächelt, und welches in der Stunde der Not, wenn es sich zeigt, daß sie eigentlich doch nicht so mild sind, sich ärgert. Gerechter Gott, und die Scene ist in der Christenheit! Gerechter Gott; ja wer sehen will, der sieht grade hier den gerechten Gott; fürchterliche Strafe dafür, daß die streitende Kirche die triumphirende oder die bestehende Christenheit wurde. Wahrlich, wenn Du einen Menschen siehst, der verdarb und ihn dann in seiner Erbärmlichkeit, Schande, Elendigkeit siehst, falls Du da den gerechten Gott sehen kannst, dann mußt Du — wenn Dir die Gnade widerfuhr, daß Du im Christentum mit Strenge erzogen wurdest — in der bestehenden Christenheit den gerechten Gott sehen.

Denn nur die streitende Kirche ist Wahrheit, oder die Wahrheit ist, daß so lange die Kirche in dieser Welt besteht, sie die streitende Kirche ist, sich zu Christus in seiner Niedrigkeit hält, ob auch von ihm aus der Hoheit gezogen. Dagegen ist es eine Unwahrheit, dies Gerede, womit die Menschen dem Geschlecht und sich selbst schmeicheln: daß die Welt vorwärts gehe. Denn die Welt geht weder vorwärts noch rückwärts, sie bleibt wesentlich eins, wie das Mer, wie die Luft, wie ein Element; sie ist und soll nämlich das Element sein, das die Prüfung des Christen ermöglicht, der zu jeder Zeit in dieser Welt ein Glied der streitenden Kirche ist. Dies ist die Wahrheit. Die triumphirende Kirche und die bestehende Christenheit ist die Unwahrheit, ist das größte Unglück, das der Kirche begegnen kann, ist ihr Untergang, und zugleich ihre Strafe, — da es ja nur durch Selbstverschuldung geschehen kann.

VI.

Herr Jesus Christus, Du kamst nicht in die Welt um Dir dienen zu lassen, und also auch nicht um Dich bewundern und in diesem Sinn anbeten zu lassen. Selbst warst Du der Weg und das Leben — und Du hast nur „Nachfolger" verlangt. So wecke uns denn auf, wenn wir in dieser Betörung schlummern, rette uns von dieser Verirrung, Dich bewundern oder anbetend bewundern zu wollen, anstatt Dir nachfolgen und gleichen zu wollen.

Joh. 12, 32: Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, will ich Alle zu mir ziehen.

In der Christenheit hört man oft genug Predigten, Vorträge, Reden darüber, was von einem Nachfolger Christi gefordert wird, was es sagen will, Christo nachzufolgen u. d. Was man hört, ist gewöhnlich ganz richtig und wahr; erst wenn man genauer hinhört entdeckt man eine tief verborgene unchristliche Grundverwirrung und Mißlichkeit. Die christlichen Predigten sind heutzutage hauptsächlich „Betrachtungen" geworden: laßt uns in dieser Stunde b e t r a c h t e n; ich lade meine Zuhörer ein zur B e t r a c h t u n g über . .; der Gegenstand der B e t r a c h t u n g ist usw. Aber „betrachten" kann in einem Sinn bedeuten, ganz nahe zu dem, das man nämlich betrachten will, treten, in einem andern Sinn aber sich sehr fern halten, unendlich fern, nämlich persönlich. Wenn man einem ein Bild zeigt, und ihn auffordert es zu betrachten, oder wenn man im Handel und Wandel z. B.

ein Stück Zeug betrachtet, so tritt man ganz nahe zum Gegenstand, im letzten Fall faßt und fühlt man ihn sogar an, kurz man kommt dem Gegenstand so nahe wie möglich; aber in einem andern Sinn geht der Mensch grade bei dieser Betrachtung ganz aus sich heraus, von sich selbst fort, vergißt sich selbst, und nichts erinnert ihn daran, daß er es ist, der das Bild und das Zeug betrachtet, nicht das Bild und das Kleid, das ihn betrachtet. Das will sagen, während ich betrachte, gehe ich in den Gegenstand ein (ich werde objectiv), aber ich gehe aus oder weg von mir selbst (ich höre auf subjectiv zu sein). So hat der Predigtvortrag mit seiner Lieblingsbetrachtung des Christlichen, welches grade die „Betrachtung" und die „Betrachtungen" sind, abgeschafft, was christlich im Predigtvortrag das Entscheidende ist, nämlich das Persönliche, dieses „Du und ich," der Redende und der Angeredete, dies, daß der Redner selbst in Bewegung ist, persönlich ein Strebender, und ebenso der Angeredete, welchen er dazu aufmuntert, antreibt, ermahnt, warnt, aber Alles das in Hinsicht auf ein Streben, ein Leben, daß der Redner beständig nicht von sich ab zu kommen, sondern zu sich selbst zurück zu kommen hat, und den Zuhörern behülflich zu sein, nicht von sich abzukommen, sondern zu sich selbst zurück zu kommen; der Predigtvortrag in unserer Zeit hat zuerst selbst ganz übersehen, und darauf es ganz in Vergessenheit gebracht, daß die christliche Wahrheit eigentlich nicht Gegenstand für „Betrachtung" sein kann. Denn die christliche Wahrheit hat, wenn ich so sagen darf, selbst Augen zum sehen, ja sie ist wie lauter Auge; aber das würde ja sehr störend sein, ja es würde mir dann unmöglich sein, das Bild oder das Stück Zeug zu betrachten, wenn ich, indem ich es betrachten wollte,

entdeckte, daß es das Bild oder das Zeug wäre, das auf mich sähe — und so ist es grade der Fall mit der christlichen Wahrheit, sie ist es, die mich betrachtet, wenn ich tue, wovon sie sagt, daß ich es soll tun. Sieh, deßhalb läßt sich die christliche Wahrheit nicht für die Betrachtung darstellen, auch nicht als Betrachtung vortragen; sie hat nämlich selbst, wenn ich so sagen darf, Ohren zum hören, ja sie ist wie lauter Ohr, sie hört hin, während der Redende redet; man kann von ihr nicht reden, wie von einem Abwesenden oder einem nur gegenständlich Anwesenden, denn da sie von Gott ist, und Gott in ihr, so ist sie in ganz eignem Sinn anwesend, wenn von ihr geredet wird, und nicht als Gegenstand — eher ist der Redner Gegenstand für sie, er citirt einen Geist, der ihn beim reden überhört.

Deßhalb ist das Predigen ein Wagestück; denn indem ich die heilige Stelle besteige — ob die Kirche überfüllt ist oder so gut wie ler, ob ich selbst darauf aufmerksam bin oder nicht: ich habe einen Zuhörer mehr, als da zu sehen sind, einen unsichtbaren Zuhörer, Gott im Himmel, den ich zwar nicht sehen kann, der aber wahrlich mich sehen kann. Dieser Zuhörer hört genau hin, ob es wahr ist, was ich sage, ob es in mir wahr ist, also er sieht nach — und er kann es, grade weil er unsichtbar ist, in einer Weise, daß es ganz unmöglich ist, sich vor ihm in Acht zu nehmen — er sieht nach, ob mein Leben ausdrückt, was ich sage. Und ob ich auch nicht Vollmacht habe, einen andern Menschen zu verpflichten: jedes Wort, daß ich von der Kanzel in der Predigt gesagt habe, zu dem habe ich mich selbst verpflichtet — und Gott hat es gehört. In Wahrheit, ein Wagestück das Predigen! Die Meisten haben freilich eine Vorstellung davon,

daß es Etwas ist, wozu Mut gehört, wie für Schauspieler auf den Schauplatz vorzutreten, sich in die Gefahr hinaus zu wagen, daß Aller Augen auf ihm ruhen. Und doch ist diese Gefahr in einem Sinn, wie Alles auf dem Schauplatz, Blendwerk; denn der Schauspieler ist ja persönlich außerhalb, seine Aufgabe ist grade zu betrügen, sich zu verstellen, einen Andern vorzustellen und genau eines Andern Worte wiederzugeben. Der Verkündiger der christlichen Wahrheit dagegen, er tritt vor auf eine Stelle, wo, wenn nicht Aller Augen auf ihn sehen, so doch eines Allwissenden Auge; er hat die Aufgabe: er selbst zu sein, und in einer Umgebung, Gottes Haus, das lauter Auge und Ohr ist, und allein dies von ihm fordert, daß er wahr ist. Wahr ist, das ist, daß er selbst ist, was er verkündet, oder doch danach strebt, es zu sein, oder doch wahrhaftig genug ist, es von sich selbst zu gestehen, daß er es nicht ist — ach, wie mancher, der, um das Christentum zu verkünden, die heilige Stelle besteigt, ist wol auch nur feinhörig genug, um den Unwillen und Spott der heiligen Stelle über sich zu entdecken, daß er begeistert, gerührt, weinend verkündet, wovon sein Leben den Gegensatz ausdrückt.

So gewagt ist es, das Ich zu sein, das predigt, der Redende, ein Ich, das durch das predigen und indem es predigt, sich unbedingt verpflichtet, sein Leben darlegt, daß man, wenn möglich, grade in seine Sele hineinsehen könnte: dies Ich zu sein, das ist gewagt! Deßhalb kam der Prediger nach und nach darauf, seine Augen in sich einzuziehen, um damit anzudeuten, daß Keiner auf ihn zu sehen habe. Das sei ja, meinte er, nicht er selbst, wovon er rede, sondern von der Sache, und das wurde als ein außerordentlicher Fortschritt in der Weisheit bewundert, daß so der Redende in

einer Weise aufhörte ein Ich zu sein, und wenn es möglich ist, die Sache wurde. In jedem Fall wurde es auf diese Weise weit leichter, Prediger zu sein — der Redende predigt nicht mehr, er wendet diese Augenblicke an, um einige Betrachtungen anzustellen. Einige Betrachtungen! Das sieht man an dem Redenden, sein Blick zieht sich ins Auge hinein, er gleicht nicht sowol einem Menschen als einer von jenen in Stein gehauenen Gestalten, die keine Augen haben. Hierdurch befestigt er eine tiefe Kluft zwischen den Zuhörern und sich, fast ebenso tief wie die, welche zwischen dem Schauspieler und Zuschauer ist. Und was er vorträgt, ist „Betrachtung", damit befestigt er zwischen sich und dem, was er sagt, wieder eine tiefe Kluft, wie zwischen dem Schauspieler und dem Dichter; persönlich ist er, so weit möglich, außerhalb, während er „diese Augenblicke anwendet, um Betrachtungen anzustellen".

So ging das Ich aus, welches der Redende war; der Redende ist nicht das Ich, er ist die Sache, die Betrachtung geworden. Und indem dies Ich ausging, wurde selbstverständlich auch das „Du" abgeschafft, daß Du, der Hörende, daß Du es bist, Du welcher da sitzt, zu dem geredet wird. Ja, man ist wol bald so weit gekommen, daß man das für „Persönlich werden" ansieht, auf die Weise zu andern Menschen zu reden. Unter Persönlich werden versteht man ja ein unziemliches, ungebildetes Betragen, Anzüglichkeiten — und also geht es ja nicht an, persönlich zu reden (als redendes Ich) und zu Personen (dem hörenden Du). Und geht das nicht an, so ist das Predigen abgeschafft. Aber das ist es ja auch — man stellt nur Betrachtungen an. Und „Betrachtungen" kommen weder dem Redenden noch dem Hören-

den zu nahe, die Betrachtung sichert ganz zuverlässig dagegen, daß es nicht zum Persönlich werden kommt; ich, der Redende, bin es nicht, von dem geredet wird, kaum bin ich es, der redet, es ist Betrachtung; und Du, der Hörer, bist es nicht, zu dem geredet wird, es ist Betrachtung; ob ich tue, was ich sage, geht Dich nichts an, wenn nur die Betrachtung richtig ist, kaum geht es mich selbst an, da ich mir doch wol dieselbe Rücksicht schuldig bin, wie jedem Andern, mir nicht Anzüglichkeiten zu erlauben; ob Du, der Hörer, tust, was gesagt wird, geht mich nichts an, kaum Dich selbst, es ist Betrachtung, und es ist höchstens nur die Frage, wie weit Dich die Betrachtung befriedigt hat.

Diese Grundveränderung im Predigtvortrag, womit das Christentum abgeschafft wurde, ist unter Anderm auch der Ausdruck für die Grundveränderung, welche mit der triumphirenden Kirche und der bestehenden Kirche eintrat, daß Christus regelmäßig höchstens Bewunderer bekam, nicht Nachfolger.

Mit der Darstellung dieses Unterschiedes, des Unterschiedes zwischen einem Bewunderer und einem Nachfolger, will diese Entwicklung das Christentum zu beleuchten suchen, wieder mit beständigem Hinblick auf das heilige Wort „von der Hoheit will er Alle zu sich ziehen“, denn es ist hier wieder die Hoheit und die Niedrigkeit, oder das Verhältniß zur Niedrigkeit, das den Ausschlag giebt. Ist Christus für uns nur in Hoheit da, ist seine Erniedrigung vergessen, oder ist er niemals in Niedrigkeit gewesen, so könnte — in diesem Fall — er auch nichts Anderes als Bewunderer verlangen, anbetende Bewunderer; denn Hoheit und Bewunderer, göttliche Hoheit und anbetende Bewunderer

entspricht ganz einander. Ja im Verhältniß zur Hoheit würde es ja auch von unserer Seite Unbescheidenheit, Anmaßung, Verblendung, zum Teil Wahnwitz sein, Nachfolger sein zu wollen, anstatt geziemend nicht nach dem zu trachten, was uns vielleicht nicht gegeben ist, weil es einem Andern gegeben ist, anstatt geziemend uns mit Bewunderung, anbetender Bewunderung zu begnügen. Der Erniedrigung und der Geringheit dagegen entspricht der Nachfolger.

Dies ist nun bekannt genug, daß Christus beständig den Ausdruck „nachfolgen" braucht, er redet niemals davon, daß er Bewunderer, anbetende Bewunderer, Anhänger verlangt; und wenn er den Ausdruck „Jünger" gebraucht, so redet er allezeit so davon, daß man sieht, darunter sind Nachfolger verstanden, daß es nicht Anhänger einer Lehre sind, sondern Nachfolger eines Lebens, welches nicht durch eine zufällige Hoheit zu Vermessenheit oder Wahnwitz macht, ihm gleichen zu wollen. Das ist auch bekannt genug, was an andrer Stelle immer wieder wiederholt wurde, daß es der erniedrigte Christus ist, der redet, daß jedes Wort, welches wir von Christus haben, von ihm, dem Erniedrigten ist. Nun muß man doch wol annehmen, daß Christus selbst vollkommen gewußt hat, warum er grade diesen Ausdruck wählte, der allein und unbedingt in der innerlichsten und tiefsten Uebereinstimmung mit dem ist, was er beständig von sich selbst sagte, oder wovon er beständig sagte, daß er es sei, nämlich die Wahrheit und der Weg und das Leben, daß er nicht ein Lehrer in dem Sinn war, daß er nur eine Lehre vorzutragen hatte, so daß er sich hätte mit Anhängern begnügen können, welche die Lehre annahmen, — im Leben dagegen nichts daraus machten, oder fünf grade sein ließen. Und man muß doch wol auch an-

nehmen, daß er selbst vollkommen gewußt hat, daß sein ganzes Leben auf Erden von Anfang bis zu Ende nur darauf berechnet war, „Nachfolger" zu bekommen, und darauf berechnet, „Bewunderer" unmöglich zu machen.

Christus kam zur Welt mit der Absicht, die Welt zu retten, dies liegt wieder in seiner ersten Absicht — das Vorbild zu sein, eine Fußspur für den zu hinterlassen, der sich ihm anschließt, der also ein „Nachfolger" werden müßte, das entspricht ja wieder einer „Fußspur".* Grade deßhalb ließ er sich in Niedrigkeit gebären und lebte arm, verlassen, verachtet, erniedrigt — ja kein Mensch hat so erniedrigt wie er gelebt; selbst der sonst geringste Mensch müßte durch Vergleichung zu der Entscheidung kommen, daß sein Leben doch, menschlich gesprochen, der Lebensweise Christi vorzuziehen wäre. Wozu nun dies, warum diese Geringheit und Erniedrigung? Weil der, welcher in Wahrheit das „Vorbild" sein und nur Nachfolger haben sollte, einerseits um vorwärts zu treiben, hinter den Menschen stehen muß, während er andrerseits winkend ihnen voran ist. Dies ist das Verhältniß der Niedrigkeit und der Hoheit im „Vorbild". Die Hoheit darf nicht die directe, die weltliche, die irdische sein, sondern muß die geistige, und so grade die Verneinung der weltlichen und irdischen Hoheit sein. Die Niedrigkeit muß die directe sein; denn die directe Niedrigkeit wenn man durch sie muß, ist grade der Weg, aber zugleich für den weltlichen und irdischen Sinn der Umweg, welcher verbürgt, daß man die Hoheit nicht eitel nimmt. Das „Vorbild" liegt so unendlich nahe in Geringheit und Niedrigkeit, und doch unendlich fern in Hoheit, ja noch

*) 1. Petr. 2, 21: „Er hat uns ein Vorbild hinterlassen, daß Ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen."

ferner als wenn es bloß fern in Hoheit da wäre; denn daß man um ihm zu nahen, um ihm ähnlich zu werden, durch Geringheit und Erniedrigung hindurch muß, daß da gar kein anderer Weg ist, ist eine noch größere, ist eigentlich die unendliche Ferne. Und so ist das Vorbild in einem Sinn hinten, in Geringheit und Niedrigkeit, und in einem andern Sinn voran, unendlich erhaben. Aber hinten muß das Vorbild sein, um Alle fangen und umfassen zu können; könnte ein Einziger erklären, daß er in Erniedrigung und Geringheit noch tiefer gestellt sei, dann ist das Vorbild nicht „das Vorbild", dann ist es nur ein unvollkommenes Vorbild, das heißt, nur ein Vorbild für eine Menge Menschen. Unbedingt hinten muß das Vorbild sein, hinter Allen, und es muß hinten sein, um die voran zu treiben, welche nach ihm gebildet werden sollen.

Es liegt nämlich im Menschengeschlecht und in jedem Einzelnen im Geschlecht eine tiefe, bewußte oder unbewußte Hinterlist in Bezug auf das, was das Vorbild für sie sein soll, eine Hinterlist, die von dem Bösen ist. Ist der, der das Vorbild sein soll, im Besitz von irdischen, weltlichen, zeitlichen Vorzügen, was dann? Ja dann machen ihn die Menschen zum Gegenstand der Bewunderung und schleichen von den Forderungen hinweg, sie sagen: „er kann's leicht, er der im Besitz all dieser Vorzüge und Begünstigungen ist; wären wir nur an seiner Stelle, da würden wir ebenso vollkommen sein, wie er. Nun können wir nichts Anderes, als ihn bewundern, und das ist unsere Ehre und unser Ruhm, daß wir es tun, daß wir uns nämlich nicht dem Neid hingeben. Aber Anderes als ihn bewundern können wir nicht, denn er ist im Besitz von Bedingungen, die wir nicht haben, und die er uns

nicht geben kann, wie ungereimt da dasselbe von uns zu fordern, was er von sich fordert."

Christus ist nun das „Vorbild". Wäre er in irdischer und zeitlicher Hoheit zur Welt gekommen, so wäre die größtmögliche Unwahrheit zu Stande gekommen. Anstatt die „Forderung" für das ganze Geschlecht zu werden, wäre er eine General-Entschuldigung und Ausflucht für das ganze Geschlecht und jeden Einzelnen in demselben geworden. Er wäre dann auch nicht umgebracht worden — denn auch dies trug dazu bei, die Gleichzeitigen gegen ihn zu erhitzen, daß sie ihn nicht, wenn ich so sagen darf, herumkriegen konnten, wie sie wollten, daß er „trotzig und stättig" der Erniedrigte sein wollte, und, was die weichliche Selbstliebe der Menschen allermeist erbittert, bloß „Nachfolger" haben wollte — nein er wäre Gegenstand der Bewunderung geworden, und die Verwirrung wäre so ungeheuer geworden, wie man sie sich kaum denken kann. Er sagte, daß er selbst die Wahrheit ist, und wenn nun die Menschen ihn bewunderten, so sähe das ja aus, als liebten sie auch die Wahrheit, und das würde fast unmöglich gemacht haben, das Rechte herauszufinden. Die Verwirrung würde nämlich in der Gleichzeitigkeit ebenso groß geworden sein, wie sie in der bestehenden Christenheit ist, wo einer in den stärksten Ausdrücken Christus bewundert und anbetend bewundert und bewundert und anbetet — während sein Leben doch grade den Gegensatz von Christi Leben ausdrückt, wie es auf Erden von ihm geführt wurde, der grade um das Vorbild zu sein geboren wurde und in Geringheit und Erniedrigung lebte.

Aber der Bewunderer hat eine vortreffliche Deckung; „denn" wird er sagen „mehr kann man ja doch von mir nicht

fordern, als daß ich in den stärksten Ausdrücken — und ist da ein noch stärkerer Ausdruck in der Sprache, so bin ich auch willig, den zu brauchen — erkenne und bekenne, daß ich Christus bewundernd anbete als die Wahrheit. Mehr kann ja doch nicht von mir gefordert werden, kannst Du etwas höheres nennen?"

Sieh deßhalb ward Christus geboren und lebte in Niedrigkeit, es lebte kein, unbedingt kein Mensch gleichzeitig mit ihm so erniedrigt, es hat niemals ein Mensch so erniedrigt gelebt, es war also unbedingt für jeden Menschen unmöglich, sich von der „Forderung" mit der Entschuldigung und Ausflucht hinwegzuschleichen, daß das „Vorbild" im Besitz von irdischen und zeitlichen Vorzügen wäre, die er nicht hätte. In dem Sinn Christus zu bewundern ist die unwahre Erfindung einer spätern Zeit mit Hilfe der „Hoheit". Es war, so verstanden, unbedingt Nichts zu bewundern, es sei denn, daß man Armut, Elend, Verachtung u. d. bewundern will. Auch von dem Aeußersten bleibt er nicht frei, vom bedauert werden, ein bedauernswerter Gegenstand für Mitleidigkeit. Nein da war wahrlich nicht das Mindeste zu bewundern.

Und es war in der Gleichzeitigkeit auch keine Gelegenheit zum bewundern; denn Christus hatte nur dieselbe Lage denen zu bieten, die sich ihm anschlossen — und bei solcher Lage hat niemals ein Bewunderer mitmachen wollen; dieselbe Lage: ebenso arm, verachtet, verhöhnt, verspottet zu werden, wo möglich noch etwas mehr, in Hinsicht darauf, daß man obenein Anhänger eines solchen Verachteten war, den jeder Verständige floh.

Welches ist da der Unterschied zwischen einem „Bewunderer" und einem „Nachfolger"? Ein Nachfolger ist oder strebt danach das zu sein, was er bewundert; ein Bewun-

derer hält sich persönlich außerhalb, bewußt oder unbewußt entdeckt er nicht, daß das Bewunderte eine Forderung an ihn enthält, das zu sein, was das Bewunderte ist, oder doch danach zu streben.

Um doch nicht irgend ein Mißverständniß zu veranlassen, will ich nicht unterlassen, daran zu erinnern, was ja auch leicht zu verstehen ist, daß es Verhältnisse giebt, in denen das Bewundern das Wahre ist. Wenn nämlich das, was der Gegenstand für meine Bewunderung ist, wirklich eine Anforderung an mich, ihm zu gleichen, nicht enthält und nicht enthalten kann, so ist es ganz richtig, daß ich mich mit bewundern begnüge. Ich kann so Schönheit, Reichtum, außerordentliche Gaben, ausgezeichnete Taten, Meisterwerke, Glück usw. bewundern, denn in all diesem ist keine Anforderung für mich enthalten, dagegen bezieht sich all dieses auf Etwas, was kein Mensch sich geben kann, sondern was ihm gegeben wird. Das will sagen: Bewunderung ist wahr überall wo es wahr ist, daß ich durch eine Bedingung, welche nicht in meiner Macht steht, verhindert bin, dem Bewunderten zu gleichen, selbst wenn ich es auch gerne wollte. Selbst wenn ich es auch gerne wollte, doch nein, wenn das Verhältniß dieses ist, soll ich es gar nicht wollen. Setze ich mir das fest in den Kopf, daß ich gern dem Bewunderten gleichen, oder er sein wollte, so geschieht da leicht etwas Anderes, daß meine Bewunderung sich in Neid verwandelt. Deßhalb soll ich mir grade in solcher Sache den Wunsch versagen, selbst der Bewunderte zu sein, denn wie die Schrift sagt: Du sollst nicht begehren; was Dir versagt ist, sollst Du nicht begehren; ist es einem Andern gegeben, so sollst Du Dich darüber freuen, daß es ihm vergönnt ist, und ist

das Gegebene von der Art, daß es Gegenstand der Bewunderung werden kann, sollst Du es bewundern.

Anders im Verhältniß zum Allgemein-Menschlichen, oder bei dem, was jeder, unbedingt jeder Mensch vermag, was nicht an eine Bedingung geknüpft ist, außer der, welche in jedes Menschen Macht ist, bei dem Allgemein-Menschlichen, dem Sittlichen, bei dem, was jeder Mensch soll, und also doch wol auch kann. Hier ist die Bewunderung ganz an unrechter Stelle, und gewöhnlich eine List, eine Verschlagenheit, welche Ausflüchte und Entschuldigungen sucht. Kenne ich einen Mann, den ich wegen seiner Uneigennützigkeit, Aufopferung, Hochherzigkeit usw. achten muß, den soll ich nicht bewundern, dem soll ich gleichen; ich soll mich nicht selbst betrügen und mir nicht einbilden, daß meine Bewunderung etwas Verdienstliches wäre, ich soll im Gegenteil verstehen, daß dies bloß eine Erfindung der Trägheit und Weichlichkeit ist; ich soll ihm gleichen, und sofort mit dem Streben danach beginnen.

Was will das sagen? Das will sagen: der Bewundernde (natürlich ist hier von einem Verhältniß die Rede, wo die Bewunderung das Wahre ist) hält sich persönlich fern, er vergißt sich selbst, er vergißt, daß ihm versagt ist, was er bei dem Andern bewundert; und das ist grade das Hübsche, daß er so sich selbst vergißt, um zu bewundern. In dem andern Verhältniß (wo also das Bewundern unwahr ist) komme ich gleich dazu, an mich selbst zu denken. Indem ich den Andern gewahr werde, diesen Uneigennützigen, Hochherzigen, sage ich gleich zu mir selbst, bist Du nun so, wie er? ich vergesse ihn ganz über mich selbst. Und wenn ich gar entdecke, daß ich keineswegs wie er bin, so bekomme ich so viel in und mit mir selbst zu tun, daß nun, ja nun habe ich da

ganz vergessen, — doch nein, vergessen habe ich ihn nicht, aber er ist mir eine Anforderung an mein Leben geworden, wie ein Stachel in meiner Sele, der mich vorwärts treibt, wie ein Pfeil der mich verwundet. In dem einen Fall verschwinde ich mehr und mehr, mich in dem Bewunderten verlierend, der größer und größer wird, der Bewunderte saugt mich auf; im andern Fall verschwindet der Andre mehr und mehr, indem er nämlich in mir aufgenommen wird, oder indem ich ihn einnehme, wie man ein Heilmittel einnimmt, ich sauge ihn auf, aber wol zu merken, da er ja eine „Forderung" ist, um ihn wieder darzustellen, und ich bin es, der größer und größer wird, indem ich mehr und mehr ihm gleich werde.

Daß da im Verhältniß zu Christus bewundern wollen, oder was wesentlich dasselbe ist, anbetend bewundern wollen — anstatt ihm nachzufolgen, eine Unwahrheit, ein Betrug ist, Sünde ist, ist gewiß leicht genug einzusehen. Da indessen diese Form des bewußten oder unbewußten Selbstbetrugs so sehr allgemein in der Welt oder in der Christenheit ist, und da grade Christi Leben, als das Vorbild, darauf berechnet ist, dieses selbstbetrügerische Spiel zu vernichten, weßhalb es nur doppelt zu beklagen ist, daß es grade in der Christenheit durch Mißbrauch von Christi Hoheit allgemeiner geworden ist, so tut es wohl recht not, mit Hilfe des Vorbildes zu beleuchten, was mit Fleiß und Vorsatz oder bloß mit Gedankenlosigkeit dunkel gemacht ist.

Wenn so, um bis auf Weiteres ein Beispiel vom Geringeren zu nehmen, ein Mann begeistert für Wahrheit und Recht kämpft, mit jeder Aufopferung, unbedingt uneigennützig: nun ja, das versteht sich, da ist in der Welt eine Niederträchtigkeit und Erbärmlichkeit, die grade deßhalb aus aller Macht

ihm entgegenarbeitet, doch davon rede ich hier nicht — also, wenn es so ist, so sind, wenn nicht Viele, so doch eine Anzahl, die einem solchen Begeisterten ihre Bewunderung nicht versagen können; sie werden sie ihm gern in den stärksten Ausdrücken bezeugen, das ist ihnen sogar eine liebe Befriedigung, ihm ausdrücken zu können, daß sein Streben ganz ihren Beifall und ihre Bewunderung hat: sie machen kein Hehl daraus, daß es sie schmerzt zu sehen, wie Niedrigkeit und Gemeinheit ihm entgegen arbeiten. Aber bis hierher und nicht weiter. Insoweit deßhalb von ihnen gesagt wird, das sie kein Hehl aus ihrem Schmerz machen, muß dies doch mit einer gewissen Einschränkung verstanden werden, sie brauchen nämlich beim Aeußern dieses Schmerzes die Vorsicht, sich ein klein wenig zu sichern, daß sie nicht selbst mit dieser Niederträchtigkeit zusammengeraten. Sie wählen deßhalb ein gewisses Abseits, ihren Schmerz zu äußern, eine Stelle und eine Umgebung, wo man ohne Gefahr sich äußern kann, z. B. die gesicherte Behaglichkeit der Wohnstube, wo man in Gesellschaft mit dem Bewunderten und ein Paar vertrauten Freunden, auf deren Schweigen man sich unbedingt verlassen kann, ganz ohne die mindeste Folge für die eigne Person die Stimme erheben und wettern kann, auf Heldenart in Erbitterung über die Gemeinheit der Welt auf den Tisch schlagen, wo man „nicht bloß zum Vergnügen“ aber doch auch nicht grade im Ernst in Helden- und Characterrollen auftreten kann. Aber wenn er, er den sie ja bewundern, auf irgend eine Weise andeuten wollte, ob sie nun sich nicht entschließen könnten zu tun, wie er, anstatt in der Stube Krieg zu spielen, in der Wirklichkeit für Wahrheit und für Recht zu kämpfen: da ist Alles verändert, da zieht sich die Bewunderung vorsichtig zurück, sie wird sogar böse auf

ihn. Und nicht allein dann, schon wenn er ihre Bewunderung nicht tragen will, weil er versteht, daß Trug und Unwahrheit darin ist, so werden sie böse auf ihn. Denn das Sittliche bewundern statt nachahmen zu wollen, das ist nicht der schlechten Menschen, nein, das ist was man nennen muß der bessern aber zugleich schwachen Menschen feige Erfindung, womit sie sich persönlich fern zu halten suchen. Sie verhalten sich nur durch die Einbildungskraft zu dem Bewunderten, er ist ihnen wie ein Schauspiel, nur daß er, da es Wirklichkeit ist, etwas stärker wirkt. Aber für ihre eigne Person machen sie dieselbe Forderung, die man im Theater macht: selbst sicher und ruhig sitzen, ohne jedes wirkliche Verhältniß zur Gefahr, während sie es sich als Gewinn anrechnen, daß sie ihn bewundern, womit sie vermutlich meinen — auf eine ziemlich bequeme, billige Weise, die beinahe etwas wollüstig ist — an seinen Verdiensten um Wahrheit und Recht Teil zu nehmen. Will er daher ihre Bewunderung annehmen, so sind sie zu Dienste, sein Leben ist dann für sie ein Anlaß zum Jubel, das heißt Jubel mit gehöriger Vorsicht, daß man nicht selbst in Berührung mit der Gefahr kommt. Aber daß sein Leben eine Forderung sein sollte, wollen sie nicht verstehen; und merken sie auch nur, daß er selbst versteht, daß es eigentlich so sein müßte, so ist es bereits halb und halb mit der Bewunderung vorbei: sie werden abgestoßen; sein sonderbares Wesen stößt sie nämlich ab, so daß sie nicht Ruhe zur feigen Bewunderung haben können, sie merken, daß mit ihm umgehen, ist wie im Examen sein, weil sein Leben, obschon er nichts sagt, stumm das ihre examinirt.

An dieser Klippe ist manches in seinem Beginn sittliche Leben gestrandet. Ein solcher Mensch hatte sich selbst

überwunden, das Gute zu wollen, aber er stieß unrichtig mit der menschlichen Bewunderung zusammen. Dieselbe erschien ihm vielleicht zuerst als etwas Hübsches, etwas Liebenswürdiges, er verstand vielleicht nicht gleich, wie viel Trug und Unwahrheit sich in ihr birgt. Als er dann darauf aufmerksam wurde, und zugleich darauf, wie leicht die Bewunderung, gebrechlich und in sich selbst unwahr wie sie ist, sich als etwas ganz Anderes offenbaren kann: wagte er doch nicht mit ihr zu brechen. Die Bewunderung nahm ihn und sein Streben für ihre Kreise und Festlichkeiten in Beschlag, und er war für die Wahrheit verloren.

Wir wollen nun wieder unsre Aufmerksamkeit auf das Vorbild richten, um immer deutlicher zu sehen, wie sein Leben darauf berechnet war, Nachfolger zu fordern, und Bewunderer unmöglich zu machen. Er war, wie gesagt, nicht im Besitz irgend eines irdischen Vorzuges, der mit Wahrheit Gegenstand für die Bewunderung eines Andern werden konnte, oder Jemand zu der Entschuldigung und Ausflucht veranlaßte, daß er, das Vorbild, es leicht könne, da er ihm Besitz dieses Vorzuges sei. Ferner, sein Leben war die Wahrheit, der gegenüber Bewunderung grade Unwahrheit ist.

Muß er nicht gleichwol Gegenstand der Bewunderung gewesen sein? Gewiß; denn es ist unmöglich, gleich im ersten Augenblick des Beginns das Mißverständniß zu verhindern, welches Bewunderung heißt, das ja auch in einem Sinn nötig ist, um die Menschen damit zu fangen. Aber wenn die „Wahrheit", sich selbst treu im „Wahrheit sein", nach und nach sich immer bestimmter als Wahrheit entfaltet, s o kommt dann auch der Augenblick, wo kein „Bewunderer" es mit ihr aushalten kann, wo sie die Bewunderer von sich

schüttelt wie der Sturm die wurmstichigen Früchte vom Baume. Und grade Christi Leben hat es offenbar gemacht, fürchterlich offenbar, welche schreckliche Unwahrheit es ist, im Verhältniß zur Wahrheit Bewunderer statt Nachfolger zu sein, was in den guten Tagen der Christenheit, wo Friede und Ruhe das Mißverständniß begünstigt, wo möglich jeden Sonntag in Erinnerung gebracht werden müßte. Denn wenn keine Gefahr da ist, wenn eine Windstille ist, wenn Alles das Christentum begünstigt, ist es nur allzu leicht einen Bewunderer mit einem Nachfolger zu verwechseln, und das kann ganz stille abgehen; der Bewunderer stirbt in der Einbildung, daß das Verhältniß, welches er einnahm, das wahre gewesen. Achte deßhalb auf die Gleichzeitigkeit.

Wer kann eigentlich, wenn er nur einige Menschenkenntniß hat, daran zweifeln, daß Judas ein Bewunderer Christi war! und Christus hat im Beginn seines Lebens viele, viele Bewunderer gehabt. Die Bewunderung hat auch für ihn ihr Garn ausspannen wollen, ob sie ihn in Beschlag nehmen könnte. Aber wie eine Pflanze mit innerer Notwendigkeit sich entfaltet, so war sein Leben die Entfaltung der Wahrheit; er lärmte nicht, er ward nicht erbittert, er richtete nicht, aber indem er selbst die Wahrheit war, zwang er mit der Macht der Unendlichkeit Alles in der Wahrheit offenbar zu werden, oder das zu werden, was es in Wahrheit ist. Und wenn man dann Rechnung macht, so fand er in der einst bewundernden Zeitgenossenschaft am Ende ungefähr zwölf Nachfolger, und von diesen Zwölfen war doch Einer nur Bewunderer — oder wie er allgemein genannt wird, Verräter, Judas nämlich, der grade, weil er Bewunderer war, ganz richtig Verräter wurde. Denn dies ist ebenso leicht zu berechnen,

wie die Sterne, daß der, welcher im Verhältniß zur Wahrkeit nur Bewunderer ist, dann, wenn die Gefahr kommt, der Verräter wird. Der Bewunderer ist nur weichlich oder selbstisch in das Große verliebt; kommt Beschwerde oder Gefahr, so zieht er sich zurück; läßt sich das nicht tun, so wird er Verräter, um doch so von dem einst Bewunderten los zu kommen. Ebenso wenn der Bewunderer in Etwas und von Etwas oder in Jemand und von Jemand Großes oder Alles gesehen und erwartet hat, und dann entdeckt, daß es nicht der Fall ist, ja daß der Betreffende selbst es ist, der es verscherzt (was ja bei Christus der Fall war, der „seinen eignen Untergang wollte") so wird der Bewunderer ungeduldig, er wird der Verräter. Bewunderung (wenn sie an der unrechten Stelle ist oder da, wo nur Nachfolge die Wahrheit ist) ist ein ebenso zweideutiges Feuer, wie sinnliche Liebe, die sich im Handumdrehn in den Gegensatz, Haß, Eifersucht usw. verwandeln kann.

Die heilige Geschichte hat uns eine Erzählung von noch einem Bewunderer aufbewahrt, das war Nikodemus. In der bestehenden Christenheit wird ja jedes Jahr einmal von Nikodemus gepredigt, also von diesen tausend und abermals tausend Predigern. Die Sache wird da so dargestellt. Der Prediger sagt: „im Grunde war Nicodemus doch ein schwacher Mann; anstatt offenkundig sich an Christus anzuschließen, kommt er aus Menschenfurcht zur Nacht zu ihm geschlichen". Diese Rede behagt dem Prediger selbst, und diese Rede hat Behaglichkeit vor den Augen der Gemeinde — sie ist ja auch äußerst höflich, da sie stillschweigend eigentlich einschmuggelt, daß sowol der Prediger wie alle Anwesenden ganz andere Leute sind, als Nikodemus — sie bekennen ja Christum offen,

ohne Menschen zu fürchten — vortrefflich, das Verhältniß ist so verändert, daß vielleicht eher die Meisten durch Menschenfurcht abgehalten werden, sich offen vom Christentum loszusagen! Wenn so gepredigt wird, was Wunder dann, daß das Christentum, um es grade heraus zu sagen, nach und nach gänzlich Gewäsch geworden ist, was Wunder da, um an ein Wort von Luther in einer seiner Predigten zu erinnern, was Wunder da, daß „der Blitz (Gottes Zornfeuer) oft in die Kirchen einschlägt"; was Wunder — richtiger, verwunderlich, daß er nicht jeden Sonntag einschlägt, um eine solche Predigtweise zu schlagen, die nichts Anderes ist, als eine Art Ausschweifung, indem der Redende sich selbst und den Zuhörern anlügt, was von ihnen gar nicht wahr ist.

Jeder der nur einigermaßen Menschenkenntniß hat, und nicht von der Rücksicht auf Geld oder — von Menschenfurcht abgehalten wird redlich zu sein, muß unbedingt einräumen, daß ein Nikodemus in jedem Geschlecht eine große Seltenheit ist. Wenn im Ernst Gefahr bei der Sache ist — und man ein Vornehmer ist, und die Gefahr grade Verhöhnung, Verspottung, Ausstoßung aus der Gemeinschaft ist: wahrlich, da finden sich in jedem Geschlecht unter den Vornehmen, die ja in dieser Hinsicht viel zu verlieren haben, sehr, sehr Wenige, nur ein ganz Vereinzelter, der doch so viel für die Wahrheit fühlt, daß er sich entschließt, zur Nacht Verbindung mit ihr zu suchen. Nikodemus war ein Bewunderer; die Gefahr der Wirklichkeit war ihm zu groß, persönlich wünschte er sich fern zu halten.

Aber auf der andern Seite, die Wahrheit beschäftigte ihn doch so sehr, daß er ein Verhältniß zu ihr suchte. Von der Nacht verborgen, schlich er sich — er ging ja auf ver-

botenem Wege — zu der verachteten Wahrheit; das hat ihm gewiß bereits Ueberwindung gekostet, das zu wagen, die Gesellschaft des Verachteten zu suchen. Denn wie dunkel auch die Nacht war, und wie vorsichtig er sich auch in seinen Mantel hüllte, es war doch möglich, daß Jemand ihn gesehen und erkannt hätte, daß Jemand ihm begegnen konnte, der ihn plötzlich angegeben hätte; und endlich, welche Sicherheit hatte er, daß der, welchen er besuchte, nicht auf eine Weise davon Gebrauch machen würde, die dem guten Namen und Ruf des Nikodemus schaden müßte! Doch in dieser Hinsicht konnte er sicher sein, und so wurden die Gedanken wieder auf Christus hingelenkt. Das ist doch — aber daraus folgt nicht, daß ich oder der Durchschnitt der Menschen berechtigt sein könnte, dies von Nikodemus zu sagen, als wären wir besser; es ist, wie gesagt, eher Nikodemus, der uns richten kann — das ist doch etwas Verächtliches darin, ein solcher Bewunderer zu sein; und es ist doch im Grunde eine Beleidigung, wenn man von einem Menschen glaubt, daß er im Besitz der Wahrheit ist, und da auf die Weise zu ihm geht während er mit Unrecht verfolgt wird: das ist eine Beleidigung und empörend. Aber in Christus war niemals Empörung, er gebot nur über jede Empörung, daß Windstille wurde. Und so ist es grade auch hier; über dem Gespräch mit Nikodemus ruht dieselbe heilige Stille, wie überall wo Christus ist.

Man sieht hier, was ein Bewunderer ist, denn ein Nachfolger wurde Nikodemus nicht. Es ist, als müßte Nikodemus zu Christus sagen: „falls wir eine Uebereinkunft treffen könnten, so will ich Deine Lehre in der Ewigkeit annehmen — aber hier in dieser Welt, nein das kann ich nicht. Könntest

Du nicht eine Ausnahme mit mir machen, könnte es nicht genug sein, daß ich dann und wann des Nachts zu Dir komme — aber am Tage (ja ich gestehe es, ich fühle selbst wie demütigend, wie beschämend das für mich selbst ist und wie beleidigend das eigentlich auch für Dich ist), am Tage kenne ich Dich nicht, am Tage sage ich: ich kenne den Menschen nicht." Sieh hier in welches Gewebe von Unwahrheit ein Bewunderer sich verwickelt — und vergiß dann nicht, daß in der bestehenden Christenheit es doch keine wirkliche Gefahr giebt, welche es recht offenbar machen kann, wie weit einer doch nur Bewunderer ist. Nikodemus ist gewiß willig und geneigt gewesen, in den stärksten Ausdrücken, Worten und Redensarten zu versichern und wieder zu versichern, daß ihn die Wahrheit der Lehre anzog — es ist ihm vielleicht entgangen, daß es doch eine Grenze für die Steigerung der Versichrungen giebt, daß es umschlägt, daß die Versicherung grade das Gegenteil wird, ein Gegenbeweis gegen den eifrigen und immer eifriger Versichernden; es ist ihm vielleicht entgangen, daß je stärker einer so versichert, während doch sein Leben unverändert bleibt, er sich nur um so mehr selbst zum Narren macht, sich selbst als einen Narren oder einen Betrüger hinstellt. Denn daß einer, der von einer Lehre sagt: „es ist vielleicht Etwas daran", sein Leben nicht verändert, darin ist Uebereinstimmung und Sinn. Aber daß einer sollte so überzeugt sein, wie er versichert, und dabei, wenn der mindeste Zweifel an seiner Ueberzeugung geäußert wird, bereit ist, noch stärker zu versichern — und daß dann diese Ueberzeugung gar keine Macht über sein Leben haben sollte: daß ist ein höchst bedenklicher, zum Teil lächerlicher Selbstwiderspruch. Falls Christus eine billigere Ausgabe

von der Nachfolgerschaft zugelassen hätte, nämlich den Bewunderer, der bei Allem, was hoch und heilig ist versichert, daß er überzeugt ist: so wäre Nikodemus zur Aufnahme gekommen; so wäre (wiewol die Gefahr hier eine etwas andere ist, nicht so bestimmt die, welche mit dem Bekennen Christi verbunden ist, als vielmehr die Gefahr der Selbstverleugnung bei dem Christsein) so wäre jener reiche Jüngling, der nicht alle seine Güter den Armen geben und nachfolgen wollte, auch zur Annahme gekommen; so wäre jener Mann auch zur Annahme gekommen, der bloß verlangte, vorher seinen verstorbenen Vater zu begraben; so hätte da nicht viel gefehlt, daß auch König Agrippa wäre annehmbar gewesen, bei dem ja „nicht viel fehlte", daß er überzeugt wurde. Im Wortstreit ist kein wesentlicher Unterschied zwischen einem Bewunderer und einem Nachfolger, es müßte denn der sein, daß der Nachfolger nicht gar so geneigt zum Versichern ist. Das ist täuschend genug; der Bewunderer kann herausfordernd zum Nachfolger sagen: „ist es denn nicht Deine Ueberzeugung, daß diese Lehre Wahrheit ist, oder kannst Du mehr sagen, als was ich sage, daß es bei Allem, was heilig ist, meine innerste Ueberzeugung ist?" Und doch ist ein unendlicher Unterschied zwischen einem Bewunderer und einem Nachfolger, denn ein Nachfolger ist oder strebt doch zu sein, was er bewundert.

Nur die wirkliche Gefahr kann das recht offenbar machen; und deßhalb wurde es ja in der Gleichzeitigkeit mit Christus recht offenbar, wer die Bewunderer waren und wer die Nachfolger, wie klein an Zahl diese waren. Und will man sagen, daß ja in den nächsten Geschlechtern nach der Gleichzeitigkeit, in der streitenden Kirche die Anzahl derer, die in der wirk-

lichen Gefahr als Christen Alles wagten, größer wurde: so muß dies doch näher bestimmt werden, bevor es ganz wahr ist. Fürs erste wurden ja beständig immer mehr zum Christentum gebracht, als der Schauplatz nicht mehr bloß das kleine Judenland war; also muß ja selbstverständlich die Verhältnißzahl größer werden, selbst wenn das Verhältniß dasselbe blieb. Dann muß man sich erinnern, daß die Prüfung (das Examen) gemildert worden war, so daß der Unterschied zwischen einem Bewunderer und einem Nachfolger nicht so entscheidend offenbar werden konnte. Es war ja nun auf andere Weise (historisch) gewiß geworden, daß Christus der Außerordentliche war (nicht der Gottmensch, denn das bezieht sich auf den „Glauben" und kann historisch weder bewiesen noch widerlegt werden); aber steht dies so fest, desto leichter ist es über das Wagen mit sich einig zu werden, das heißt, es kann in dieser milderen Prüfung nicht unbedingt entscheidend offenbar werden, wie weit die Ueberzeugung unbedingt entscheidend die eines Nachfolgers ist. In der Gleichzeitigkeit war die Prüfung verschärft (die scharfe Examination); weil Alles gegen Christus zu zeugen schien, zu widerlegen schien, daß er der Außerordentliche war, geschweige denn Gottes Sohn, zu widerlegen schien, daß es wahrhaft war, was er von sich sagte; und doch sollte der Nachfolger, um Nachfolger zu sein, sein Leben wagen, Alles, hier wo es sich so vollständig zeigt, was Glaubensgewißheit ist, wo es gar keine andere Gewißheit giebt, nicht die Hilfe der historischen Gewißheit. — Und nun in der bestehenden Christenheit! In der bestehenden Christenheit ist — angenommen, daß es wahr ist, daß Alle Christen sind — keine Gefahr mit dem Christsein verbunden, und selbst wenn es nicht so ist, daß

Alle in Wahrheit Christen sind, so ist doch keine Gefahr mit dem Namen des Christsein verbunden, da ja Alle sagen, sie seien es.

Hier kann deshalb der Bewunderer noch höher von Versicherung zu Versicherung steigen, als Nikodemus konnte; er kann sagen: „das ist meine Ueberzeugung, daß diese Lehre Wahrheit ist; bei Allem was heilig ist, ist das meine Ueberzeugung; wenn es Not tut, bin ich bereit, dafür zu sterben, wenn Alle abfallen, will ich doch treu bleiben, wenn es etwas Verachtetes würde, Christ zu sein, bleibe ich doch treu; wenn ich gleichzeitig mit Christus gelebt hätte, hätte ich mich nicht wie Nikodemus des Nachts zu ihm geschlichen, denn Nikodemus war doch im Grunde ein schwacher Mann." Das kann man sagen mit Thränen in den Augen, während die lauschende Gemeinde in Thränen schwimmt. Das ist das Trügerische: das ist von unvergleichlicher rhetorischer Wirkung, dieses Wenn, das gestaltet die Rede ähnlich der Rede jener, welche die Gräber der Propheten bauten und sagten: wenn . . . .; ein Nachfolger würde kaum eine so hinreißende Rede halten können. Doch ist eine unendliche Verschiedenheit zwischen einem Bewunderer und einem Nachfolger.

„Aber" höre ich einen sagen, „aber das ist ja doch unmöglich, wenn wir Alle Christen sind, daß in so entscheidendem Verstand von Verschiedenheit zwischen einem Bewunderer und einem Nachfolger geredet werden kann: die wirkliche Gefahr, welche mit dem Christsein verbunden war, und welche eigentlich die Verschiedenheit offenbar machte, ist ja dadurch weggenommen, daß Alle Christen sind und Christum bekennen, und also ist die Verschiedenheit unmöglich gemacht. Nun da wir Alle Christen sind, in entscheidendem Verstand, im Ge-

gensatz zu uns Andern, Nachfolger sein wollen und, freilich immer vergebens, die Gefahr des Bekennens suchen wollen: das müßte sich ja grade so sonderbar ausnehmen, wie ein Jüngling, der mit Märchenlectüre gebildet oder richtiger überspannt ist und daher den Kopf voll Riesen, Ungeheuern und verzauberten Prinzessinnen hat, sich in der Wirklichkeit ausnimmt, wo er — vergebens das Abenteuerliche sucht. Ich meine: wenn Alle Christen sind, so kann der Einzelne, ob er auch noch so gern wollte, wenn er nicht geistesschwach ist, nicht weiter als zum Versichern kommen. Von Gefahr kann nicht die Rede sein; und also ist ja der Begriff „ein Nachfolger", wenn er so genau, wie Du tust, von einem anbetenden Bewunderer geschieden werden soll, abhanden gekommen."

Auf diese Einwendung ist hinlänglich in der 5. Abhandlung geantwortet. Aber gesetzt auch, daß es Wahrheit wäre (und nicht vielmehr ein Gaukelwerk der Unwahrheit), daß es jetzt mit keiner Gefahr verbunden wäre, Christus zu bekennen, daraus würde dann nur folgen, daß die Scheidung: Bewunderer — Nachfolger insoweit unkenntlich geworden wäre, insoweit dieser Verschiedenheit die Gefahr zu Grunde liegt, welche mit dem Bekennen Christi verbunden ist. Aber daraus folgt nicht, daß die Scheidung: Bewunderer — Nachfolger gänzlich unkenntlich geworden ist.

Die Verschiedenheit bleibt gleichwol zwischen dem: daß man ist, was man bewundert oder doch danach strebt, und — daß man sich persönlich fern hält. Laß uns nun ganz die Gefahr bei dem Bekenntniß zu Christus vergessen, und dagegen an die beständige Gefahr denken, welche unumgänglich mit dem Christsein verbunden ist. Enthält nicht die christliche Sitten- und Pflichtlehre die Forderung des Christentums,

der Welt abzusterben, das Irdische aufzugeben, sich selbst zu verleugnen; enthält dies nicht Forderungen genug, die, wenn man ihnen nachkommen soll, die wirkliche Gefahr hervorbringen können, welche den Unterschied zwischen „einem Bewunderer“ und „einem Nachfolger“ offenbar macht, ihn grade damit offenbar macht, daß der Nachfolger sein Leben in diesen Gefahren hat, der Bewunderer sich persönlich fern davon hält, während sie doch beide in Worten einig sind in der Anerkennung der Wahrheit des Christentums? So entsteht gleichwol der Unterschied, der Bewunderer will keine Aufopferung vollbringen, sich nichts versagen, nichts Irdisches aufgeben, sein Leben nicht umbilden, nicht sein, was er bewundert, durch sein Leben dies nicht ausdrücken — aber in Worten, Ausdrücken, Versicherungen ist er unerschöpflich darüber, wie hoch er das Christentum schätze. Der Nachfolger dagegen trachtet danach, das Bewunderte zu sein — und so wird merklich genug, selbst wenn er in der „bestehenden Christenheit“ lebt, dieselbe Gefahr hervorkommen, die einst mit dem Bekenntniß Christi verbunden war. Es wird wieder mit Hilfe des Lebens des „Nachfolgers“ offenbar werden, wer der Bewunderer ist; denn der Bewunderer wird in hohem Grade auf diesen Nachfolger verbittert werden. Und selbst bloß daß dies dargestellt wird, wie es hier dargestellt ist, wird Manche verbittern — aber die müssen zu den Bewunderern gehören.

Doch darf es nicht vergessen werden, daß die bestehende Christenheit einen Versuch gemacht hat, auch diese Gefahr abzuschaffen. Die Gefahr, die einst mit dem Bekenntniß Christi verbunden war, kam ab, da wir ja Alle Christen sind; insoweit kam auch der Unterschied: Bewunderer — Nachfolger ab. Die nächste Gefahr, welche vorkommt, wenn man Ernst

damit macht, nach der Forderung des Christentums sich selbst zu verleugnen, das Weltliche sich zu versagen, die hat man auch abschaffen wollen, indem man das christliche Leben in die verborgene Innerlichkeit verlegen wollte und zwar so verborgen, daß es im Leben nicht merklich wird. In verborgener Innerlichkeit sollte man willig sein, sich selbst zu verleugnen, Alles aufzuopfern, der Welt und dem, was der Welt ist, zu entsagen, aber man müßte sich das — soll ich nun sagen: um Gotteswillen! — nicht merken lassen. Auf die Weise wurde die bestehende Christenheit eine Sammlung von dem, was man Ehren-Christen nennen könnte, in demselben Sinn, wie man von Ehren-Doctoren redet, welche ja den Grad bekommen, ohne disputirt zu haben. In verborgener Innerlichkeit erlangen wir Alle die Würde, oder wir nehmen sie Alle entgegen, die Einen von den Andern, als ein Compliment, und werden so Ehren-Christen in demselben Sinn — so würde ein Spötter sagen — in demselben Sinn, wie man von Ofen-Studenten redet. Aber in jedem Fall kam die Gefahr ab und damit auch der Unterschied: Bewunderer — Nachfolger, und, um an die Einleitung zu dieser Entwicklung zu erinnern, das Christentum wurde zu „Betrachtungen."

Um doch diese Mißlichkeit zu verhüllen, wurde in der bestehenden Christenheit eine ganz neue Scheidung in der Bestimmung „Christ sein" eingeführt. Darin ist nämlich noch bis zu einem gewissen Grade Sinn, daß man den Bewunderer oder den der feierlich seine christliche Ueberzeugung versichert, daß man den einen Christen nennt, wenn er es auch nicht grade ist, wenn man ihn in Gegensatz zum Nachfolger setzt. Aber da nun die Scheidung: Bewunderer — Nachfolger abkam,

und der Bewunderer Platz Nr. 1 erhielt, so gab das Veranlassung zu einer Fortsetzung weiter nach unten; es kam in der Christenheit eine Classe von Christen auf, welche so merkwürdig ist, daß sie für Geld gezeigt werden könnte. In der bestehenden Christenheit kamen nämlich im Lauf der Zeit Freidenker auf und Geister von der Art, welche daß Christentum schlimmer angriffen, höhnten, verspotteten, als es die schlimmsten heidnischen Spötter getan hatten. Aber da diese Menschen doch in der Christenheit geboren waren, in der Christenheit lebten, wo wir ja Alle Christen sind, und da sie es selbst nicht der Mühe wert fanden, oder vielleicht fanden, daß dies ein großes Opfer bringen heiße, dem Namen eines Christen zu entsagen, und da die Christenheit durch ihre außerordentliche Ausdehnung die Spannkraft verloren hatte, solche Christen von sich abzuschütteln: so blieben also diese Menschen dabei, sich Christen zu nennen, und man blieb dabei, sie Christen zu nennen. Nun, und eine Einteilung muß man ja doch haben. Als daher die Scheidung: Bewunderer — Nachfolger abgekommen war, so führte man eine neue Scheidung ein: die Bewunderer wurden die wahren Christen und diese Freidenker und dergl. wurden die unwahren, die schlechten Christen, aber doch auch Christen. Unleugbar, selbst im Gegensatz zu Bewunderern sind solche Nichtchristen schlechte Christen. Wiederum sieht man hier, wie das Christentum in der Christenheit abgeschafft worden ist. Mit der Bestimmung „Nachfolger“ soll gesagt werden, wenn wahrhaft vom Christentum geredet wird, daß der Nachfolger der wahre Christ ist. Aber nun wurde der Bewunderer der wahre Christ und die Verleugner des Christentums, die wurde auch solche Christen, wenn auch nicht wahre Christen — die Bewunderer wurden ja die wahren

Christen: doppelte Verwirrung, unendliche Tiefe von Verwirrung.

Nur der Nachfolger ist der wahre Christ. Der Bewunderer nimmt eigentlich ein heidnisches Verhältniß zum Christentum ein, und deßhalb gebar auch die Bewunderung mitten in der Christenheit ein neues Heidentum: die christliche Kunst. Ich wünsche Keinen zu richten, auf keine Weise, aber ich halte es für meine Pflicht, auszusprechen, was ich fühle. Wäre es mir nun möglich, das will sagen, könnte ich mich überreden, bewegen, den Pinsel einzutauchen, den Meißel zu erheben, um in Farben Christus darzustellen oder sein Bild auszumeißeln? Daß ich es nicht tun kann, das will sagen, daß ich nicht Künstler bin, tut ja Nichts zur Sache, ich frage bloß danach, wieweit es mir möglich wäre, wenn ich die Voraussetzungen hätte, es zu können. Und ich antworte: Nein, es wäre mir das unbedingt eine Unmöglichkeit. Ja ich glaube auch hiermit noch nicht ausgedrückt zu haben, was ich fühle. Denn es wäre mir in dem Grade eine Unmöglichkeit, daß es mir unbegreiflich ist, wie es Jemand möglich ist. Man sagt: mir ist die Ruhe unbegreiflich, mit welcher ein Mörder sitzen kann und sein Messer schleifen, mit dem er einen andern Menschen tödten will. Auch mir ist das unbegreiflich. Aber in Wahrheit, das ist mir auch unbegreiflich, wie ein Künstler die Ruhe bekommt, oder die Ruhe ist mir unbegreiflich, mit welcher ein Künstler Jahr aus Jahr ein sitzt, fleißig bei der Arbeit, Christus zu malen — ohne daß es ihm einfällt, ob doch Christus sich gemalt wünschte, sein Portrait wünschte — wie idealisirt es auch würde — durch seinen Meisterpinsel dargestellt. Ich begreife es nicht, wie ein Künstler seine Ruhe bewahrt, daß er Christi Unwillen nicht merkt und plötzlich

Alles bei Seite wirft, Pinsel und Farben, gleichwie Judas die dreißig Silberlinge, weit, weit weg, weil er plötzlich verstand, daß Christus nur Nachfolger gefordert hat, daß er, der hier in der Welt nur in Armut und Niedrigkeit lebte, ohne zu haben, worauf er sein Haupt lege, und so nicht zufällig durch die Härte des Schicksals lebte, selbst eine andere Lebensweise wünschend, sondern nach freier Wahl in Kraft eines ewigen Beschlusses, — daß er kaum gewünscht hat oder wünscht, daß nach seinem Tode ein Mensch seine Zeit verlieren sollte, vielleicht seine Seligkeit, damit, daß er ihn malt. Ich begreife das nicht; mir wäre der Pinsel in derselben Secunde, wo ich beginnen wollte, aus der Hand gefallen. Ich begreife nicht diese künstlerische Gleichmütigkeit, die ja wie eine Verhärtung gegen den religösen Eindruck des Religiösen ist, eine grausame Lust, wie wenn der Tyrann Genuß fand am Schrei der Gemarterten und also für die gesteigerte Grausamkeit ihr Schrei eine ganz andere Bedeutung bekam. — Ich begreife nicht diese künstlerische Gleichmütigkeit, welche in seiner Umgebung sicherlich sich ausdrückte; daß das Bild der Göttin der Wollust sich in seinem Arbeitszimmer befand, beschäftigte ihn ebenso viel, so daß er erst, nachdem er es fertig gemacht hatte, dazu überging, den Gekreuzigten darzustellen. Ist dies nicht ein Umgang mit dem Heiligen gegen dessen Natur? Und doch, der Künstler bewunderte sich selbst, und Alle bewundern den den Künstler. Der Standpunkt des Religiösen wird ganz verrückt; der Beschauer betrachtet das Bild in Eigenschaft eines Kunstkenners: ob es geglückt ist, ob es ein Meisterwerk ist, ob das Farbenspiel und die Schlagschatten richtig sind, ob das Blut so aussieht, ob der leidende Ausdruck künstlerisch wahr ist, — aber die Aufforderung zur Nachfolge fand er nicht.

Den Künstler bewundert man, und was wirkliches Leiden war, des Heiligen wirkliches Leiden, das setzt der Künstler auf eine Art in Geld und Bewunderung um; wie wenn ein Schauspieler einen Bettler darstellte und nun sich die Mildtätigkeit zuwendete, die mit Recht der wirklichen Armut zukommt, vor welcher man hartherzig zurückschreckt, und die man wol zuletzt im Vergleich mit der Darstellung des Schauspielers unwahr findet. Ja das ist mir unbegreiflich, noch einmal, das ist mir unbegreiflich; denn es ist dem Künstler vielleicht niemals eingefallen, daß es Entweihung ist — und das ist mir noch unbegreiflicher. Doch grade deßhalb enthalte ich mich jedes Urteils, um nicht Unrecht zu tun; aber ich sehe es für meine Pflicht an, auszusprechen, was ich doch mit Recht ein christliches Gefühl nennen darf. Es ist nicht ein Vorschlag die Künstler anzutasten, oder irgend ein einziges Kunstwerk, auf keine Weise, nein, es ist ein Rätsel, das ich mich verpflichtet fühle aufzugeben. Denn daß das christlich ist, was ich sage, darüber bin ich in meinem innersten Herzen vergewissert; aber ich darf nicht von mir sagen, daß ich selbst ein so vollkommener Christ wäre, daß ich glauben dürfte, es in jedem Augenblick gleich nahe zu haben, oder jede Folgerung aus dem hier Gesagten zu übernehmen. Aber dies Gesagte ist mir, und ich glaube der Christenheit wie ein Seezeichen, um daran zu entdecken, in welcher Richtung die Christenheit eigentlich steuert, ob tiefer und tiefer hinein ins Christentum, oder weiter und weiter weg vom Christentum.*

---

* Zunächst wird diese Stelle Manchem zu schroff erscheinen; doch wird ja Jeder zugeben müssen, daß allerdings jede künstlerische Darstellung Christi lediglich Sache der Bewunderung ist. Soll aber der Unterschied zwischen Bewunderung und Nachfolge klar werden, so

Bald ist es so weit gekommen, daß ein Bewunderer des Christentums eine Seltenheit ist; der Durchschnitt ist lau, weder kalt noch warm, und Viele sind Freidenker, Spötter, starke Geister, Leugner. Aber der Bewunderer ist ja doch im strengsten Verstand kein wahrer Christ; kann man nicht von ihm sagen, daß er lau ist, weil Feuer in ihm ist, so kann man doch auch nicht sagen, er sei warm. Nur der Nachfolger ist der wahre Christ.

Bald ist es so weit gekommen, daß man auf die verschiedenste Weise die Kunst zu Hilfe nehmen muß, um die Christenheit dahin zu bringen, doch einige Teilnahme für das Christentum zu zeigen. Aber soll die Kunst helfen, so bekommen wir auf Höchste „Bewunderer", die, während sie den Künstler bewundern, durch seine Darstellung angeleitet werden, das Christliche zu bewundern — es mag nun die Kunst des Bildhauers, oder des Redners, oder die Kunst des Dichters sein. Aber der Bewunderer ist ja im strengsten Verstand kein wahrer Christ, nur der Nachfolger ist es.

Bald ist es so weit gekommen, daß wenn man nicht sagen will: das Christentum sei tiefsinnig und abermals tiefsinnig und etwas für das tiefe Denken — so bringt man Niemand dazu, eine Rede vom Christentum anzuhören. Aber wenn auch diese Rede von dem Tiefsinn des Christentums Manche gewinnt, sie gewinnt dem Christentum doch nur Bewunderer, und der Bewunderer ist ja im strengsten Verstande nicht der wahre Christ, nur der Nachfolger ist es.

Bald ist es so weit gekommen, daß, obschon oft genug

---

muß auch scharf gesprochen werden grade gegen die anmutigste Form der Bewunderung; vergl. „Lessing und die obj. Wahrheit" S. 43.
A. B.

von der Nachfolge Christi gepredigt wird, oder richtiger: Betrachtungen darüber angestellt werden, die Rede doch nur die Wirkung hat, wenn sie überhaupt eine Wirkung hat, daß sie die Bewunderer im Bewundern des Christentums bestärkt, und dem Christentum dann und wann einen neuen Bewunderer gewinnt. Aber der Bewunderer ist ja nicht im strengsten Verstande der wahre Christ, das ist nur der Nachfolger.

VII.

Joh. 12, 32: Und ich, wenn ich erhöht werde von der Erde, will ich sie Alle zu mir ziehen.

Ja Herr Jesus Christus, ob wir weit sind oder nahe, weit entfernt von Dir in dem verwirrenden Gewimmel der Menschen, in weltlicher Geschäftigkeit, in irdischer Bekümmerung, in zeitlicher Freude, in bloß menschlicher Hoheit, oder entfernt von all diesem in Einsamkeit, in Verlassenheit, in Verkanntheit und Niedrigkeit — und Dir näher: ziehe Du uns, zieh uns ganz zu Dir.

Wie die vorgelesenen heiligen Worte zu verstehen sind, haben wir nun von verschiedenen Seiten gezeigt, nicht als wäre ihr Sinn dadurch verschieden geworden, nein sondern von verschiedenen Seiten haben wir versucht zu dem einen und selben Sinn der Worte zu kommen. Daß dies der rechte Sinn der Worte ist, wird wol auch keiner uns leugnen. Aber wir wollen doch nicht unterlassen zur Bekräftigung den anzuführen, der nicht bloß als der Schreiber dieser Worte doch wol der beste Erklärer seiner Worte ist, sondern auch durch seine göttliche Vollmacht Schweigen gebietet und alles weitere Erklären abschneidet, wenn es nicht zu demselben führt: den Apostel Johannes. Er sagt ausdrücklich in dem folgenden Vers (33): Das sagte er aber zu deuten, welches Todes er sterben würde. Also die Erhöhung von der Erde erklärt der Apostel als die Erniedrigung, als die tiefste Erniedrigung, die Kreuzigung. Dann ging Christus zur Hoheit ein, aber

sein Leibesleben auf Erden, daß er ja zur Nachfolge hinterließ, verkündigt: daß wahre Erhöhung Erniedrigung ist, oder daß Erniedrigung wahre Erhöhung ist.

Hier wollen wir diese Entwicklungen schließen, einem Jeden überlassend, ob er sie lesen will und dem Leser überlassend, welche Anwendung er von dem Gelesenen in Hinsicht auf Verinnerlichung bei sich machen will.

Aber Dich Herr Jesus wollen wir bitten, daß Du uns ziehen wolltest und uns ganz zu Dir ziehest. Ob unser Leben ruhig hingleiten soll in der Hütte am stillen See, oder ob wir sollen versucht werden im Kampf mit den Stürmen des Lebens auf empörtem Mer, ob wir sollen „Ehre suchen im stille leben" (1. Thess. 4, 11.) oder streitend in Erniedrigung: ziehe Du uns und ziehe uns ganz zu Dir. Wenn Du uns nur ziehst, so ist doch Alles gewonnen, ob wir auch, menschlich gesprochen, Nichts gewannen und Nichts verloren, oder ob wir menschlich gesprochen auch Alles verloren: dann sei eben diese Lebensweise unsers Lebens Wahrheit; denn Du ziehst Keinen in unwürdige Ferne von der Gefahr, aber auch Keinen hinaus in dummdreistes Wagen.

Wir beten für Alle, für das zarte Kind, welches die Eltern zu Dir führen, daß Du es zu Dir ziehen wollest. Und wenn später die Eltern so auf das Kind wirken, daß es zu Dir geführt wird, da bitten wir Dich dies ihr Werk zu segnen; aber wenn sie verstörend auf das Kind wirken, so wolltest Du wehren, daß dies Verstörende das Kind nicht von Dir ziehe, und Du wollest auch dies dem Kinde dazu dienen lassen, daß es zu Dir gezogen werde. O, Du nanntest Dich ja den „Weg", Du hast ja auch daher mehr Wege, als Sterne am Himmel stehen, und überall Wege, solche Wege, die zu

„dem Wege" führen. — Wir beten für die, welche den Bund mit Dir erneuert haben, wir haben ihn Alle geschlossen, die Meisten von uns auch wieder erneut, die Meisten von uns auch wieder gebrochen, doch nicht Alle, denn wir beten ja für die, welche in anderem Sinn als das Kind vor dem Eintritt ins Leben stehen, nachdem sie ihren Taufbund erneuert haben: wir bitten Dich, daß Du sie wollest zu Dir ziehen. O Du, der Du nicht bloß Gelübde annimmst und selbst hältst, was Du gelobst, sondern auch dem armen Menschen behilflich bist sein Gelübde zu halten: ziehe sie zu Dir durch ihr Gelübde, und wird es gebrochen, so wolltest Du sie wieder zu Dir ziehen durch immer wiederholte Erneuerung des Gelübdes. — Wir beten für die, welche das erlebten was irdisch dem irdischen Leben die schönste Bedeutung giebt, für die, welche in Liebe sich fanden; wir beten für die Liebenden, daß sie sich nicht mehr geloben, als sie halten können: und selbst wenn sie es halten können bitten wir Dich, daß sie sich einander nicht zu viel geloben in Liebe, damit ihre Liebe nicht hindern möge, daß Du sie zu Dir ziehst, sondern vielmehr ihnen dazu behilflich sei. — Wir beten für den Mann, daß sein bedeutungsvolles Werk, wenn er so gestellt ist im Leben, oder seine geschäftige Wirksamkeit, oder seine mühsame Arbeit Dich nicht bei ihm in Vergessenheit bringe, sondern daß er sich in seinem Werk, in seiner Wirksamkeit, in seiner Arbeit mehr und mehr zu Dir gezogen fühle. — Wir beten für die Hausfrau, der das stillere Leben angewiesen wurde, ferner von den Zerstreuungen und dem Lärm der Welt, daß sie bei ihrem liebreichen Walten im Hause in tiefstem Sinn „Sammlung" bewahren möge indem sie sich mehr und mehr zu Dir gezogen fühlt. — Wir beten für den Greis an dem Abend

des Lebens, daß nun, wo die Arbeitszeit vorbei ist, der Gedanke an Dich, der ihn zu Dir zieht, ganz seine Sele erfülle; wir beten für den Greis am Rande des Grabes, daß Du ihn wollest zu Dir ziehen. — Wir beten für Alle, für den, der in diesem Augenblick das Licht des Tages erblickt, daß für ihn dies die Bedeutung des Lebens werden möge, daß er zu Dir gezogen werde; und wir beten für den Sterbenden, den vielleicht Vieles und Viele zurückhalten möchten, und für den, welchen Nichts und Niemand festhält, wir beten, daß dies für ihn dem Leben möge Bedeutung gegeben haben, daß er zu Dir gezogen wurde.

Wir beten für den Frohen und Glücklichen, der vor Freude kaum weiß, wo er hin soll, daß Du ihn zu Dir ziehen wollest, und ihn wollest lernen lassen, daß er dahin gehen soll; wir beten für den Unglücklichen, der nicht weiß, wohin er gehen soll in seinem Elend, daß Du ihn wollest zu Dir ziehen: damit Beide, der Glückliche und der Unglückliche, wie ungleich auch ihre Stellung im Leben ist, doch in dem Einen geeinigt werden, daß sie keinen Andern wissen, zu dem sie gehen sollen, denn allein zu Dir.

Wir beten für die, denen Umkehr not ist, daß Du sie zu Dir ziehen wollest vom Weg der Verlorenheit auf den Weg der Wahrheit; für die, welche sich zu Dir gewendet und den Weg gefunden haben, daß sie, gezogen zu Dir, auf diesem Wege mögen Fortgang haben. Und da man, wenn die Wahrheit der Weg ist, auf drei Weisen fehlen kann, indem man den Weg verfehlt, indem man strauchelt auf dem Wege und indem man abweicht vom Wege — so bitten wir Dich, Du wollest die Verirrten von dem Abwege zu Dir

ziehen, die Strauchelnden stärken und die Abweichenden zurückbringen auf den Weg.

So beten wir für Alle; doch Keiner vermag ja jeden Einzelnen zu nennen, ja, wer vermöchte nur alle Verschiedenheiten zu nennen! So nennen wir nur noch Eins. Wir beten für die, welche Diener des Worts sind, deren Werk es ist, die Menschen zu Dir zu ziehen, so weit das ein Mensch vermag: wir bitten, Du wollest ihr Werk segnen, aber daß sie auch zugleich selbst in diesem ihren Werk zu Dir mögen gezogen werden, auf daß sie nicht im Eifer Andere zu Dir zu ziehen, selbst von Dir zurückgehalten werden. Und wir bitten für die Christen insgemein, daß sie, selbst von Dir gezogen, nicht so geringe von sich denken, als wäre nicht auch ihnen gegeben, Andere zu Dir zu ziehen, soweit ein Mensch das vermag.

Soweit ein Mensch das vermag. Denn Du bist es doch allein, der zu Dir ziehen kann, wenn Du auch Alles und Alle zu brauchen vermagst — um Alle zu Dir zu ziehen.

Druckfehler.

S. 18 Z. 1 v. u. l. doch statt noch.
= 29 = 3 = = = antworte st. antwortet.
= 36 = 1 = = = endlich.
= 50 = 1 = = = ihm mich anzuschließen.
= 54 = 12 = = = als Menschen.
= 130 = 14 = o. = läuft.
= 157 = 11 = = = festgehalten st. festhalten.
= 172 = 4 = u. = des Mäeutischen.
= 195 = 8 = o. = läßt zu Spott werden.
= 223 = 14 = = = sie statt sich.
= 224 = 13 = = = hineingetrogen.
= 231 = 15 = = = wie ein Greis.
= 244 = 13 u. 15 v. u. l. erkennen.
= 286 = 6 v. o. l. und — dies liegt wieder usw.

Mehrfache Verstöße gegen Orthographie und Interpunction werden den Sinn nicht stören können, und sind deßhalb hier nicht aufgeführt.

Inhalt.

Heynemann'sche Buchdruckerei in Halle.
(J. Fricke & F. Beyer.)